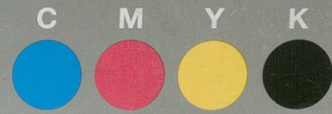


Part Code
ST1316



Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



DIE KULTUR DES MODERNEN
ENGLAND
HERAUSGEGEBEN VON ERNST SIEPER
BAND II
ERNST SCHULTZE
VOLKSBILDUNG UND
VOLKSWOHLFAHRT
IN ENGLAND





DIE KULTUR DES MODERNEN
ENGLAND

HERAUSGEGEBEN VON ERNST SIEPER

— BAND II —

ERNST SCHULTZE
VOLKSBILDUNG UND
VOLKSWOHLFAHRT
IN ENGLAND

Die Kultur
des modernen England
in Einzeldarstellungen

herausgegeben mit

Unterstützung des deutsch-englischen Verständigungskomitees

von

Dr. Ernst Sieper

a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität München

2. Band

Volksbildung und Volkswohlfahrt in England
von Dr. Ernst Schultze

MÜNCHEN und BERLIN
Druck und Verlag von R. Oldenbourg
1912

774 B14
2779. III 335.g

Volksbildung und Volkswohlfahrt in England

Von

Dr. Ernst Schultze

~~VIII 8,538~~

~~Acc: 6389 b~~

„Es läßt sich, glaube ich,
zeigen, daß Unwissenheit
mehr kostet als Bildung.“

Sir John Lubbock
(Lord Avebury).



MÜNCHEN und BERLIN
Druck und Verlag von R. Oldenbourg
1912

9(93)

Alle Rechte,
auch das der Übersetzung,
vorbehalten.



ZBIORNICA
Kolekcji
Zabawiacznych

Vorwort.

Dieses Buch versucht, diejenigen Anstalten und Bestrebungen zu schildern, die auf englischem Boden für die Verbreitung sozialer, literarischer und künstlerischer Bildung in den Massen des Volkes ins Leben gerufen worden sind. Die Einrichtungen zur Popularisierung der Wissenschaft sind im 1. Bande der Sammlung dargestellt worden («Die geistige Hebung der Volksmassen in England»). Eine scharfe Trennung der wissenschaftlichen und der künstlerischen Bildungsbestrebungen ist jedoch nicht möglich; daher ist in verschiedenen Kapiteln des vorliegenden Buches wiederholt auch von ersteren die Rede; hauptsächlich widmet es sich jedoch jenen anderen Zweigen des Bildungswesens.

Es gab Zeiten, in denen man sich von der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse Wunderdinge versprach. Nicht nur das Zeitalter der Aufklärung stand unter dieser Illusion, vielmehr greift sie weit tiefer in die Vergangenheit zurück. Schon Jahrhunderte zuvor, als Lesen und Schreiben noch seltene Künste waren, pflegte der englische Richter einem Schuldigen die Strafe zu erlassen, wenn dieser sich über den Besitz solcher Fertigkeit ausweisen konnte. Man glaubte wohl, er habe wenigstens durch die Energie, die zur Erlangung dieser schwierigen Dinge erforderlich war, bewiesen, daß er aus besserem Holze geschnitzt sei. Heute wissen wir, daß die Pforten der Bildung keineswegs durch das Wissen geöffnet werden. Es gibt auch ungebildete Gelehrte. Zur Bildung gehört nicht nur der Besitz gewisser Kenntnisse, sondern auch eine tiefere Herzensbildung, die sich nicht erzielen läßt, wenn man die Einflüsse der Dichtung,

der Kunst und der großen sittlichen Vorbilder der Menschheit ausschaltet oder gering achtet.

Wer diese Verhältnisse mißachtet, der mag in die Gefahr kommen, Zustände hervorzurufen, die von dem Ideal der Volksebildung himmelweit entfernt sind. Man wird dann zwar durch Verbreitung gewisser Grundkenntnisse die allergrößte Unwissenheit beseitigen und die Gefahr ausschalten können, durch den gänzlichen Mangel aller geistigen Elemente im Volksleben ein Fallbeil allgemeiner Rohheit zu schleifen, dem eines Tages die gesamte Kultur zum Opfer fallen könnte. Aber man wird durch Beschränkung auf sogenannte »nützliche Wissensstoffe« nur ein Volk kenntnisreicher Barbaren schaffen, nicht jedoch eine Kulturgemeinschaft, in der das unentbehrliche Element der Herzensbildung das tägliche Leben wie auch die großen Entscheidungen der inneren und äußeren Politik beeinflusst.

Deshalb ist in dem vorliegenden Buche (wie schon in dem vorhergehenden Bande) besondere Beachtung den feineren seelischen Einflüssen geschenkt, die von den Worten und Taten der großen Herzenskundler der Menschheit ausgehen. Deshalb habe ich auch gegen alle Ansichten und Bestrebungen Stellung genommen, die der Wirksamkeit dieser Einflüsse bewußt oder unbewußt widerstreben oder die sich zu einer vollen Würdigung ihrer Bedeutung nicht herbeilassen wollen.

Die Kritik, die ich somit an manchen Erscheinungen des englischen Geistes- und Kulturlebens geübt habe, ist jedoch nicht von dem Wunsche eingegeben, auf den Splitter im Auge des Nächsten hinzuweisen, um den Balken im eigenen Auge zu übersehen. Sie ist vielmehr von dem herzlichen Wunsche veranlaßt, nach meinen Kräften dazu beizutragen, das englische Volksebildungswesen, dem ich zahlreiche Anregungen verdanke und das ich bewundere und hochschätze, von Hemmungen zu befreien, die hier und da der vollen Entfaltung seiner Kräfte noch im Wege stehen.

Im übrigen tritt diese Kritik hinter der Anerkennung seiner Absichten und Leistungen zurück; nur will diese Anerkennung eben nicht blind sein. Man wird in den Blättern dieses Buches erheblich mehr Lob und Anerkennung als Tadel oder Zweifel finden. Denn nicht nur die Organisation, die man für Volksebildungs- und Volkserholungszwecke in England ge-

schaffen hat, ist zum Teil geradezu vorbildlich geworden; nicht nur die Mittel, die dafür zur Verfügung stehen, sollten zur Nach-eiferung anspornen: vor allem gilt dies vielmehr von dem schönen sozialen Geist, von der tiefen Gesinnung der Menschlichkeit, die diese Einrichtungen durchdringt und der die Förderung und Ausbildung aller geistigen Kräfte am Herzen liegt, an welcher Stelle sie auch auftauchen mögen. Dieser Geist war es, der den berühmten Physiker Humphrey Davy, wenn man ihn wegen seiner Entdeckungen pries, zu der Antwort veranlaßte: »Meine beste Entdeckung war Michael Faraday«. Von solcher Gesinnung können einstweilen noch alle anderen Völker lernen.

H a m b u r g - G r o ß b o r s t e l , 10. November 1911.

Dr. Ernst Schultze.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
1. Kapitel: Die Volksheime oder akademischen Niederlassungen (Social oder University Settlements)	1
Sozialer Idealismus S. 1. Drei junge Führer der Bewegung S. 1. Edward Denison S. 2. Arnold Toynbee S. 4. Begründung der Gesellschaft für Universitätsniederlassungen S. 10. Toynbee Hall S. 12, Die Residenten S. 13. Kanonikus Barnett als ihr Vorsteher (Warden) S. 14. Grundsätze der Volksheimtätigkeit S. 16. Anbahnung eines besseren Verständnisses zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen S. 16. Aufnahme durch die Arbeiterschaft S. 17. Ideale echter Menschen- und Nächstenliebe S. 19.	
Erste Eindrücke bei der Tätigkeit in Toynbee Hall: Kindergesellschaft, Toynbee-Reisegesellschaft, Smoking Debate, Verhandlung über Volksbanken, Sonntag-Nachmittagskonzert, Orchestergesellschaft, Sitzung eines Schulrates, Schachklub, Diskussionsgesellschaft S. 20.	
Tätigkeit Toynbee Halls für das Volksbildungswesen S. 24. Mittelpunkt für die volkstümlichen Hochschulkurse S. 24. Unterrichtsklassen für Elementargegenstände S. 25. Einzelvorträge S. 26. Diskutierabende S. 27. Volkstümliche Kunstausstellungen S. 28.	
Klubs S. 30. Gesamtverband der Klubs S. 31. Beide Geschlechter sind vertreten S. 32. Erziehlicher Einfluß der Klubs S. 32. Heraufrückung des Heiratsalters S. 32. Fabrikmädchen S. 33. Die Klubs werden häufig überlaufen S. 34. Ihre Selbstverwaltung S. 35.	
Körperlich und moralisch verkommene Kinder S. 36. Dr. Barnardo S. 37. Gruppenspiele und Spielleiter S. 38.	
Erziehung zur Selbstverwaltung S. 39. Niedergang der Selbstverwaltung in den Gemeinden Ost-Londons um die Mitte des 19. Jahrhunderts S. 41. Daraus erwachsen Gefahren allerschwerster Art S. 43. Stärkung der Fähigkeit zur Selbstverwaltung durch die Volksheime S. 44. Überwindung des Widerstandes gegen vernünftige Gesetze in der Bevölkerung.	

Erziehung zum Gemeingeist S. 44. »Bürgerrechte nur Bürgerpflichten« S. 45. Tätigkeit der einzelnen Volksheime auf diesem Gebiete S. 47. Unterstützung der öffentlichen Gesundheitspflege S. 48. Schaffung von Spielplätzen und Parken S. 50. Unterstützung der Armenverwaltungen und Schulverwaltungen S. 52. Rechtsauskunftsstellen S. 54.

Starke Einwanderung fremdsprachiger Volksbestandteile S. 55. Jiddische Bevölkerung S. 56. Hebung ihrer sozialen und kulturellen Lage S. 58.

Die Tätigkeit der Volksheime dehnt sich heute nicht mehr stark aus S. 58. Der soziale Geist nicht mehr so lebendig S. 60.

2. Kapitel: Die öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen . . . 62

Gründung öffentlicher Bibliotheken vom 15. Jahrhundert an S. 62. Britisches Museum 1759 S. 63. William Ewarts Antrag im Parlament S. 64. Vorurteile S. 66. Bibliotheksgesetz des Jahres 1850 S. 66. Weitere Bibliotheksgesetzgebung S. 67.

Geschichte der Volksbibliotheksbewegung in England S. 67. Manchester S. 68. Hauptfortschritte seit 1890 S. 69. London S. 69. Arme und reiche Städte S. 72. Die Pennysteuern und ihre Grundlage S. 72.

Verteilung des Einkommens einer Public Library S. 76. Stand des öffentlichen Bibliothekswesens am Ende des 19. Jahrhunderts S. 77. Jährlich 156 Millionen Menschen! S. 78. Den deutschen Volksbibliotheken noch immer voraus S. 78. Anders in sehr kleinen Städten und auf dem Lande S. 79. Ländliche Wanderbibliotheken S. 80. Schenkungen S. 80. Milliardäre S. 81.

Bibliothek-Architektur S. 81. Vortragssaal. Vorlesungen S. 82. Zeitungs-Lesesäle S. 83.

Vergleich Englands, Deutschlands und der Vereinigten Staaten S. 84. In England die gleichmäßigste Entwicklung S. 86. Zweigbüchereien S. 86. Leserinnen S. 87. Bibliothekarinnen S. 87. Bibliothekare S. 88. Bibliotheks-Gesellschaft S. 88.

Umschwung der englischen Bibliotheksbewegung S. 88. Hoffnungen zu hoch geschraubt S. 89. Ernüchterung. Klagen S. 90. Führer durch die Literatur S. 91. Führer durch das Gebiet der historischen Romane S. 92. Amerikanische Literaturführer S. 92. Die Bewegung der »Hundert besten Bücher« S. 93. Dieselbe in Deutschland S. 95.

Zuweilen Wahllosigkeit in der Anschaffung der angekauften Bücher S. 96. Volksbibliotheken sollen Bildungsanstalten sein! S. 97. Prozentzahl der Entleihung von Büchern der schönen Literatur S. 97. Zweikartensystem S. 98. Einfluß der Romanliteratur S. 99. Selbsthilfe zur Hebung des Bibliotheks-

wesens S. 100. Scharfe Kritiken S. 101. Schund- und Schmutz-literatur S. 102. Ausschaltung bestimmter Bücher S. 103. Sorgfältige Bücherauswahl eine Lebensfrage S. 104. Auswahl der Stoffe S. 104. Trostlosigkeit der Verhältnisse in Kleinstädten und auf dem Lande S. 105. Neuer Aufschwung: Bildungspolitik der Bibliotheks-Gesellschaft S. 105. Zusammenwirken mit anderen Bildungseinrichtungen S. 106.

Wie läßt sich eine tiefere bildende, nicht nur unterhaltende Wirksamkeit erzielen? S. 106. Unaufdringliche Beratung der Leser S. 107. Der Leser darf nicht als Nummer behandelt werden S. 107. Der Indikator und seine Verwerflichkeit S. 107.

»National Home Reading Union« S. 110. Schicksale der Shakespeareschen Werke S. 112. Die Entwicklung des billigen Buches S. 114. Lesestoff in den Gefängnissen S. 115. Zusammenfassung und Ausblick S. 116.

3. Kapitel: Theater und Volksbildung 117

Bedeutung guter volkstümlicher Theatervorstellungen S. 117. Vorbedingungen der Entwicklung des modernen Theaters S. 118.

Rückblick auf die englische Theatergeschichte: Einfluß des Puritanismus S. 119. Sittenlosigkeit S. 119. Maskeraden S. 119. Nachfrage nach besseren Stücken kaum vorhanden S. 120. Veredelung des Theatergeschmacks durch Garrick S. 121. Schottland S. 121. Feindlichkeit der Methodistenbewegung S. 121.

Große Ausbreitung des Theaters in England S. 122. Soziales Elend der Schauspieler und Angestellten S. 123. Verbreitung der Theater in den Industriestädten S. 124. Massen weniger wohlhabender Besucher S. 125. Platzhalter S. 126.

Dient das heutige englische Theater der literarischen Bildung der Besucher? S. 129. Die besten Dramatiker werden nicht gegeben S. 130. Sentimentalität S. 130. Melodramatischer Charakter. Musik S. 131. Repertoirespiel so gut wie völlig abgeschafft S. 131. Ausstattung S. 132. Probleme kaum auf die Bühne gebracht S. 132. Sensationen auf der Bühne S. 133. Puritanische Scheu noch immer verbreitet S. 134. Sinn für Humor S. 135. Das höhere Lustspiel S. 135. Schicksal der Shakespeareschen Dramen auf der englischen Bühne S. 135. Krebssschaden des englischen Theaters S. 137. Melodrama S. 137. Variété-Bühne S. 138. Kein Theater darf am Sonntag spielen! S. 139. Psychologie des Publikums S. 139. Die Bühnenkunst ist popularisiert, aber nicht im guten Sinne S. 140. England braucht dringend einen Bühnenreformer S. 141.

- | | Seite |
|--|------------|
| 4. Kapitel: Kirchliche Bestrebungen. | 143 |
| Einfluß der Kirche S. 143. Unduldsamkeit S. 144. Die Charter Schools in Irland. Das Schisma-Gesetz in England im Jahre 1714 S. 144. Allmähliche Milderung dieses Geistes kirchlicher Unduldsamkeit S. 145. | |
| Die Pusey-Bewegung S. 146. Die Staatskirche wieder zum Bewußtsein ihrer sozialen Pflichten gebracht S. 148. Charles Lowder S. 148. Volksbildungseinrichtungen nur als Notbehelf betrachtet S. 149. Christliche Vereine junger Männer S. 149. Die Quäker S. 152. Die Sonntagsschulen S. 153. Die Schulen für Erwachsene (Adult Schools) S. 156. | |
| 5. Kapitel: Sonntagshelligung und Volksbildung | 160 |
| Charakter des englischen Sonntags S. 160. Puritanische Einflüsse S. 161. Entrüstung bei ihrer Milderung Ende des 17. Jahrhunderts S. 161. Weitere Milderung im 18. Jahrhundert S. 162. Schottland S. 163. Leckys Urteil S. 164. Einfluß der äußeren Sonntagshelligung auf das Privatleben S. 164. Entrüstung des Presbyteriums in Edinburgh, daß man sich nicht schämte, am heiligen Sabbat sich im offenen Wasser zu waschen oder zu schwimmen! S. 165. Wales S. 166. Ende des 18. Jahrhunderts wiederum Verschärfung der Sonntagshelligung S. 166. | |
| Noch heute ist die englische Sonntagshelligung übertrieben S. 167. Inkonsequenz S. 167. Sonntagzüge der Eisenbahngesellschaften S. 168. | |
| Einfluß auf die Entwicklung des Volksbildungswesens S. 168. Die arbeitenden Klassen einer wertvollen Quelle des Genusses und der Belehrung beraubt S. 169. Trostlosigkeit des englischen Sonntags, namentlich in den Stadtteilen der Armen S. 169. Forderung der Sonntagsoffnung von Volksbildungseinrichtungen S. 170. Bewegungen zu diesem Ziel in den letzten Jahrzehnten S. 171. Starker Besuch der am Sonntag geöffneten Volksbildungseinrichtungen S. 171. Bekehrungssucht S. 172. | |
| »National Sunday League« S. 173. Sonntagskonzerte S. 174. Öffnung von Museen S. 174. Kunst-Galerien S. 175. Kinematographenvorstellungen S. 175. Fußball- und Golfspiel S. 176. Theateraufführungen? S. 176. | |
| Die Gegenströmung: »Society for Promoting the Due Observance of the Lords-day« S. 177. Sonntagsoffnung von Museen und Bibliotheken zum Teil wieder rückgängig gemacht S. 177. | |
| Kulturelle Nachteile der übertriebenen Sonntagshelligung S. 178. Die Entwicklung der englischen Kunst dadurch unterbunden S. 178. | |

	Seite
6. Kapitel: Organisationswünsche	181
<p>Allenthalben das Bedürfnis nach Übersicht über die vorhandenen Bildungseinrichtungen gefühlt S. 181. Einrichtungen verschiedener Länder zu diesem Zwecke S. 181. Bildungsamt der Vereinigten Staaten S. 182. Plan des Bildungsausschusses in Bristol S. 183. Austausch von Schülerbriefen S. 184.</p> <p>Sadlers Vorschlag zur Begründung eines Auskunftsbureaus für das Volksbildungswesen und seine Statistik im ganzen britischen Reiche S. 184. Die Verhältnisse Deutschlands S. 186.</p>	
7. Kapitel: Bildungsideale	188
<p>Entwicklung des Anstandsbegriffes. Herausbildung des Ideals eines ehrenfesten Mannes S. 188. Die Eigenschaften des Gentleman S. 189. Die Lady S. 190. Entwicklung der Bildungsideale durch Literatur und Theater S. 190. Auch die Angehörigen der unteren Volksschichten befolgen einige der Gentleman-Ideale in ihrem Handeln S. 191. Moralphilosophische Schriften S. 192.</p>	
8. Kapitel: Vorzüge und Mängel. Zukunftsaussichten	194
<p>Hemmungen der Entwicklung des englischen Volksbildungswesens durch die alte Feindschaft gegen die Volksbildung S. 194. Auch heute nimmt die öffentliche Meinung die Frage noch nicht ernst genug S. 195. Welle der Begeisterung für das Bildungswesen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts S. 195. Alsdann ein leises Sinken S. 196. Jetzt wieder allgemeinere Anteilnahme S. 196. Teilnahme weitblickender Männer S. 197. Ihre fein gemeißelten Reden S. 197.</p> <p>Man darf die Hoffnungen nicht zu hoch schrauben S. 198. Ein Grunderfordernis ist die Schaffung der zweckmäßigsten Organisation S. 199. Die Vorbereitungen dazu sind in England zu lange versäumt worden S. 199. Das englische Volksbildungswesen ist zuweilen allzusehr an der Oberfläche geblieben S. 200. »Intellektuelle Feigheit« S. 201. Der Aberglaube und seine Verbreitung S. 201. Quacksalber und Scharlatane S. 202.</p> <p>Zweifellos sind noch ganz erhebliche weitere Verbesserungen möglich S. 203. Große Zukunft des englischen Volksbildungswesens S. 203. Neben der Volksbildung muß die Selbstbildung stehen S. 204.</p>	

1. Kapitel.

Die Volksheime oder akademischen Niederlassungen (Social oder University Settlements).

Als eine der erfolgreichsten und schönsten Volksbildungseinrichtungen, die jemals geschaffen wurden, stellen sich die Volksheime oder akademischen Niederlassungen (Social Settlements, auch University Settlements genannt) englischer Großstädte dar. Der höchste, opferwilligste soziale Idealismus vereinigt sich in diesen Anstalten mit nüchternem Blick für die praktischen Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens. Und die anspruchslose, für sich selbst nichts suchende Gesinnung, der diese Tätigkeit tiefer Menschenliebe entsprossen ist, hat Wirkungen von erstaunlicher Kraft und Tiefe erzielt.

Überblickt man die Geschichte dieser Bewegung, so mutet sie uns um so merkwürdiger an, als sie von ganz jungen Männern ausging, deren drei wichtigste Führer in jungen Jahren starben. Dennoch hatte ihre Willensrichtung, obwohl sie bis dahin weder eine äußere organisatorische Zusammenfassung gefunden hatte noch einen persönlichen oder örtlichen Mittelpunkt besaß, bereits so festen Fuß gefaßt, daß sie innerhalb weniger Jahre die trostlosesten Teile einiger englischer Großstädte mit »sozialen Niederlassungen« überstreute, in denen junge Männer der wohlhabenden Kreise freiwillig das Werk sozialer Hilfsarbeit und eigener sozialer Fortbildung auf sich nahmen. Von den drei Führern dieser Bewegung, die in jungen Jahren ins Grab sanken, bevor sie es erlebt hätten, daß ihre Ideen in festen Formen verwirklicht wurden, seien Edward Denisons und Arnold Toynbees Lebenslauf geschildert, während mir über das Leben und die Entwicklung

von John Richard Green nähere Angaben nicht zur Verfügung stehen. Die drei arbeiteten getrennt und unabhängig von einander. Denison entfaltete seine wichtigste Wirksamkeit im Osten Londons, Toynbee innerhalb der akademischen Kreise von Oxford sowie in den Arbeitervierteln der Städte Nordenglands.

Edward Denison war 1840 in Salisbury als Sohn einer wohlhabenden und einflußreichen Familie geboren. So war es fast selbstverständlich, daß er durch die höhere Knabenschule von Eton ging und später die Universität Oxford besuchte, wo er sich dem vornehmsten College, dem von Christ Church, anschloß. Schon als Student zeigte er ein in sich zurückgezogenes Wesen, das jedoch in hervorragendem Maße die Fähigkeit besaß, dauernde Freundschaft zu schließen und tiefe Sympathie einzuflößen. Als er die Universität verließ, stand dem jungen Manne sein Lebensziel klar vor Augen: der Kampf gegen den Pauperismus der Großstädte. Alles und jedes in seinem Leben ordnete er diesem Zwecke unter. Bei längeren Studienaufenthalten in Frankreich hatte er das riesenhafte System der Staatsalmosen kennen gelernt, das dort unter der Form von öffentlichen Unternehmungen und Bauten herrschte, die an sich unnötig waren. Wie Denison diese Staatsalmosen verwarf, so wendete er sich auch gegen die wahllose Wohltätigkeit auf Subskription, die in England geübt wurde; beide Arten der Wohltätigkeit trugen nach seiner Ansicht nur dazu bei, das ungesunde Wachstum der Großstädte zu beschleunigen, ohne das Übel selbst an der Wurzel zu heilen.

Auf dem Lande aufgewachsen, dann auf einer vornehmen Schule und in den reichsten akademischen Kreisen erzogen, fehlte ihm jede persönliche Bekanntschaft mit den ärmsten Klassen der Großstadtbevölkerung. Um diesem Mangel abzuhelfen, entschloß er sich im Frühjahr 1867, in einem der verarmten und heruntergekommenen Teile Ostlondons dauernd Wohnung zu nehmen. So mietete er sich in Philpot Street bei Mile End Road ein. Sein Leben innerhalb dieses trostlosen Stadtteils zeigte ihm bald, daß die Einzelercheinung des Elends noch nicht einmal das ärgste ist, daß es sich vielmehr am grauigsten in dem einförmigen, ganz in die Tiefe gesunkenen Niveau des Durchschnittslebens darstellt — einem Niveau, das gekennzeichnet werde durch einen kreischenden Orgelkasten und durch die »Abwesenheit von allem, was die Gedanken des

Menschen über das tägliche Brot erhebt, durch den gänzlichen Mangel an Bildung und Religion«.

In Ostlondon lebte Denison 8 Monate lang. In seinen Schriften hat er anschaulich geschildert, wie er heute einen Beamten anzutreiben suchte, um die Reinigung einer vom Fieber angesteckten Straße durchzuführen — wie er morgen an einer Sitzung der Armenräte (Poor Guardians) teilzunehmen hatte — wie er dann wieder eine Anzahl von Dockarbeitern zur Bibelstunde um sich vereinigte. Oft und oft traten ihm bei seinen Gängen in der Umgebung Zustände entgegen, die, wie er meinte, »schon die bloße Anwesenheit eines Gentlemen unmöglich machen würde«.

Im Frühjahr 1868 verließ Denison seinen selbstgewählten Wohnsitz im Osten Londons, da er in das Unterhaus gewählt worden war. Die Wahl eines so jungen, erst 28 jährigen Mannes ist wohl nur durch besonderen Familieneinfluß zu erklären. Im Parlament schloß er sich dem rechten Flügel der liberalen Partei an; indessen vertrat er so gemäßigte Anschauungen, daß auch eine Wählerschaft, die dem linken Flügel der konservativen Partei angehörte, seinem Programm hätte zustimmen können. Ein Freund sagte von ihm, daß er zu jenen Politikern gehörte, die, über den Parteien stehend, eine Schutzwehr gegen Ausschreitungen des Parteiregiments bilden und aus diesem Grunde nicht selten zu Parteiführern und Ministern berufen werden.

Indessen konnte Denison seine parlamentarische Tätigkeit nur kurze Zeit ausüben. Schon früher hatten sich Anzeichen einer Lungenkrankheit gezeigt. Vielleicht hatte er seine Gesundheit durch allzu viele Arbeit weiter geschwächt. Die Ärzte empfahlen dringend Luftveränderung. So entschloß er sich, da ihm insbesondere eine Reise nach Südeuropa oder eine solche über den Ozean angeraten worden war, für die letztere, weil er hierbei Gelegenheit hatte, die Frage der Auswanderung zu studieren, die ihn schon lange beschäftigte. Er schiffte sich im Herbst 1869 nach Australien ein, um »das Land ohne Menschen kennen zu lernen, dem man die Menschen ohne Land zuführen könnte«. Weihnachten 1869 landete er schwer krank in Melbourne, am 26. Januar 1870 starb er; er liegt drüben begraben. Freunde stifteten seinem Andenken in dem nördlichen Seitenschiff der Christ Church-Kapelle in Oxford ein Glasfenster.

Denison war der erste Universitätsmann, der sich für längere Zeit im Osten Londons niederließ, um dort sozial zu wirken. Er muß in vollstem Sinne als der Vorläufer Toynbees betrachtet werden. In seiner Wirksamkeit war die damals für England noch seltene Erscheinung zum Durchbruch gekommen, daß soziale und gemeinnützige Tätigkeit ohne stete Beziehung auf das Christentum getrieben wurde. Denison verkannte die große soziale Heilkraft, die in einem richtig verstandenen Christentum liegen kann, keineswegs. Aber er wollte es nicht »von Pharisäern gelehrt und von Sadduzäern illustriert, sondern so, wie es sein Stifter selber gelehrt hatte«. Deshalb suchte er die Verbreitung weltlicher Kenntnisse nach Möglichkeit zu fördern und fand die Begründung seiner sozialen Pflichten nicht mehr ausschließlich in der Bibel, wie dies in starkem Maße insbesondere von Carlyle, aber auch von den Christlich-Sozialen und von vielen kleineren Sozialreformern der vorhergehenden Jahrzehnte gegolten hatte¹⁾.

Arnold Toynbees Tätigkeit und Anschauungen waren ganz wie die Denisons mehr auf ethischer als auf religiöser Grundlage aufgebaut. Seinem Vater, einem bekannten Ohrenarzt und tüchtigen Naturwissenschaftler, der eine Abendklasse für Arbeiter eingerichtet hatte, um naturwissenschaftliche Gegenstände zu behandeln, half er als Knabe bei der Ausführung von Experimenten. Als Student wurde er in Oxford lebhaft von Professor T. H. Green beeinflusst, der weiter dazu beitrug, das Geistesleben des jungen Toynbee ganz auf den Boden des modernen Denkens zu stellen. Es lag Toynbee jedoch fern, ein Feind der Religion zu sein. Nur betrachtete er sie nicht als Sache des Verstandes, sondern als solche des Willens; er sah ihre Forderungen nicht sowohl in der intellektuellen Verpflichtung zur Anerkennung gewisser starrer Lehrsätze als in der ethischen, das eigene Leben von sozialen Gesichtspunkten bestimmen zu lassen. Die anti-individualistische Richtung, die am kraftvollsten von Carlyle vertreten worden war, wurde für Toynbee weiter richtunggebend. Er wollte sein Leben ganz unter soziale Pflichten stellen und strebte nach einer

¹⁾ Ich habe mich für die Angaben über Denison auf den vortrefflichen Aufsatz von Gerhard von Schulze-Gaevernitz »Toynbee Hall« in den Grenzboten 46. Jahrgang 1887 1. Vierteljahr (S. 304 ff., 409 ff., 463 ff., 574 ff.) gestützt.

»Nachfolge Christi« im höchsten sittlichen Sinne. Wie er einem Freunde schrieb, faßte er jeden Morgen den Entschluß, der Selbstsucht an diesem Tage völliger Herr zu werden als am vorhergehenden.

Schulze-Gaevernitz weist mit Recht darauf hin, daß Toynbee seinen geradezu erstaunlichen Einfluß, der bei einem so jungen Manne sonst gar nicht erklärbar gewesen wäre, dieser ethischen Gesinnung verdankt. Einer seiner Freunde hat mit Recht von ihm gesagt, daß er, im Mittelalter geboren, Heiliger und Stifter eines Mönchsordens geworden wäre, falls man ihn nicht — was allerdings wahrscheinlicher sei — als Ketzer verbrannt hätte.

Während seines Lebens in Whitechapel, einem der elendesten Stadtteile Ostlondons, trat Toynbee in den Dienst des Geistlichen der englischen Staatskirche in St. Judas, weil er seinen sozialen Bestrebungen durch Mithilfe an dessen Vereinen und an der kirchlichen Wohltätigkeit dienen zu können glaubte. Aber er schloß sich auch einem radikalen Arbeiterverein an, der fast ganz aus Mitgliedern bestand, die jeden Einfluß der Geistlichkeit ablehnten. Die Mitglieder dieses Vereins erstaunten aufs äußerste, als er, ein studierter und denkender Mann, die Partei der Religion nahm, indem er ihre Notwendigkeit verteidigte und ihre zeitgemäße Gestaltung für die Hauptaufgabe der Gegenwart erklärte, während sie selber nichts mehr davon wissen wollten. Toynbee faßte eben die Religion nicht äußerlich als eine Häufung unbeweisbarer Dogmen, sondern tief innerlich als soziale Pflicht auf, während jene Arbeiter nur die dogmatischen Forderungen der Geistlichkeit im Auge hatten. So wandten sich seine Gegner in einer Debatte über die Äußerungen Toynbees gegen die Vorstellung eines Himmels als »eines Platzes, wo die Engel saßen und nichts zu tun hätten, als ihre Haare wachsen und immer länger wachsen zu lassen«. Welche Ruhe des Geistes ihm seine ethische Grundrichtung gab, dafür ist bezeichnend die naive Äußerung eines seiner Bekannten zu einem Kameraden: »T o y n - b e e l i e s t d i e B i b e l w i e e i n a n d e r e s B u c h — a l s o b e r e s g e r n t ä t e.«

Das Leben Arnold Toynbees währte nur 31 Jahre. Am 23. April 1852 geboren, verlor er den Vater, noch bevor er das 14. Jahr vollendet hatte. Von früher Jugend auf litt der Knabe unter den Erscheinungen einer hinfälligen Gesundheit. 1873 bezog er die Universität Oxford. Zuerst studierte er dort im

Pembroke College, dann siedelte er in das Balliol College über, wo er nach Beendigung der Studienjahre Lehrer und Verwalter (Bursar) wurde. Er hatte hier Volkswirtschaft zu lehren, und zwar namentlich vor den »Indian students«, d. h. vor den jungen Leuten, die sich für die Zivilverwaltung in Indien vorbereiteten.

Toynbee, von dem wir nur wenige, zum Teil unvollendete Aufsätze kennen, war zweifellos mehr Gelehrter als Denison. Weit größer aber denn seine Bedeutung als Gelehrter ist der persönliche Einfluß, der von ihm ausging. Von allen Seiten wird gerühmt, daß seine Persönlichkeit in seltenem Maße anziehend war und daß der Einfluß, den er im Verkehr oder in Reden und Vorträgen zu üben wußte, von allen Kreisen der Bevölkerung gleich stark empfunden wurde. Als der maßgebende Zug seines Charakters wird *Sympathie mit Andern* bezeichnet. Von Jugend auf hatte er sich eine Gesinnung selbstlosen Interesses als Richtziel genommen. Das Leben im College hat wohl manches dazu beigetragen, diese Eigenschaften zu entfalten.

Und doch strebte er nicht nach Berühmtheit oder Ansehen. »Wenn Toynbee in Oxford beliebt und einflußreich wurde, so trug hierzu bei, daß er nichts weniger als Einfluß und Ansehen suchte. Er war in allen Dingen sachlich, stets unfähig, irgend eine persönliche Abneigung zu unterhalten oder irgend etwas der Anerkennung wegen zu sagen oder zu tun. Hierin lag auch der Grund seines Erfolges als Redner in Arbeiterkreisen, die er während der letzten Jahre seines Lebens vielfach aufsuchte; die Hörer empfanden, daß der Redner nicht ein Klassen- oder persönliches Interesse verfolge, sondern lediglich durch Mitgefühl getrieben werde: ein wahrer Freund des Volkes neben so vielen vorgeblichen!«¹⁾

Allabendlich pflegte Toynbee seine Schüler und Freunde in dem Gesellschaftszimmer (common room) des Balliol College in Oxford um sich zu versammeln. Bald standen sie ganz unter der bestimmenden Einwirkung seiner ethischen Persönlichkeit. Er besaß die Eigenschaften des echten Lehrers und wußte durch seine Vorträge und Ansprachen in Universitätskreisen das Gefühl der sozialen Verantwortlichkeit, die mit jeder gesellschaftlich bevorzugten Stellung verbunden sein

¹⁾ Schulze-Gaevernitz: Zum sozialen Frieden. Band 1. S. 410.

sollte, so lebhaft zu wecken, daß durch ihn auch die Bewegung der volkstümlichen Hochschulkurse, an der er wiederholt als Lehrer teilnahm, die kräftigste Unterstützung erhielt. Trotz seiner Jugend vermochte er seine Ideen in den Kreisen der ganzen Universität Oxford beliebt zu machen. Es gelang ihm, einen Kreis von Freunden und Schülern um sich zu sammeln, die seine Gedanken und Bestrebungen nach seinem Tode weithin verbreiteten. Einer seiner Freunde meint von ihm: »Das Interessante und Packende in seinem Leben war nicht, was er hervorgebracht hat, sondern er selbst — seine Einfachheit und Selbstlosigkeit, sein liebenswürdiges Beispiel, seine Verschiedenheit von allen anderen.«

Mit wahrhaft glänzender Beredsamkeit ausgestattet, hat Toynbee es verstanden, auch in Arbeiterkreisen stärksten Einfluß zu gewinnen. Insbesondere in die Städte des Nordens ging er gern, weil dort ein gehobener Arbeiterstand lebte, der von höheren geistigen und sittlichen Idealen erfüllt war und doch oder gerade deshalb eine ungestillte Sehnsucht nach weiterem geistig-sittlichem Aufstieg in sich trug.

Es war Toynbee, ob er nun vor einem akademischen Publikum oder vor Arbeitern sprach, niemals darum zu tun, Beifall zu erhalten, sondern nur, seine Gedanken zu vertreten und seine Forderungen durchzusetzen. Deshalb schmeichelte er nie. In Bradford rief er einmal vor einer größtenteils aus Arbeitern bestehenden Zuhörerschaft aus: »Hohe Löhne sind nicht ein Endzweck. Niemand verlangt hohe Löhne, damit die Arbeiter sinnlichen Genüssen nachgehen könnten. Wir verlangen höhere Löhne, damit eine Verbesserung der materiellen Lage und weniger Ängstlichkeit und Unsicherheit wegen der Zukunft dem Arbeiter ermöglihe, ein reineres und würdigeres Leben zu führen.«

Die materielle Hebung der Arbeiterschaft erschien also Toynbee nur als ein Mittel zu höheren Zwecken. In einer Zeit unaufhaltsamer Demokratisierung auf politischem wie auf gesellschaftlichem Gebiet betrachtete er es als eine Notwendigkeit dringendster Art, die Massen dem Materialismus zu entreißen. Die Demokratisierung muß verhängnisvoll werden, wenn es nicht gelingt, wie Schulze-Gaevernitz dies treffend ausdrückt, »die fallenden Satzungen des Gesetzes und der Sitten, die die Menschen bisher gebunden hatten, durch sittliche Selbstbeschränkung zu ersetzen.«

Indessen trat Toynbee der Arbeiterbewegung keineswegs nur als Sittenprediger gegenüber. Vielmehr nahm er ihre Berechtigung in Schutz, wo sie ungerecht angezweifelt wurde. Bis gegen Ende der 60er Jahre hatten die Gewerkvereine mit einer starken Gegnerschaft der öffentlichen Meinung zu kämpfen. Nur die andere, die genossenschaftliche, Seite der Arbeiterbewegung hatte wenigstens an den christlichen Sozialisten Anhänger und Verteidiger gefunden; auch sie hatten anfänglich mit den törichtesten Vorurteilen und mit einer fast erbitterten Gegnerschaft der Öffentlichkeit zu rechnen, die der Genossenschaftsbewegung eben keinerlei Berechtigung zuerkennen wollte. Diese ablehnende Haltung war glücklich überwunden worden; als aber im Jahre 1867 eine Königliche Kommission zur Untersuchung der Gewerkvereine eingesetzt wurde, betrachtete man es allgemein als ihre Aufgabe, Material zu der Unterdrückung dieser Seite der Arbeiterbewegung zu sammeln. Mit Mühe gelang es, Männer wie die christlichen Sozialisten Thomas Hughes und Frederick Harrison in diesen Ausschuß hineinzubringen; seine große Mehrheit war den Gewerkvereinen feindlich gesinnt. Indessen vermochte Harrison, der an die Zeugen viele Fragen im Interesse der Arbeiter richtete, einen Minderheitsbericht zu verfassen — den er wiederholt mit dem deutschen Nationalökonom Brentano besprach, der sich damals in England aufhielt — in welchem die Gewerkvereinsbewegung von einer Seite dargestellt wurde, die für die öffentliche Meinung jener Zeit noch fremd war. Es wurde dadurch verhindert, daß die Gesetzgebung sich den Gewerkvereinen feindlich gegenüberstellte. Gleichzeitig wurden die jüngeren akademischen Kreise dadurch in ihren sozialen Ansichten wesentlich beeinflußt. Toynbee schildert den Umschwung ihrer Anschauungen in folgenden Worten: »Die alte Verbindung, welche auf der Abhängigkeit des Arbeiters beruhte, verschwindet — eine neue Verbindung erhebt sich, gegründet auf die Unabhängigkeit des Arbeiters. Diese neue Verbindung ist tiefer und weiter als die alte. Denn Arbeitgeber und Arbeiter hörten auf, Schutzherr und Höriger zu sein, um sich als gleiche Bürger eines freien Staates wieder zu vereinigen.«

Daß Toynbee auch für die Genossenschaftsbewegung lebhaftes Sympathien besaß, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Es geschah besonders auf seine Veranlassung, daß

der Jahreskongreß der »Cooperative Societies« 1882 in Oxford abgehalten wurde. Den hierher entsandten Abgeordneten, die in geschichtslosen Industriestädten aufgewachsen waren, wurde durch den Aufenthalt in der alten Universitätsstadt mit den gotischen Türmen ihrer Colleges, den altersgrauen Kreuzgängen und Kirchen, der Atmosphäre wissenschaftlicher Ruhe und Stille ein ganz neuer Eindruck vermittelt. Zugleich wurden sie durch die herzliche Zuneigung überrascht, die ihnen aus den Universitätskreisen entgegentrat. Sie wurden in den Colleges einquartiert und in den ehrwürdigen Gesellschaftshallen, an den langen Speisetischen der Studenten bewirtet. Einer der hervorragendsten Redner, die die Arbeiter im Namen der Universität begrüßten, war Toynbee. Einige Wochen später wurde er zu Grabe getragen.

1875 hatte Toynbee einige Zeit in Whitechapel verbracht, einem der elendesten Bezirke des östlichen London. Daraufhin hatte er den Vorschlag gemacht, eine ständige Ansiedelung von Akademikern im Osten der Riesenstadt ins Leben zu rufen, und hatte als besonders geeignet auf Whitechapel hingewiesen.

Er betrachtete es als eine kulturelle Notwendigkeit dringendster Art, daß diejenigen Kreise der Nation, die sich im Besitze der höchsten geistigen Güter befinden, wieder Fühlung mit jenen anderen Kreisen gewinnen, deren Arbeit sie die Möglichkeit verdanken, sich geistigen Beschäftigungen hinzugeben. Die öffentliche Meinung, wie sie in der Tagespresse zum Ausdruck komme, sei bisher lediglich eine solche der oberen Gesellschaftsklassen gewesen und von kapitalistischen Gesichtspunkten ausgegangen — sie müsse wieder die Anschauungen des ganzen Volkes zum Ausdruck bringen. Eine Reformbewegung dafür könne aber nur von den Vertretern der Bildung ausgehen, denen eine unparteiische Stellung über den Parteien am ersten möglich sei. Sie hätten die Pflicht, die geistigen Führer der ganzen Nation zu werden und die Rolle zu übernehmen, die im Mittelalter von ihren Vorgängern, den Angehörigen der Geistlichkeit, wenigstens angestrebt worden sei. So wie die Verhältnisse lägen, könne man nicht davon reden, daß die Vertreter der Bildung noch die geistigen Führer der ganzen Nation seien — sie müßten also diese Stellung wieder zu erringen suchen. Bildung und Wissenschaft

seien ebenso wie Reichtum nur daseinsberechtigt, wenn die Pflichten nicht versäumt würden, die ihren Trägern zum allgemeinen Besten auferlegt seien. Versuchten sie sich vornehm zurückzuhalten und auf sich selbst zu beschränken, so werde es ihr Schicksal sein, wie das eines jeden untätigen Organs, zu verkümmern und mindestens ihren eigenen Untergang, vielleicht sogar den des Ganzen herbeizuführen.

Diese Anschauungen weiter in akademischen Kreisen wie überhaupt in den führenden Gesellschaftsschichten durchzusetzen, wurde Toynbee durch seinen frühen Tod verhindert. Noch bevor er 31 Jahre alt wurde, deckte ihn der Rasen. Seine zarte Gesundheit hatte den Anstrengungen nicht standgehalten, denen er sich unterwarf, um seinen akademischen Pflichten zu genügen, um sich an der Armenverwaltung in Oxford zu beteiligen, um die öffentliche Meinung mit neuem sozialem Geist zu erfüllen, um für eine Reform des Kirchenwesens im Sinne freier Synodalverfassung zu wirken, kurz, um an allen den Bestrebungen teilzunehmen, die ihm am Herzen lagen.

So erlebte er denn die Verwirklichung seiner Pläne im östlichen London nicht mehr. Das aber, was er gewirkt hatte, war bereits zu fest begründet, als daß es spurlos hätte untergehen können. Und diesmal war es nicht mehr nur ein Glasfenster in einer Kirchenkapelle, das man dem Dahingegangenen als Denkmal setzte. Wenige Tage nach seinem Tode kamen etwa 20 seiner Getreuen in dem Gesellschaftszimmer des Balliol College zusammen und gaben sich hier das Wort, die Tätigkeit des so früh Verstorbenen weiterzuführen und zur Vollendung zu bringen.

* * *

Überraschend schnell nahm die Bewegung feste Formen an und führte zu dauernden Erfolgen. Weit über das Balliol College hinaus hatte Toynbee Freunde und Bewunderer besessen. So nahmen sich jetzt alle Colleges in Oxford der Sache des Toten an. Zu Beginn des Jahres 1883 wurde ein Ausschuß gewählt, der die Verhältnisse in Whitechapel untersuchen und feste Vorschläge über die Einzelheiten der Begründung einer akademischen Niederlassung dort machen sollte. Sowohl in der Presse wie seitens der angesehensten Männer der verschiedensten Richtungen und Berufe fand der Plan Zu-

stimmung: so z. B. bei Lord Goschen, bei Professor Huxley, bei dem Marquis of Salisbury. Rasch kam die »Gesellschaft für Universitäts-Niederlassungen (University Settlements Association)« zustande. Ihr Zweck wurde in § 1 der Satzung dahin bestimmt: »Gelegenheit zur Belehrung sowie Vergnügung und Erholung der Bevölkerung der ärmeren Bezirke Londons und anderer größerer Städte zu gewähren, Untersuchungen über die Lebenslage der Armen anzustellen, und Unternehmungen, die geeignet erscheinen, ihre Verhältnisse zu verbessern, in Erwägung zu ziehen und nach Kräften zu unterstützen.« Als weiteres Ziel wurde ausgesprochen, »die Universitäten mit Ostlondon zu verknüpfen, die Teilnahme, die Tatkraft und den Gemeinsinn von Oxford und Cambridge auf die tatsächlichen Verhältnisse des großstädtischen Lebens zu lenken«.

Man hatte sich, um eine sachverständige Persönlichkeit für die Leitung der geplanten Niederlassung zu gewinnen, an S. A. Barnett, den Vikar von St. Judas, gewendet, der selbst in Oxford studiert hatte. Mehr als 20 Jahre lang hatte er im Osten Londons als Geistlicher gewirkt. Er kam den Plänen, die ihm vorgelegt wurden, bereitwillig und rückhaltlos entgegen. Der Erfolg der neuen Einrichtung ist großenteils diesem Manne zuzuschreiben, der sie länger als 20 Jahre hindurch mit Eifer und Geschick geleitet hat. Schon im Anfang gab er die wichtigsten Ratschläge, indem er z. B. ein Grundstück auswählte, das auf seinen Vorschlag gekauft wurde.

Bereits war man mit dem Niederreißen der halbverfallenen Gebäude, die hier standen, beschäftigt, als die Universität Cambridge dem neuen Verein, der so ganz auf die Initiative von Oxfordmännern zurückging, die hilfreiche Hand bot. Am 24. Mai 1884 fand in der Guildhall eine Versammlung statt, an der die angesehensten Professoren teilnahmen und in der sich Anhänger der verschiedensten Richtungen, die sonst kaum auf derselben Tribüne zu finden waren, im gleichen Sinne aussprachen. Männer von kirchlich konservativer Richtung traten dafür ebenso ein wie Chamberlain, der damals noch an der Spitze der Radikalen stand. Ferner äußerte sich der älteste Sohn Eduards, des damaligen Prinzen von Wales, Prinz Albert Eduard, der noch vor dem Regierungsantritt seines Vaters starb, im Sinne des Unternehmens, weil es denjenigen, die sich daran beteiligten, einen

weiteren Gesichtskreis zu öffnen versprach, »als er uns, die wir im Westen Londons leben, zu erreichen möglich ist«.

Die Vereinigung für akademische Niederlassungen, die in Oxford begründet worden war, wurde infolge dieses begeisterten Entgegenkommens der Universität Cambridge durch zahlreiche Mitglieder der letzteren verstärkt. Die Sammlung, die für die Vereinigung fortgesetzt wurde, ergab eine recht erhebliche Summe. Was von den ersten Einrichtungskosten, die sich auf 220 000 M. beliefen, fehlte, wurde durch Darlehen beschafft, die zum Teil zu geringem Zinsfuß hergegeben wurden.

So konnte die erste akademische Niederlassung in Ostlondon, der man zu Ehren des Mannes, auf den die Bewegung zurückging, den Namen »T o y n b e e H a l l« gab, Anfang März 1885 in Whitechapel eröffnet werden.

Mitten in dem rauchigen, rußigen, von Düften aller Art erfüllten Whitechapel tritt man in einer der Hauptstraßen, Commercial Road, durch ein gewöhnliches Eingangstor in einen sauber gehaltenen und von Blumen umkränzten Hof — um erstaunt die in gotischem Stil aufgeführten Gebäude zu betrachten, die ihn umgeben. Offenbar sind es Nachahmungen der Universitätsgebäude in Oxford; auch der kleine Turm, der sich rechts erhebt, soll wohl an die altersgrauen Türme der Universitätsstadt erinnern. Allenthalben rankt das Immergrün empor. Die feierliche Ruhe, die über dem Hofe liegt, das Spitzbogenportal, das uns zum Eintreten auffordert, alles das vervollständigt den Eindruck, daß wir hier aus dem gewöhnlichen Leben der Umgebung heraus an eine Stätte der Beschaulichkeit, der inneren Ruhe, des geistigen Gemeinschaftslebens getreten sind.

Nach der Straße zu befindet sich das Haus für den Vorsteher (Warden). Links liegt der Hauptteil der Gebäude, die Toybee-Hall zusammensetzen: der große Raum, der gewöhnlich von den Residenten als Speisesaal und Empfangszimmer benutzt wird, der aber häufig auch zu anderen Zwecken Verwendung findet; weiter ein großer Saal, dann mehrere kleinere, namentlich für Klubsitzungen verwendete Zimmer, ferner die Verwaltungsräume. Nach rechts ist dieser Teil des Gebäudes durch einen Querflügel mit dem Wohnhause des Vorstehers verbunden, während sich gegenüber dem Hauptgebäude ein dreistöckiger, nicht eben breiter Bau befindet, der die meisten Zimmer für die Residenten enthält.

Bevor weiter von Toynbee Hall die Rede ist, seien einige Worte den Residenten gewidmet. Als die »Gesellschaft für akademische Niederlassungen« begründet wurde, wünschte man zwei Grundsätze miteinander zu vereinigen. Einmal sollte die Niederlassung nach der Art eines Universitäts-College eingerichtet werden; zweitens wollte man nicht nur solche Männer zur Mitarbeit heranziehen, die imstande sind, ihr ganzes Leben für gemeinnützige Wirksamkeit herzugeben. Wollte man die Vorbedingung dafür schaffen, eine ausreichende Zahl junger Männer, die ihre Universitätsjahre hinter sich hatten und die nun, vielleicht noch nicht verheiratet, gewillt waren, mehrere Jahre einer gemeinnützigen Tätigkeit zu widmen, für eine solche im Osten Londons gewinnen, so war es wichtig, daß diese Versuche nicht vereinzelt blieben wie die Denisons und Toynbees, sondern daß sie zusammengefaßt wurden. Aber man mußte ihnen auch eine Art eigenen Heims bieten, um ihnen die furchtbare Öde und die lähmende Vereinsamung fernzuhalten, die einen jeden befallen muß, der in solcher Umgebung lebt, ohne Gelegenheit zu haben, sich mit gebildeten Männern zu unterhalten und auszusprechen. Dies ist selbst für eine Tätigkeit von nur wenigen Monaten notwendig, noch viel mehr für eine solche von mehreren Jahren. Deshalb wählte man die Form gemeinschaftlichen Lebens, die allen ehemaligen Universitätsstudenten in England die behaglichste ist: die des College. In einem gemeinschaftlichen, schön ausgestatteten, sehr großen und geräumigen Speisesaal werden zu bestimmten Zeiten das Morgenfrühstück (Breakfast), das Mittagsfrühstück (Luncheon) und die Hauptmahlzeit (Dinner) eingenommen. Wer tagsüber in anderen Teilen der Stadt beschäftigt ist, ißt sein Mittagsfrühstück dort; zur Haupt-Abendmahlzeit aber finden sich die Residenten wieder fast alle zusammen, und hier ergeben sich bei erfrischenden Gesprächen eben jener Gedankenaustausch und jene seelische Anregung, ohne die der Gebildete auf die Dauer nicht zu leben vermag. Hätte man einen solchen geselligen Mittelpunkt nicht geschaffen, so würde es unmöglich sein, genug Residenten zu finden; man hätte sich dann auf die ganz seltenen Fälle beschränken müssen, in denen wahrhafte Helden der Selbstaufopferung sich zu solcher Tätigkeit drängen.

Es mußte damit gerechnet werden, daß die »Residenten«, die größtenteils doch eben erst von der Universität kamen,

noch nicht in jeder Beziehung die nötige Erfahrung und Einsicht besaßen. Infolgedessen war es notwendig, auch für eine stetige Oberleitung zu sorgen. Deshalb wurde einer der Residenten zum Sub-warden, also gewissermaßen zum Inspektor ernannt. Noch wichtiger ist, daß über allen Residenten ein *Vorgesetzter* steht, der ihnen gegenüber alle Autorität auszuüben vermag, obwohl sein Amt besoldet ist, während die Residenten ihre Tätigkeit sämtlich ehrenamtlich ausüben. Man sagte sich, daß es unmöglich sein würde, einen tüchtigen und erfahrenen Mann für die Tätigkeit des Vorstehers der Anstalt zu finden, falls man kein Gehalt bot; oder wenn man einen solchen finden konnte, daß es ungerecht sei, ihm eine entsprechende Entschädigung nicht auszuzahlen. Rechnete man doch für dieses Amt auf eine stetige, sich über viele Jahre ununterbrochen fortsetzende Arbeit.

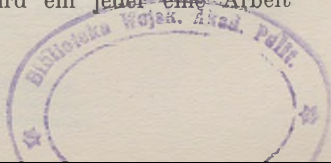
Gleich zu Anfang war man so glücklich, einen für diesen Posten wie geschaffenen Mann zu finden: den schon genannten Mr. *Barnett*, damals Vikar, später zum Kanonikus (Canon) ernannt. Er hatte an den Vorbereitungen für die Schaffung der Gesellschaft und für die Begründung von Toynbee Hall den tätigsten Anteil genommen; seinen Ratschlägen war man in den wichtigsten Dingen gefolgt; nun war man so glücklich, ihn auch für das Amt des Vorstehers zu gewinnen. So wurde Toynbee Hall in die Lage gesetzt, die Saat zu ernten, die Barnett in einer ausdauernden Arbeit von vielen Jahren in Whitechapel gesät hatte. Die Residenten betonten später mit Recht: »Ihm verdanken wir nicht nur die für Neulinge unschätzbare Leitung, sondern auch das Willkommen und Vertrauen, auf das wir bei jedem unserer Schritte in Whitechapel treffen und das wir anderwärts erst allmählich hätten erwerben müssen.«

Barnett, der das Amt als Vorsteher von Toynbee Hall zwei Jahrzehnte lang mit großem Geschick ausgefüllt hat, bezog ein Gehalt von 250 Pfd. Sterl. (5000 M.). Er nahm die Summe an, obwohl er sie nicht für sich zu verwenden wünschte. Vielmehr hat er sie zur weiteren Ausgestaltung von Toynbee Hall benutzt. Ein kleiner Garten, ein Lawntennisplatz und ähnliche Dinge, für die in den jährlichen Voranschlägen nicht gut gesorgt werden konnte, wurden von ihm der Anstalt geschenkt.

Toynbee Hall eröffnete seine Tätigkeit mit 13 Residenten. Diese Zahl wuchs später erheblich. In dem

Jahresbericht für 1909/10 ist die Zahl der Residenten auf 34 angegeben, wobei sowohl der gegenwärtige Vorsteher als auch die beiden stellvertretenden Vorsteher, die sich jetzt in die Arbeit teilen, mitgezählt sind. An Stelle von Kanonikus Barnett ist vor einigen Jahren Mr. T. E. Harvey, Mitglied des Parlaments, getreten.

Aufgabe der Residenten ist, im Zusammenleben mit der umwohnenden Bevölkerung sich eine genaue Kenntnis ihrer Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse anzueignen und allen Bestrebungen, die auf eine Förderung der unteren Gesellschaftsklassen hinzielen, eine hilfreiche Hand zu bieten. Beides muß geschehen durch eigene Tätigkeit. Deshalb müssen die jungen Leute, die sich der ehrenamtlichen Wirksamkeit eines Residenten unterziehen, selbst an Ort und Stelle wohnen und nicht etwa nur einen oder mehrere Abende in der Woche nach Toynbee Hall kommen. Sie gehen tagsüber ihren Geschäften etwa als Rechtsanwälte, Ärzte, Journalisten in der City oder in irgend einem anderen Stadtteile Londons nach — abends, nach dem Dinner, stehen sie für die gemeinnützige Tätigkeit des Volksheims zur Verfügung. Der Kreis ihrer Wirksamkeit ist ungemein weit gezogen. Gerade deshalb ist andererseits Gelegenheit, die besondere Befähigung des Einzelnen dadurch zur Geltung zu bringen, daß er sich solchen Bestrebungen widmet, für die er sich am besten eignet. Der eine besitzt vielleicht besondere pädagogische Befähigung — er wird sich einem der Arbeiterklubs anschließen, die sich die Beschäftigung mit einem bestimmten Wissensgebiet zum Ziel gesetzt haben. Ein Anderer hat eine eigene Gabe, mit Knaben und heranwachsenden jungen Männern umzugehen — er wird einen Lehrlingsverein leiten, sich den Spielklubs widmen und Wanderungen veranstalten. Ein Dritter besitzt eine genaue Kenntnis der gesetzlichen Bestimmungen über das Gesundheitswesen — er wird als Sachverständiger für alle Fragen und Beschwerden zu wirken suchen, die in dieser Beziehung an das Volksheim herantreten. Ein Vierter interessiert sich besonders für das Armenwesen — er wird sich allen den Fällen widmen, die die »Gesellschaft zur Organisierung der Wohltätigkeit (Charity Organization Society)« an Ort und Stelle in jenem Bezirk untersucht zu sehen wünscht; auch wird er sich, sobald er das Vertrauen der umwohnenden Bevölkerung errungen hat, in die Armenbehörde wählen lassen. So wird ein jeder eine Arbeit



finden, die ihm besonders zusagt oder für die er sich besonders eignet.

Es ist Grundsatz dieser Volksheimtätigkeit, daß keiner der Residenten, keiner der weiteren Helfer, die sich wöchentlich vielleicht einmal in den Dienst der Sache stellen, überhaupt niemand, der sich an der Arbeit des Ganzen beteiligt, ein Auftreten zur Schau trägt, als wenn er der Gebende sei; auch innerlich wird er sich von pharisäerhafter Gesinnung frei halten. Es wird nicht nur in den Jahresberichten und nach außen hin betont, daß auch die Lehrenden bei ihrer Tätigkeit sehr viel lernen — jeder Resident von Toynbee Hall empfindet dies vielmehr selbst auf das lebhafteste. Der tiefe Geist der Menschenliebe und sozialen Verantwortlichkeit, der die Tätigkeit der Volksheime durchdringt, der Wunsch, die Sünden der Vergangenheit oder, um ohne Vorwurf zu sprechen, die Schäden der sozialen Entwicklung nach Möglichkeit zu heilen, hat einen ethisch-sozialen Enthusiasmus hervorgerufen, der seinesgleichen sucht. Manche Residenten bleiben der Tätigkeit in Toynbee Hall viele Jahre hindurch treu. Nicht selten ereignet sich der Fall, daß einer von ihnen, auch wenn er mit Glücksgütern durchaus nicht gesegnet ist, seine ganze Zeit vom Morgen bis zum Abend ehrenamtlich zur Verfügung stellt.

Um es mit aller Schärfe hervorzuheben: die Aufgabe der Volksheime besteht nicht in Armenpflege und nicht in Wohltätigkeit. Diese Gebiete werden zwar ebenfalls berücksichtigt, aber sie bilden weder die Grundlage noch das Ziel der Volksheimtätigkeit. Vielmehr erstrebt diese in erster Linie, ein besseres Verständnis zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen anzubahnen, ihnen Gelegenheit zu geben, einander kennen zu lernen und in gemeinsamer Arbeit gemeinsame Interessen zu gewinnen. Durch die eifrige Unterstützung aller Bestrebungen, die auf eine Hebung der unteren Gesellschaftsschichten abzielen, dienen die Volksheime nicht etwa nur den materiellen Bedürfnissen, sondern der im weitesten Sinne gefaßten kulturellen Hebung des ganzen Arbeiterstandes von den niedersten bis zu den höchsten Schichten.

Diese Bestrebungen werden auf dem Boden vollster gesellschaftlicher Gleichberechtigung verfolgt. Die Volksheime kennen die patriarchalischen Formen nicht mehr und wollen sie nicht kennen, in denen sich früher ein

großer Teil der Wohlfahrtspflege vollzog. Sie lehnen es ab, den Arbeiter durch irgendwelche Wohltaten in Abhängigkeit zu erhalten oder ihn dadurch gar für eine politische Partei oder eine kirchliche Richtung zu gewinnen. Sie arbeiten vielmehr bewußt und mit aller Tatkraft auf die Förderung der Selbstständigkeit hin. Dieses ihr Ziel ist in den Worten ausgesprochen: »Help them to help themselves — Hilf ihnen dazu, daß sie sich selbst helfen können.« An Stelle der Hilfe ohne höheres Ziel ist also die Hilfe zur Selbsthilfe getreten.

Die Art, wie diese Bestrebungen von den Arbeiterkreisen aufgenommen worden sind, ist nicht minder bezeichnend für die durchgreifenden Veränderungen, die sich während der letzten Jahrzehnte im Schoße des englischen sozialen Lebens vollzogen haben. Der Arbeiter wünscht — in England und in Deutschland wie überhaupt in allen vorgeschrittenen Ländern —, wirtschaftlich und geistig auf eigenen Füßen zu stehen. Er weist das Gängelband schroff von sich, an dem man ihn früher zu führen suchte. Deshalb ist ihm nicht nur jede geistige Bevormundungssucht zuwider, vielmehr wünscht er auch, von der Wohltätigkeit verschont zu bleiben. Und wie insbesondere die höchsten Schichten der Arbeiterschaft bestrebt sind, ihre Lage materiell so günstig zu gestalten wie möglich, so lassen sie sich geistig ebenfalls von hohen Ansprüchen leiten. Sie sind von einem leidenschaftlichen Verlangen erfüllt, auch teilzuhaben an den höchsten Gütern der Menschheit, an allen den Schätzen der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, die von den großen Männern der Geistesgeschichte hervorgebracht wurden. Wo die Hand dazu geboten wird, diesen Schätzen näherzukommen und in ihr Verständnis einzudringen, da wird sie von der Arbeiterschaft mit tausend Freuden ergriffen; allerdings nur unter der Bedingung, daß keine politischen oder religiösen Sonderbestrebungen sich dahinter verbergen. Nicht »panem et circenses (Brot und Spiele)« verlangen die heutigen Arbeitermassen, wie der großstädtische Pöbel des kaiserlichen Rom — sondern neben einer auskömmlichen Lebenslage die Öffnung des Tores, durch das man in den Wundergarten der Wissenschaft und Kunst eintreten kann.

Die bedingungslose Offenheit, die sich in der Stellungnahme Denisons und Toynbees gegenüber den Arbeitern gezeigt hatte und die nun ein leuchtendes Vorbild für alle Residenten von

Toynbee Hall und der später gegründeten Volksheime wurde, hat diesen Anstalten unter der Bevölkerung auch der am meisten verwahrlosten Stadtteile des östlichen London von vornherein einen so günstigen Boden geschaffen, daß selbst dort, wo ursprünglich Mißtrauen vorhanden sein mochte, dieses schnell genug in sich zusammenfiel. Kingsley und die christlichen Sozialisten hatten mit weit größeren Vorurteilen zu kämpfen gehabt, weil die Arbeiter jener Zeit sich gar nicht denken konnten, daß gebildete Männer ein selbstloses Interesse an ihrer Lage nehmen könnten. Daß die letzten Spuren dieses Mißtrauens von den Volksheimen beseitigt wurden, ist von keiner Seite angezweifelt worden. So sind ihre Tätigkeit und ihr Einfluß weit über das ursprünglich Beabsichtigte hinausgewachsen. Den Volksheimen ist es nicht zum kleinsten Teil zu verdanken, daß die öffentliche Meinung im heutigen England nicht mehr nur eine solche der oberen Klassen ist und daß die politischen Parteien nach einem treffenden Ausdruck von Schulze-Gaevernitz die dortige Gesellschaft nicht mehr wie anderwärts »horizontal durchschneiden.«¹⁾

Für die Bevölkerung des östlichen London war eine solche auf soziale Versöhnung gerichtete Tätigkeit von besonderer Bedeutung. Hier herrschten soziale Vorurteile der schärfsten Art in weit höherem Maße als in den Industriestädten des Nordens, weil die Durchschnittslage der Bevölkerung Ostlondons eine viel traurigere war. »Der Klassengegensatz ist in London vielfach überbrückt, aber nicht verschwunden. Im Norden dagegen begegnen die Arbeiter in ihren Vereinen sich mit den Angehörigen der professionellen Berufsarten, Juristen, Geistlichen, Ärzten usw. — denn auch hier sind es mehr diese, als die eigentlich kapitalistischen Klassen — auf gleichem Fuße als freie Glieder eines freien Staates. Dementsprechend hört man in Londoner Arbeiterklubs oft Ansichten eines weitgehenden Radikalismus, die von dem Hauche der festländischen Sozialdemokratie berührt erscheinen; man findet besonders unter den der Grenze des Elends nahestehenden Arbeitern nicht selten den Glauben an die Unabänderlichkeit ihrer Lage unter der bestehenden Gesellschaft, worauf alle Umsturzrichtungen beruhen. Im Norden dagegen unterscheiden sich die politischen Ansichten, welche man in den Debatten der Arbeiter-

¹⁾ Schulze-Gaevernitz a. a. O. Band 1. S. 436.

vereine hört, wenig von denen der oberen Klassen; sie zeichnen sich häufig durch Mäßigung und praktischen Sinn aus. In Newcastle und anderwärts verhandeln die angesehensten Männer der Stadt mit den Arbeiterführern über Stellungnahme in politischen Fragen, haben Besprechungen mit ihnen zum Teil in ihren eigenen Wohnungen usw. Wo die Klassenunterschiede im gesellschaftlichen Bewußtsein schwinden, wo der Gedanke des Gleichwertes der Menschen im Leben wirklich anerkannt wird, fallen die Parteibestrebungen der Arbeiter als einer besonderen Partei.«¹⁾

So sind es also die Ideale echter Menschen- und Nächstenliebe, die die Grundlage der Tätigkeit von Toynbee Hall bilden. Nicht Wohltätigkeit, nicht patriarchalische Gesinnung, sondern ein brüderliches Entgegenkommen, reine Menschenfreundlichkeit sollen die Leitsterne der Residenten und der übrigen Teilnehmer sein. In den Berichten von Toynbee Hall ist wiederholt ausgesprochen worden, daß man gegen die Vereinsamung ankämpfen wolle, der jeder Bewohner der Großstadt so leicht zum Opfer fallen kann; nicht bloß Arme und Reiche sind hier getrennt, vielfach kennt man nicht einmal den nächsten Nachbar und steht verlassen und verloren für sich da, aller der Beziehungen bar, ohne die es dem Menschen auf die Dauer unmöglich ist, weiterzuleben, ohne innerlich zu verdorren.

Aus diesem Grunde spielt die Geselligkeit in der Tätigkeit aller Volksheime eine große Rolle. Sie wollen sich durchaus nicht auf Unterrichts- und Volksbildungsmaßnahmen sowie auf die Förderung aller Bestrebungen, die der Hebung der sozialen Lage dienen können, beschränken, sondern wollen auch das Mittel festlicher Veranstaltungen, freudiger geselliger Zusammenkünfte zur Anwendung bringen, um die einzelnen Menschen einander näher zu bringen. So werden große Festabende veranstaltet, zu denen viele Hunderte von Menschen herbeiströmen — aber auch kleinere Empfänge, Teeabende, Kindergesellschaften, Abendessen für Vereine usw. Alle diese Veranstaltungen werden als etwas Selbstverständliches behandelt, sie werden im Geiste der Einfachheit gegeben; der Mensch soll dem Menschen hier ohne Vorbehalt gegenüberreten.

¹⁾ Schulze-Gaevernitz a. a. O. Band 1. S. 437 f.

Auch die Bildungsbestrebungen der Volkshome sind auf dieses Ziel eingestellt. »Hier wird derjenige, der nur als Lernender zur Klasse oder zum Vortrag kam, daran erinnert, daß Männer und Frauen auch deshalb mehr Wissen erwerben sollen, damit sie mehr menschliche Teilnahme für andere empfinden.« Kanonikus Barnett hat immer erneut darauf hingewiesen, daß das Streben und der Wert von Toynbee Hall nicht schon aus den Berichten und Zahlenangaben über die verschiedenen Seiten seiner Tätigkeit erkannt werden könnten; vielmehr sei das letzte Endziel und der größte Erfolg der, »den Geist wahren Bürgertums und echter Menschlichkeit zu erwecken und dadurch, daß an Stelle des erkältenden Gefühls der Vereinsamung das Bewußtsein der Gemeinschaft tritt, die Kraft zu stärken, mit reinem Herzen dem Guten zu leben.«

* * *

Um von der Tätigkeit von Toynbee Hall ein Bild zu geben, seien einige der ersten Eindrücke geschildert, die ich persönlich empfing, als ich dort 1898 einige Wochen lang als Resident lebte, um die Tätigkeit dieser »Mutter der Volkshome« durch eigene Anschauung und Mitarbeit kennen zu lernen.

Da wurde eines nachmittags von einem der Residenten, Mr. Kittle, eine Kindergesellschaft (Childrens Party) gegeben. Es erschienen etwa 50 Mädchen, soeben der Schule entwachsen. Sie waren im allgemeinen besser gekleidet, als ihrer Lebenshaltung entsprechen mochte; offenbar hatten sie sämtlich ihre Festkleider angelegt. Bei den Spielen, die unter Mithilfe ihrer früheren Lehrerinnen veranstaltet wurden, herrschten die größte Fröhlichkeit und eine ganz ungezwungen hervortretende Dankbarkeit. Es wurde Wortraten gespielt, Katze und Maus, Federblasen, Vexierstuhl (musical chair) und anderes. Die Bewirtung bestand zunächst in Tee, zum Schluß in Limonade und einem Stück Kuchen. Hochbeglückt verließen die Eingeladenen gegen 9 Uhr die gastliche Halle.

Am Tage darauf fand abends im Wohnzimmer (Drawing Room) eine Tagung der Toynbee-Reisegesellschaft (Toynbee Travellers Club) statt. Sie veranstaltete seit Jahren Gesellschaftsreisen für etwa 20 Personen, die meist ins Ausland gehen. Eine größere Reise wurde zu Ostern, eine kleinere zu

Pfingsten unternommen. Nun handelte es sich um die Vorbereitungen für das nächste Jahr — nicht sowohl um die einzelnen praktischen Maßnahmen, als um eine allgemeine geographisch-historische Orientierung über die Städte und Landschaften, die man besuchen wollte. Man beabsichtigte, in die Eifel zu gehen und vorher Löwen, Aachen und Köln zu besuchen. Ein Professor der Universität Cambridge hielt an diesem Abend einen Vortrag von fast einer Stunde über Karl den Großen. Es folgten einige geschäftliche Mitteilungen.

Am Abend desselben Tages fand, in unmittelbarem Anschluß an die Versammlung der Toynbee-Reisegesellschaft, die sogenannte »S m o k i n g D e b a t e« statt, also ein Diskussionsabend, bei dem geraucht werden durfte. Donnerstag 8—10 Uhr wurde regelmäßig ein solcher veranstaltet. Heute hielt ein konservatives Parlamentsmitglied einen Vortrag über eine politische Frage; in der Diskussion sprachen nur Arbeiter. Zwei darunter traten besonders hervor: der erste sprach mit gellender Stimme — offenbar war er gewöhnt, in Volksversammlungen zu reden — unter Einstreuung vieler Witze, während der andere durch seinen tief innerlichen Ernst auffiel. Da der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war, herrschte infolge der vielen brennenden Tabakspfeifen, vermischt mit den Ausdünstungen der Kleider und Mäntel — es regnete stark — eine Atmosphäre ähnlich wie in der Untergrundbahn; das heißt in der damaligen, nicht der heutigen: damals wurde sie noch ausschließlich mit Dampflokomotiven betrieben, die mit stark rußender englischer Kohle gefeuert wurden; auch der Fahrgast pflegte als Schornsteinfeger und mit einem furchtbaren Husten wieder ans Tageslicht emporzutauchen.

Am nächsten Abend fand in der Aula einer Schule in unmittelbarer Nachbarschaft von Toynbee Hall eine Versammlung über die Frage der Begründung von Volksbanken statt; der Saal des Volksheims war zufällig für einen anderen Zweck besetzt. Zu dieser Verhandlung waren die Vertreter einer Anzahl von Gewerkvereinen erschienen (etwa 20—30) sowie fünf oder sechs Gelehrte, darunter einer, der ein Buch über die Frage der Volksbanken geschrieben hatte. Die übrigen Zuhörer setzten sich aus Arbeitern oder aus Residenten und Freunden von Toynbee Hall zusammen. Da in England noch keine Genossenschaftsbanken wie die Schulze-Delitzschen

in Deutschland oder die Volksbanken in Frankreich und Italien bestanden, so wurde ihre Gründung von allen Seiten als wünschenswert bezeichnet, und die vier vorgeschlagenen Resolutionen wurden einstimmig angenommen. Von den anwesenden Vertretern der Gewerkvereine sprachen mehrere, meist mit vielem Witz. Insbesondere war die Gewerkschaft der Dockarbeiter stark vertreten. Die Beziehungen zwischen den Dockarbeitern und Toynbee Hall waren seit längerer Zeit besonders freundliche. Hatte doch bei dem großen Dockarbeiterausstand des Jahres 1889 Toynbee Hall sowohl in Oxford wie in Cambridge Versammlungen zur Aufklärung über die Sachlage veranstaltet, in denen Toynbee-Residenten neben dem Gewerkschaftsführer Ben Tillet sprachen. Man erzählt, daß in Oxford ein eifersüchtiger Streit unter den Universitätsgrößen um die Ehre des Vorsitzes bei dieser Versammlung geführt worden sei, obwohl Ben Tillet einer der radikalsten Arbeiterführer ist

Um zu meinen Erlebnissen zurückzukehren: am nächsten Sonntag um 3 Uhr fand in dem Vortragssaal von Toynbee Hall ein Sonntagnachmittags-Konzert (Sunday Afternoon Concert) statt. Die Teilnehmer kamen unpünktlich, indessen war der Saal schließlich dicht gefüllt. Heute wurde Haydn gespielt. Die ausführenden Musiker, Dilettanten, die Klavier und Klarinette spielten bzw. Sopran, Alt, Tenor oder Baß sangen, versuchten ihr Bestes, waren aber in ihrer Kunst nach deutschen Begriffen zum Teil nicht eben weit vorgeschritten. Vor jedem neuen Stück wurde in wenigen Worten eine recht geschickte Einleitung gegeben. Das schön gedruckte Programm, das unentgeltlich verteilt wurde, enthielt auch einen kurzen Lebenslauf Haydns. Das Konzert dauerte etwa zwei Stunden. Der Genuß und die Dankbarkeit der Hörer waren offensichtlich.

Einige Tage später fand abends ein Konzert der Toynbee-Orchester-Gesellschaft statt (Toynbee Orchestral Society). Sie bestand aus etwa 16 Personen: einem Kontrabaß, einem Cello, einer Flöte, einem Klavier und einer größeren Zahl von ersten und zweiten Violinen. Etwa die Hälfte waren Damen. Von ihnen sowohl wie von den Herren gehörte ein erheblicher Teil den ärmeren Bevölkerungsklassen an, wengleich sie gut gekleidet gingen. Heute spielte man Händel und andere vorklassische Musik. Die Vorführung, die ich für besser hielt als die am Sonntag vorher, dauerte etwa $1\frac{1}{2}$ —2 Stunden. An einige Teil-

nehmer aus dem Westen richtete ich die Frage, weshalb sie nicht in den Sonntag-Nachmittagskonzerten spielten? Die Antwort lautete: »Weil ich und manche andere Mitglieder des Orchesters zu dieser Tageszeit keine Untergrundbahn und kein anderes geeignetes Beförderungsmittel finden können; man stellt am Sonntag gerade um diese Zeit den Betrieb ein.«

Wieder einige Tage später nahm ich mit Mr. Pyddock, der ebenso wie einer der anderen Residenten, Mr. Bruce, fast seine gesamte Zeit in den Dienst der ehrenamtlichen Schulverwaltung stellte, an einer Sitzung des Schulrats in einer der benachbarten Schulen teil. Es waren verschiedene Mütter vorgeladen worden, weil sie ihre Kinder nicht regelmäßig zur Schule schickten. Bei der Vernehmung gaben sie als Entschuldigungsgrund meist an, die Kinder hätten keine Stiefel. Die Mitglieder der Schulbehörde wußten, daß dies häufig ein vorgegebener Grund war. Die Entscheidung lautete deshalb stets: »Die Kinder müssen zur Schule kommen — mit Stiefeln oder ohne Stiefel.« Eine Frau, die ziemlich frech auftrat, wurde seit 5 Jahren bereits zum 12. Male wegen der Schulversäumnis ihrer Kinder vermahnt. Das Auftreten der meisten anderen wich von dem ihren durchaus ab. Alle hatten sich, offenbar um ihrer Achtung vor der Schulbehörde Ausdruck zu geben, äußerlich möglichst gut gekleidet. — Das Protokoll der Sitzung wurde von einem Lehrer geführt. Als Zeugen waren anwesend zwei Beamte, die den Titel »Visitors« (Besucher) führen. Sie haben die Voruntersuchung im Hause der Eltern anzustellen und werden dafür entsprechend besoldet. Einer der beiden war ein alter Seemann, der andere war Soldat gewesen.

Fast jeden Abend tagen in Toynbee Hall verschiedene Klubs. Von dem Reiseklub war bereits die Rede. Es sei noch ein Besuch in dem Schachklub (Toynbee Chess Club) erwähnt. Meist waren junge Leute anwesend, etwa 15—20 an der Zahl. Die Mitglieder des Klubs waren nach der Güte ihres Spiels in drei Klassen geteilt. Von der 1., der besten, Klasse war zufällig niemand anwesend, da ein größeres Schachturnier irgendwo in London stattfand, an dem sie teilnehmen wollten. So spielte ich eine Partie Schach mit einem Spieler der 2. Klasse, der — soweit sich bei der Relativität, die für die Beurteilung gerade dieses Spiels zu gelten hat, schätzen ließ — mit bemerkenswerter Fertigkeit und guter Voraussicht voring. In der 3. Klasse

befanden sich Anfänger und alle diejenigen, die es noch nicht zu größerer Geschicklichkeit gebracht haben.

Die Klubs kommen meistens so früh zusammen, daß den Mitgliedern nachher noch die Teilnahme an einer der größeren Veranstaltungen des Volksheims möglich ist. An diesem Abend fand eine große Diskussionsversammlung statt. Als Gegenstand war diesmal die Frage der städtischen Betriebe gewählt worden. Es war interessant, zu hören, wie die Diskussionsredner fast sämtlich den städtischen Betrieben das Wort redeten, während der Vortragende gegen sie die Vorteile des privatwirtschaftlichen Betriebs von Straßenbahnen und ähnlichen Einrichtungen verteidigte.

* * *

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um ein ungefähres Bild von der weitumfassenden Tätigkeit von Tynbee Hall zu umreißen. Im folgenden soll versucht werden, diese Tätigkeit nach großen Gruppen genauer zu schildern.

An die Spitze wird man da alle die Unternehmungen zu stellen haben, die dem Volkswesen dienen sollen. Ist doch eine dauernde Besserung auch der materiellen Lage der Arbeiterklassen unmöglich, wenn sie nicht durch eine gehobene Volksbildung auf eine höhere geistige Stufe gehoben werden. Auch hat der Lehrer oder der Vortragende, insbesondere wenn sich an seine Ausführungen eine Diskussion anschließt, vortreffliche Gelegenheit, die Hörer in ihren Anschauungen, in ihren Idealen, in ihren Bedürfnissen kennen zu lernen. Endlich bedeutete es für die Oxfordmänner wie überhaupt für die Akademiker jener Zeit eine anerkannte Forderung, daß die Wissenschaft nicht nur für die Kreise der Gelehrten zu leben habe.

Infolgedessen bildete Tynbee Hall von Anfang an einen Mittelpunkt für die volkstümlichen Hochschulkurse. In jedem Winter wurden in dem großen Vortragssaale solche Kurse abgehalten. Während der letzten Jahre haben gewöhnlich drei, nach oder nebeneinander, stattgefunden. Jeder von ihnen besteht gewöhnlich aus 10 Einzelvorträgen, die an einem bestimmten Wochenabend abgehalten werden. Die Hörer können nach Beendigung des Vortrages Fragen an den Vortragenden stellen. Im Winter 1909/10 waren die Themata der drei volkstümlichen Hochschulkurse in Tynbee Hall:

1. Dr. Gilbert Slater: Die Entwicklung der britischen Gesellschaft.
2. Mr. Wethered: Die Entstehung des modernen England. Diese Vorlesung bildete eine Fortsetzung der im vorigen Winter gehaltenen von Dr. Holland Rose: Napoleon und seine Zeit.
3. Miß Thomas: Naturstudien.

Für diese Vorlesungen hatten sich 75 bzw. 74 bzw. 39 Hörer einschreiben lassen. Die durchschnittliche Teilnehmerzahl betrug 51 bzw. 36 bzw. 15. Die auf die Vorlesung folgenden »Klassen« wurden im Winter von 40 bzw. 25 bzw. 10 Teilnehmern besucht.

Außer diesen volkstümlichen Hochschulkursen wird regelmäßig eine Anzahl von Unterrichtsklassen über Elementargegenstände abgehalten. Dies geschah 1909/10 für die folgenden Gegenstände:

Gegenstand	Zahl der eingeschriebenen Hörer
Italienisch	4
Chorgesang	62
Deutsch für Anfänger	10
Deutsch für Fortgeschrittene	14
Französisch	17
Esperanto	14
Nationalökonomie	9
Zeichnen	26
Physiologie	8
	zusammen 164

Nach Ständen verteilten sich die Teilnehmer dieser Klassen und der volkstümlichen Hochschulkurse folgendermaßen: es gehörten an

der Fabrikbevölkerung	98
dem Kaufmannsstande	108
dem Lehrerstande	100
ohne Beschäftigung waren	12

Außerdem wurden Kurse für erste Hilfe in Unglücksfällen und für häusliche Krankenpflege abgehalten; 46 bzw. 19 Teilnehmer und Teilnehmerinnen erhielten Prüfungszeugnisse.

In den »Klassen« wurde früher auch Lateinisch, zuweilen sogar Griechisch getrieben.

Die verhältnismäßig geringen Teilnehmerzahlen (39—74) erklären sich vielleicht daraus, daß hier (wie in den volkstümlichen Hochschulkursen) nur Gründliches geboten werden

soll. Man strebt nicht nach hohen Zahlen, sondern nach tief greifender Wirksamkeit. Häufig ergibt sich für neu ins Leben tretende Bildungseinrichtungen das Schicksal, daß in der ersten Zeit besonders hohe Teilnehmerziffern zu verzeichnen sind, weil dann alles Bildungssehnen andrängt, das lange Zeit ungestillt vorhanden war; hat es aber nach einigen Jahren eine gewisse Befriedigung gefunden, so gehen die Teilnehmerzahlen stark zurück. Daraus schließen zu wollen, daß nun die ganze Einrichtung unnötig geworden sei, wäre grundverkehrt. Es ergeben sich eben nun erst regelmäßige Verhältnisse, die Zahl der Teilnehmer stellt sich auf eine bestimmte Höhenlage ein. Dies ist auch für die Vorlesungen und Klassen in Toynbee Hall und den übrigen Volksheimen zu beobachten gewesen.

Ein Zeichen für die ungeschwächte Anziehungskraft des Bildungsgedankens, wie er in den Volksheimen zutage tritt, ist die fortgesetzt starke Besucherzahl aller Einzelvorträge. Für Anstalten, die im Herzen einer fast nur aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung leben, ist es ungemein schwierig, Männer und Frauen als Lernende heranzuziehen, die gewillt und imstande sind, regelmäßig zu kommen. Vielfach ist der beste Wille vorhanden — aber der Beruf macht es oft genau unmöglich, diese Absicht auszuführen.

Die zahlreichen Dockarbeiter und die Angehörigen ähnlicher Berufe, die in Whitechapel und Umgebung wohnen, sind in besonderem Maße auf eine weitgehende Unstetigkeit der Arbeit angewiesen. Sobald ein großes Schiff ins Dock geht, ist außerordentlich viel zu tun — vielfach Tag- und Nachtarbeit, die sich in Schichten beständig abzulösen haben. Auch das Löschen und Wiederbeladen der Schiffe wird in unserem Zeitalter des Kapitalismus, der eine möglichst hohe Verzinsung jeder Kapitalanlage, also einen möglichst raschen Umschlag der Schiffsladungen verlangt, mit Hochdruck betrieben. Da folgen sich denn die verschiedenen Arbeiterarten auf dem Fuße oder arbeiten nebeneinander und durcheinander, um das Schiff nur recht schnell wieder in die Lage zu versetzen, aus dem Hafen auszulaufen. Ist Getreide zu löschen oder sind Kohlen einzunehmen, so ist eine fast ununterbrochene Arbeit der »Cornies« (Getreideleute) oder der »Coalies« (Kohlenleute) erforderlich. Alle guten Absichten solcher Männer, eine Vorlesung, die sich über 10 verschiedene Abende erstreckt, vollständig zu hören oder regelmäßig an einer Klasse

teilzunehmen, werden daher durch ihren Beruf fast mit Notwendigkeit zunichte gemacht. Ist aber auch nur ein Tag versäumt, so bedeutet dies für den Mann, der nur Volksschulbildung und vielleicht nicht einmal diese genossen hat, daß er sich nicht wieder genügend in den Stoff hineinzufinden vermag. Hat er also mit heißem Bemühen den Versuch gemacht, eine Vorlesung oder eine Klasse regelmäßig zu besuchen, und ist ihm dies mißlungen, so daß er die letzten Stunden aufgeben mußte, so läßt sich denken, daß er von weiteren Versuchen gleicher Art Abstand nimmt.

Diese selben Männer aber und ebenso ihre Frauen lechzen danach, gute Einzelvorträge, möglichst mit darauffolgender Debatte, zu hören. Deshalb ist der Saal an den Diskutierabenden, von denen oben die Rede war, stets bis auf den letzten Platz gefüllt. Andererseits bieten diese Debatten für die Residenten und die übrigen Teilnehmer der Volksheimarbeit aus den wohlhabenden Schichten eine unschätzbare Gelegenheit, in das Denken und Fühlen der Arbeiterbevölkerung einzudringen. Nirgends ist dies besser möglich als an solchen Abenden. Auch Hans von Nostitz hebt dies in seinem Buche »Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England« stark hervor. Er schildert eine solche Diskussion folgendermaßen:

»Der Raum ist überfüllt; kein Apfel kann zur Erde; ein schwüler Dunst von Tabaks- und Schweißgeruch lagert über der Versammlung. Sie stehen und sitzen Kopf an Kopf, Burschen von kaum 15 Jahren und verwitterte Graubärte, beinahe alle, wie sie sich so gern nennen, Rekruten und Veteranen der Arbeit, die Pfeife im Mundwinkel, viele noch im Arbeitskittel, ein Halstuch umgeschlungen, mit gehärteten, geschwärzten Händen, alle mit gespannter Aufmerksamkeit folgend. Die scharfen Angriffe des Redners lohnt dröhnender Beifall, lärmendes Gelächter, witzige oder bloß störende Zwischenrufe unterbrechen den Gegenredner, der, jung und unerfahren, sich verwirren läßt. Erst einem späteren geschickten Redner für die Lords gelingt es, die aus der Hand gegebene Zuhörerschaft wieder zu zügeln. Und welche Typen! Der himmelanstürmende, immer entrüstete Sozialist, der näselnde, schneidend sarkastische Radikale sind die hervorstechendsten, der gewöhnliche Liberale ist so gut wie gar nicht und der nüchtern vernünftige Konservative nur selten vertreten.«¹⁾

Wer die Massen politisch zu bekehren wünscht, wird von solchen Abenden wie von der gesamten Volksheimarbeit nur

¹⁾ Nostitz a. a. O. S. 208.

wenig zu erwarten haben. Das ist, wie schon erwähnt, auch gar nicht ihr Zweck. Ich erinnere an die oben wiedergegebenen Worte eines so ausgezeichneten und tief eindringenden Beobachters wie Professor von Schulze-Gaevernitz, der — wie viele seiner Fachgenossen — immer wieder dem Gedanken Ausdruck gegeben hat, daß eine in unschöner Umgebung von der Hand in den Mund lebende Arbeiterbevölkerung, wenn sie von Kummer und Sorge gedrückt ist, kaum jemals eine andere Haltung als Radikalismus zeigen wird. Überall dort dagegen, wo der Arbeiterstand eine höhere Stufe erklimmen hat, verschwindet diese Erscheinung — wie z. B. in vielen der nordenglischen Industriestädte. Übrigens ist trotzdem unverkennbar, daß der geistige Umkreis der Teilnehmer an den Diskutierabenden allmählich erweitert wird. Auch ist es, davon abgesehen, schon ein nicht gering anzuschlagender Gewinn, daß sie lernen, Anschauungen, die von den ihrigen abweichen, mit anzuhören. Die erziehliche Frucht solcher Bestrebungen bleibt auch hier auf die Dauer nicht aus. —

Volkstümliche Hochschulkurse und Unterrichtsklassen sind keineswegs die einzigen Bildungseinrichtungen, denen sich die Volksheime widmen. Deren Umkreis ist sehr viel größer. Eine der wichtigsten und schönsten Einrichtungen dieser Art wurde für Whitechapel von Toynbee Hall und für West Ham von Mansfield House geschaffen: volkstümliche Kunstausstellungen. Schöne Bilder waren bis dahin fast niemals oder überhaupt nicht in diese Stadtteile Ostlondons gelangt. Das Bedürfnis nach Erhebung durch die bildende Kunst war sicherlich vorhanden, aber es schlummerte, weil ihm niemals Nahrung zugeführt worden war. Nun, als Gemälde wirklicher Künstler der Bevölkerung dargeboten wurden, zeigte sich sofort, wie stark dieses Sehnen war. Die erste Ausstellung schon wurde überlaufen, und obwohl in der Regel kein Eintrittsgeld verlangt wurde, versuchten viele Besucher doch, den Herren, die ehrenamtlich die Führung und Erklärung übernommen hatten, als Zeichen ihrer Anerkennung ein Trinkgeld in die Hand zu drücken.

Es sei beispielshalber erwähnt, daß in einem der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts die volkstümliche Kunstausstellung von Toynbee Hall 63 000 Besucher aufzuweisen hatte, die von Canning Town und Stratford, die von Mansfield House veran-

staltet worden waren, 120 000 Besucher, und die von Bermondsey 11 675. Diese Ausstellungen waren 19 Tage bzw. 4 Wochen bzw. eine Woche lang geöffnet gewesen. —

Die Schaffung volkstümlicher Bildungseinrichtungen der verschiedensten Art durch die Volkshome war im Anfang ihrer Tätigkeit noch weit notwendiger, als dies heutzutage der Fall ist. Denn inzwischen ist eine Reihe von Bildungsanstalten von seiten der Gemeinden oder des Londoner Grafschaftsrats geschaffen worden, wozu die reichen Regierungszuschüsse, die namentlich seit 1889 zur Verfügung stehen, nicht unwesentlich beigetragen haben. Auch ist die Kopfzahl derer, die ohne Volksschulbildung aufgewachsen sind, sehr viel kleiner geworden. Als Toynbee Hall ins Leben trat, reichte die Altersgrenze, bis zu welcher die Volksschulgesetze der Jahre 1870 und 1876 gewirkt hatten, nach oben doch erst bis zum 21. bzw. 15. Lebensjahr. Die große Mehrzahl der Bevölkerung hatte also aus diesen Gesetzen noch keinen Vorteil gezogen. Noch waren zahllose Analphabeten vorhanden, für deren Bildungsbedürfnis bis dahin fast nichts geschehen war, geschweige denn, daß man sich viel Mühe gegeben hätte, in ihnen den Bildungshunger zu wecken.

Ferner waren die Maschen der neuen Volksschulgesetze namentlich in der ersten Zeit allzu weit, als daß sie wirklich die ganze Bevölkerung hätten erfassen können. Insbesondere in den dichtbevölkerten Stadtteilen mit überwiegend armer Bevölkerung, wie es diejenigen Ostlondons sind, wurde eine Menge von Kindern zunächst von diesen Gesetzen nicht erfaßt. Es hat lange gedauert, bis man tatsächlich ihre Mehrzahl zum Schulbesuch heranzuziehen wußte.

Diejenigen Erwachsenen aber, die lesen und schreiben konnten und die den Wunsch haben mochten, ihre Bildung zu verbessern, scheuten sich doch, in den Unterrichtsklassen, die in den Volkshomen ins Leben traten, neben der jüngeren Generation zu sitzen. Die Jugend Ostlondons ist keineswegs respektvoll gegen das Alter, und wenn ein junger Mensch, der selbst notdürftig Lesen und Schreiben gelernt hatte, sah, daß ein alter Mann oder eine betagte Frau die größten Schwierigkeiten hatte, die Buchstaben einigermaßen leserlich aufs Papier zu malen oder einen Satz richtig zu lesen, so machte er sie außerhalb des Klassenzimmers zur Zielscheibe seiner Witze. Es mußten also

für die Erwachsenen besondere Unterrichtsgelegenheiten geschaffen werden. Wirklich erfolgreich pflegten diese nur dann zu sein, wenn man sie mehr als gesellige Vereinigungen betrachtete, so daß der einzelne Teilnehmer nicht glaubte, unter irgendwelcher Autorität zu stehen, wogegen man vielfach große Empfindlichkeit zur Schau trug. Diesem selben Grunde haben übrigens die Sonntagsschulen einen großen Teil ihrer Erfolge zu verdanken.¹⁾

Solche Beobachtungen führten dazu, daß auf die Klubveranstaltungen besonderes Gewicht gelegt wurde. Ein festeres Zusammenhalten, ein näheres Kennenlernen der Residenten und der Teilnehmer, aber auch der letzteren untereinander ließ sich am besten auf diesem Wege erzielen. So wurden denn Klubs aller Arten geschaffen, an deren Tätigkeit regelmäßig mindestens ein Resident dauernd teilnimmt. Ich habe als Beispiele den Reise- und den Schachklub erwähnt. Meist tagen die Klubs in den Räumen des Volksheims, doch sind einige so groß geworden und entwickeln sich so lebhaft, daß sie eigene Räumlichkeiten in der Nachbarschaft gemietet haben. Oder sie lösen sich offiziell, sobald sie größeren Umfang angenommen haben, von dem Volksheim los, bleiben jedoch in dauernden Beziehungen zu ihm. Letzteres gilt insbesondere von den zahlreichen Klubs, die gesellige oder ästhetische Zwecke verfolgen, etwa für einen Verein, der das Boxen »in einer Weise pflegt, die einen Gegensatz zu dem gewerbsmäßigen Boxen in öffentlichen Schankstätten bilden soll«. Auch alle möglichen Arten von Genossenschaften gehören hierher, sowie Unterstützungs- und Versicherungskassen, Gewerkvereine und sogenannte Kadettenvereine — d. h. Vereine junger Leute, die als Kadetten (Freiwillige) in der Regel wöchentlich einmal unter Leitung eines Offiziers militärische Übungen abhalten. Die Mitglieder versammeln sich gewöhnlich vor dem Lagerraum für die Gewehre, um mit diesen über die Straße in die nächste Turnhalle zu marschieren. Die meisten legen ihren Überzieher nicht ab, fast alle haben den Hut auf dem Kopf. Die Übungen, die der — in Zivilkleidung befindliche — Offizier kommandiert, werden mit großem Ernst ausgeführt. Wer längere Zeit in Toynbee Hall gelebt hat, wird solche Abende zuweilen mitgemacht haben.

¹⁾ Siehe darüber Band 2, S. 153 ff.

Hier und da hat ein Volksheim versucht, die ihm angeschlossenen Klubs zu einem Gesamtvorbund zusammenzuschließen. Das ist z. B. von seiten des Oxford House geschehen. Diese Verbände sind stets unpolitisch — kein Verein oder Klub wird aufgenommen, der nur Mitglieder zählt, die einer bestimmten Partei angehören. Zuweilen ist der Versuch gemacht worden, solche Verbände anti-alkoholisch zu gestalten. Doch scheint man damit keine besonders günstigen Erfahrungen gemacht zu haben.¹⁾ Denn wenn auch der hohe Alkoholgehalt des Bieres in England die Gefahr der Trunkenheit in weit höherem Grade mit sich bringt als der Biergenuß in Deutschland, so hat sich doch namentlich in den Arbeiterklubs gezeigt, daß das Laster der Trunksucht in solchen Vereinen kaum eine Stätte findet; während es in den allenthalben vorhandenen Schankwirtschaften sich um so stärker einzunisten pflegt, als der Engländer nur die Einrichtung der Bar kennt, vor der man stehend sein Glas Bier oder Whisky trinkt; dadurch hat der Ausschenkende stets einen genauen Überblick, wessen Glas leer ist, so daß er es sogleich mit aufmunternden Redensarten füllen kann. Ein gemütliches Sitzen an festen Tischen, ohne daß der Gast gedrängt würde, die Getränke schnell herunterzustürzen, kennt man in England nicht; dies dürfte eine der Hauptursachen der dort stark verbreiteten Trunkenheit sein.

Alle Klubs, die von den Volksheimen ins Leben gerufen worden sind und mit ihnen in Verbindung stehen, müssen durchaus selbstlos, ohne jeden Hintergedanken politischer oder religiöser Bevormundung, geleitet werden und müssen stets auch gebildete Männer zu ihren Mitgliedern zählen. An dem Orchesterklub von Toynbee Hall hat der bisherige Führer der konservativen Parlamentsopposition, Mr. Balfour, der Neffe des damaligen Premierministers Lord Salisbury, als Mitglied teilgenommen.

Zum Teil haben die von den Volksheimen begründeten und später abgezweigten Klubs recht großen Umfang erreicht. Dies gilt z. B. von dem University Club, der vom Oxford House ausging. Er hat sich etwa 10 Minuten davon entfernt (7 Victoria Park Square E.) ein eigenes Gebäude errichtet, das

¹⁾ S. über die gleichartigen Erfahrungen der großen Menge der Arbeiterklubs Band 1 dieser Sammlung S. 126 f.

z. B. einen Saal für 1000 Personen, die sogenannte Oxford Hall, enthält, der sowohl zu Versammlungen, Konzerten und ähnlichen Veranstaltungen benutzt wird wie auch als Turnhalle. Außerdem enthält das Gebäude, dessen Errichtung zum großen Teil der Opferwilligkeit eines Mr. Buchanan zu verdanken ist, eine Reihe von Spielzimmern, ein Billardzimmer, ein Lesezimmer, ein Bibliothekzimmer, eine Anzahl von Räumen und kleinen Sälen für Unterrichtszwecke, einen genossenschaftlichen Verkaufsladen usw. Auch in diesem Klub wird Unterricht in gewissen Elementarfächern (Zeichnen, Stenographie, englischer Aufsatz, Buchhaltung usw.) gegeben. Das Gebäude liegt sehr günstig dem Bethnal Green-Museum gerade gegenüber.

In diesen Klubs wie in vielen anderen mischen sich die beiden Geschlechter. Man ist in dieser Beziehung nicht ängstlich, und es ist ein Glück für die Volksheimbewegung geworden, daß man den Mißgriff der Christlich-Sozialen, das weibliche Geschlecht auszuschließen, von Anfang an vermieden hat. Ja, es werden neben den ernsteren Zwecken der Volksheime auch Gesellschaftsabende, Theateraufführungen, Bälle und Tanzstunden veranstaltet, weil man sich ganz richtig sagt, daß alle diese Einrichtungen dazu beitragen können, den Schankwirtschaften und all den vielen Stätten übler und übelster Vergnügungsarten Teilnehmer zu entziehen, um sie unschädlicheren und edleren Vergnügungen zuzuführen.

Der erziehliche Einfluß der Klubs wird sich kaum hoch genug einschätzen lassen. Insbesondere dort, wo es gelungen ist, schon den eben der Volksschule Entwachsenen in den »Lehrlingsverein«, wie wir in Deutschland zu sagen pflegen (der englische Ausdruck lautet »Boys' Club«) zu ziehen, und wo er nie dem Klubleben dieser Art den Rücken gewandt hat, vielmehr noch als Erwachsener in einem der »Männervereine« (»Mens Clubs«) eines Volksheims zu finden ist, sind die menschlich-erziehlichen Einflüsse unverkennbar. Einer der sozial wichtigsten ist die Heraufrückung des Heiratsalters, die sich durch die Klubs unzweifelhaft ergeben hat. Mr. Will Reason, der viele solche Vereine geleitet und ihre Mitglieder genau kennen gelernt hat und der als Theologe häufig von jungen Paaren, die sich bei den Vergnügungen oder Tanzstunden der Volksheime kennen gelernt hatten, gebeten wurde, sie zu trauen — wozu ihm die Geistlichen der betreffenden Stadtteile gern

die Erlaubnis gaben — hebt ausdrücklich hervor, daß nach seiner Erfahrung junge Leute, die zwischen dem Lehrlingsverein und dem Männerverein ausschieden, um die Teilnahme an den Klubs vielleicht erst später wieder aufzunehmen, fast regelmäßig mit 19 oder 20 Jahren zu heiraten pflegen, während diejenigen, die den Klubs treubleiben, häufig warten, bis der Bräutigam 25 Jahre alt geworden ist.¹⁾ Es wird gewiß schwer sein, hier Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten, also genau zu unterscheiden, ob die Heraufrückung des Heiratsalters nur durch den geselligen und ethisch bildenden Einfluß der Klubs veranlaßt wurde oder ob die ethisch gehobeneren Elemente, die an sich später heiraten, in den Klubs bleiben, während die anderen früher austreten. Indessen scheint die Ansicht Mr. Reasons, daß die Heraufsetzung des Heiratsalters zum großen Teil den Klubs zuzuschreiben sei, von vielen Seiten geteilt zu werden.

Sehr lehrreich ist die Tatsache, daß sich die Anschauungen der Residenten und der übrigen Teilnehmer an der Volksheimarbeit nach einiger Zeit stark verschieben können. So berichtet eine Dame, Miß Emmeline Pethick, die sich dem Verein von *Fabrikmädchen* (Working Girl's Club) eifrig gewidmet hat:

»Es gab eine Zeit, in der ich die Fabrikmädchen für eine Klasse hielt. Jetzt bin ich geneigter, junge Damen für eine Klasse zu halten, Fabrikmädchen aber für Individuen.

»Um das Fabrikmädchen liegt eine erfrischende Wirklichkeit. Es sagt, was es meint. Man weiß genau, wenn man es gewonnen hat (when you have »got« her). Es lehnt ab, sich des äußeren Scheins halber langweilen zu lassen.«²⁾

Miß Pethick berichtet, daß ihre Fabrikarbeiterinnen zuweilen an den Diskutierabenden des »St. Christopher Boys Club« in Fitzroy Square teilgenommen haben und daß sowohl die Mädchen wie die jungen Männer diese Gelegenheit, mit einander zu diskutieren, sehr zu schätzen wissen. Einmal sagte eines der Mädchen in einer kleinen Dankrede: »Wir freuen uns, daß ihr Männer anfangt, solche Dinge mit uns zu besprechen; ich sage: was für einen Mann gut ist, ist auch gut für eine Frau. Aber es ist nicht

¹⁾ Siehe Will Reasons Aufsatz »Settlements and Recreations« in dem von ihm herausgegebenen Buche »University and Social Settlements« (London: Methuen & Co., 1898) S. 82.

²⁾ In dem Reasonschen Buch a. a. O. S. 101.

sehr ermutigend für eine Frau, wenn ihr Männer von eurem Gewerkverein eines Abends nach Hause kommt, und wir zeigen ein bischen Interesse und fragen, wo ihr gewesen seid, und ihr sagt: ‚Halt den Mund, das geht dich nichts an.‘¹⁾

Auch Klubs, an denen Knaben teilnehmen können, die noch zur Schule gehen, sind häufig von Volksheimen begründet worden. Nachdem die letzteren sich in der Gunst der Bevölkerung erst einmal festgesetzt hatten, sind die Klubs häufig überlaufen worden. Eines Tages beschloß das Oxford House, unter dem Namen »Webb-Institute« einen Knabenverein ins Leben zu rufen. Die Begründung sollte an einem bestimmten Tage in einem dazu bezeichneten Hause erfolgen. Als an dem festgesetzten Abend die Herren des Oxford House, die die Einschreibung der aufzunehmenden Mitglieder übernommen hatten, sich diesem Hause näherten, hatte schon eine große Anzahl von Knaben das Eisengitter davor überklettert und den Garten vor dem Hause gefüllt. So konnten sich die Volksheimmänner kaum Eingang verschaffen, und sobald sie die Tür geöffnet hatten, drängten die Knaben in Massen nach. Dennoch kam keine Sachbeschädigung vor. Nachdem 100 Knaben des verschiedensten Alters und des verschiedensten Äußeren eingetragen waren, wurde die Zahl der Aufzunehmenden einstweilen für geschlossen erklärt; gleichzeitig wurden jedoch für die noch nicht Aufgenommenen Listen für freiwerdende Stellen aufgelegt.²⁾

Man hat geschätzt, daß zeitweise etwa 50% aller Knaben jener Bezirke, in denen ein Volksheim liegt, in Knaben- oder Lehrlingsvereinen an die letzteren angeschlossen waren. Alle körperlichen Übungen und Spiele (Turnen, Boxen, auch Wanderungen und Ähnliches) spielen in ihnen eine große Rolle. Pflegt doch der Knabe niemand mehr zu bewundern als denjenigen, der ihm körperliche Kraft, Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigen kann. Ich ging einmal mit einem der Helfer von Toynbee Hall, der aus Kanada stammte, zu einer Turnstunde in einen Lehrlingsverein. Hier zeigte der muskulöse und geschickte Kanadier seine Künste am Barren. Schon beim Eintritt hatte ich bemerkt, daß die Knaben ihn bewunderten — jetzt standen sie förmlich

¹⁾ Ebendort S. 105.

²⁾ Siehe über die Tätigkeit des Webb-Institute Schulze-Gaevernitz a. a. O. Band 1, S. 447.

mit offenem Munde um ihn herum, offenbar sämtlich von dem Wunsche beseelt, es auch einmal zu solcher Kraft und Geschicklichkeit zu bringen. Zu anderen Zeiten werden Handfertigkeitenarbeiten aller Art mit den Knaben getrieben: Holzschnitzen, Lederschneiden, Papparbeiten usw.

*

In allen Klubs, ob es sich nun um jüngere oder ältere Knaben, Mädchen oder junge Frauen oder erwachsene Männer handelt, muß der Selbstverwaltung ein weiter Spielraum gelassen werden. Denn als das beste Mittel zur Disziplin wie auch zur Bildung des Charakters hat sich nun einmal die gemeinschaftliche Selbstbestimmung ergeben. Eine Schar von 50—100 Knaben zwischen 13 und 16 Jahren, zumal wenn sie zeitlebens unter den eigenartigen Verhältnissen Ostlondons gelebt haben, zu regieren, ist ein Kunststück eigener Art. Es wäre völlig unmöglich, dies nur durch die Forderung des Gehorsams erzielen zu wollen.

Vielmehr muß eine gewisse Freiheit gelassen werden — insbesondere die Freiheit, wenigstens zu gewissen Zeiten einen wahrhaften Höllenlärm zu vollführen. Man kann dies in Deutschland in demselben Maße beobachten wie in England. Auch die Hamburger Lehrlingsvereine, so z. B. der treffliche von Pastor Clemens Schultz in St. Pauli geleitete oder der des Führers der deutschen Volksheimbewegung, Pastor Walter Classen-Hamburg, können ohne erheblichen Lärm ihrer Mitglieder einfach nicht leben. Es ist, als ob die jungen Leute ihrer Freude über das Zusammenkommen wenigstens zu Anfang und zum Schluß durch das Gegenteil von Ruhe Ausdruck geben müßten. Der gemeinschaftliche Gesang gegen Ende des Abends befriedigt dieses Lärmbedürfnis keineswegs. Vielmehr muß es auch am Anfang so geräuschvoll wie möglich hergehen. Es ist eine kluge, wohl von Pastor Clemens Schultz getroffene Einrichtung, sich die jungen Leute zunächst an Turngeräten austoben zu lassen. Dabei kann es gar nicht wild genug hergehen. Der beschränkte Raum auch einer größeren Turnhalle reicht dazu nicht aus, so daß sich der Anlauf der verschiedenen Riegen kreuzt, in die sich die 50 oder gar 100 Lehrlinge gliedern. Macht alles nichts — die Freude über diese gemeinschaftlichen Körperübungen und die darauf folgenden Spiele, Vorträge und anderen Veranstal-

tungen ist zu groß, als daß sie sich für dieses Lebensalter in das Gewand der Stille kleiden könnte. Wir haben ja wohl auch selbst — nicht nur als Studenten — zuweilen erheblich mehr Lärm vollführt, als eigentlich nötig war

Treten Überschreitungen zutage, so werden sie viel erfolgreicher durch die jungen Leute selbst unterdrückt als durch ein Machtwort des Leiters. Allerdings muß dieser über ein genügendes Maß von Autorität und Beliebtheit verfügen, um im Notfalle stets ein solches sprechen zu können. Weit besser aber ist es, Auswüchse durch die Mitglieder der Vereine selbst beschneiden zu lassen. Tatsächlich geschieht dies in fast allen Fällen — namentlich sobald es sich um eine Rüpelei handelt. Und ebenso wie man den Lehrlingsvereinen in dieser Richtung im wesentlichen freie Hand lassen muß und lassen kann, geschieht dies auch für die Verwaltung der Kassen, deren Haupteinnahmen aus den regelmäßigen Beiträgen der Mitglieder bestehen, sowie für die Abstimmungen über Aufnahme oder (in ganz seltenen Fällen) Ausschluß eines Mitgliedes.

*

Eine solche Fürsorge für die Jugend ist in den Stadtteilen Ostlondons von unendlich großer Bedeutung. Hat es doch in der Geschichte der weißen Völker kaum jemals eine Stadt gegeben, in der es in gleicher Weise möglich war wie hier, daß zahlreiche Kinder körperlich und moralisch schmachlich verkamen. Nicht in einigen wenigen Fällen, auch nicht nur zu Dutzenden, sondern zu Hunderten lebten hier Kinder, die nicht wußten, wer ihre Eltern gewesen waren. Ohne Familie und ohne Anhang, vielfach selbst ohne Obdach, hatten sie den Kampf ums Dasein zu kämpfen, lange bevor sie dem Kindheitsalter entwachsen waren. Alles das, was sonst durch die Elternliebe dem Kinde erspart oder verschleiert wird, stürmte auf diese unseligen Geschöpfe schon vom zartesten Alter an ein. Ja, manche von ihnen besaßen nicht einmal einen Namen. Sie waren vielleicht von der Mutter, die sie unehelich geboren hatte, frühzeitig ausgesetzt, oder sie waren später zum Betteln angehalten worden und hatten eines schönen Tages den Heimweg nicht wiedergefunden. Daß solche Kinder, die äußerlich in Lumpen einhergingen, innerlich völlig verkommen mußten,

bedarf keines Beweises. Mit allen Dingen der Außenwelt, insbesondere mit allem, was schlecht oder unmoralisch war, wußten sie genau Bescheid. Sie besaßen eine erstaunliche Fertigkeit, sich durch das Gewühl von Fußgängern und Wagen, das auf den Londoner Straßen herrscht, zu drängen, ohne Schaden zu nehmen. Hier hielten sie Ausschau nach irgend einem kleinen Verdienst. Wenn es auch nur ein halber Penny war, der sich durch irgend eine Arbeit verdienen ließ, so nahmen sie ihn mit — falls sich nicht die Gelegenheit bot, auf mühelosere Weise zum Ziel zu kommen: dadurch, daß man ein Geldstück fand oder daß man eins erbettelte, oder daß man sich das Geld aus den Taschen anderer Leute nahm. Das Bewußtsein davon, daß dies moralisch verwerflich sei, war diesen Kindern in der Regel nie aufgegangen. Woher hätten sie es auch herleiten sollen? Ein Elternhaus besaßen sie nicht, in die Schule gingen sie nicht, die Gesellschaft wußte vielleicht nicht einmal von ihrer Existenz. Einer dieser Knaben erschien dem ungeübten Auge als dem anderen fast zum Verwechseln ähnlich. Heute in diesem Stadtteil lebend, morgen in jenem, je nachdem sie durch irgendwelchen Zufall hin und her verschlagen wurden, schliefen sie nachts in einem Schuppen oder in irgend einem dunklen Gang, in einem Treppenwinkel oder, wenn es nicht anders ging, auf der Straße.

Von dem Elend dieser Kinderbevölkerung kann man sich kaum ein zutreffendes Bild machen. Selbst in England, wo man seit Jahrzehnten an besonders traurige Erscheinungen sozialen Elends gewöhnt war, erregten die Feststellungen eines Mannes wie Dr. B a r n a r d o , der sich die Hilfsarbeit für diese elenden Knaben und Mädchen zum Lebensziel gesetzt hatte, das allergrößte Aufsehen. Die von ihm gegründeten Rettungshäuser haben unendlich viel Segen gestiftet. Das weitere Ziel aber mußte doch offenbar sein, die Quelle alles dieses Elendes zu verstopfen, zu verhindern, daß dauernd ein gar nicht einmal unerheblicher Teil der Kinderbevölkerung in diese körperlich und moralisch — von der geistigen Entwicklung gar nicht zu sprechen — geradezu entsetzliche Lage herabsank, so daß sie dazu verurteilt waren, Zeit ihres Lebens zum Bodensatz der menschlichen Gesellschaft zu gehören. Vielfach bevölkerten diese Elenden, schon bevor sie die Großjährigkeit erreichten, die Gefängnisse und Zuchthäuser, um nach bestimmten Zwischenräumen der Freiheit immer wieder dahin zurückzukehren.

Oberhalb dieser Schicht der schon verkommenen Kinder lagerte eine noch breitere von solchen, die in dauernder Gefahr waren, in diesen Bodensatz hinunterzusinken, oder die doch durch irgend einen unglücklichen Umstand in diese Gefahr kommen konnten. Die Arbeit der *Volksheime* hat wesentlich dazu beigetragen, eine bemerkenswerte Zahl von Kindern und jungen Leuten moralisch auf eine Stufe zu heben, die ein dauerndes moralisches Herabsinken unmöglich machte. Die Versuche, die eben geschilderte Art von Knaben oder Mädchen, insbesondere die ersteren, in Klubs zusammenzufassen und sie hier körperlich und geistig zweckmäßig zu behüten, haben prächtige Erfolge erzielt.

*

Ganz besonderes Gewicht wird zu diesem Zwecke stets auf das gemeinschaftliche Spiel, insbesondere das *körperliche Gruppenspiel*, gelegt. Das Spiel macht nicht nur körperlich gewandt und kräftigt fast alle Muskeln in gleicher Weise — während der Sport häufig nur die Tätigkeit einzelner Muskeln verlangt und übertreibt — sondern es übt auch sittliche Einflüsse von beträchtlicher Stärke aus. Ein englischer Schulmann äußerte zu Schulze-Gaevernitz: »Bei diesen Spielen hat mancher Taugenichts zum ersten Male Regeln befolgen und seinen Willen einem allgemeinen Besten unterordnen gelernt.«

Dies läßt sich jedoch nur erzielen, wenn ein *Spiel-leiter* vorhanden ist. Stets wird man die Beobachtung machen können, daß eine größere Zahl von Kindern oder jungen Leuten, ja selbst von Erwachsenen, kaum etwas miteinander anzufangen weiß, wenn nicht irgend jemand dafür sorgt, daß die nötigen Spiele oder Unterhaltungen in Fluß kommen. Deshalb üben ja die Lehrlingsvereine so große Anziehungskraft aus, weil die jungen Leute instinktiv empfinden, daß ihnen hier eine Organisation offen steht, zu deren Aufbau sie allein nicht imstande sein würden. So genügen auch die bloßen Vorrichtungen für die englischen Rasenspiele nicht, weil die Knaben und jungen Leute es nicht verstehen würden, ohne Anleitung und Oberaufsicht zweckmäßig zu spielen. Letztere muß mit so leiser Hand wie nur möglich geübt werden — aber sie muß da sein, beständig bereit, mit Wort oder Tat einzugreifen, falls sich dies als notwendig erweisen sollte. Dann kann der Spielplatz geradezu Wunder wirken,

sowohl in der Freude, die der Einzelne am Spiel empfindet, als in den dauernden Einflüssen, die seine Charakterbildung davonträgt.

* * *

Wiederholt ist in diesen Ausführungen darauf hingewiesen worden, wie die Residenten und Hilfsarbeiter der Volksheime bestrebt sind, der Übung der Selbstverwaltung unter der Bevölkerung der Stadtteile der Umgebung Vorschub zu leisten. Diese Bestrebungen haben sich — vielleicht wider Erwarten der Gründer — fast von Anfang an zu einem so bedeutungsvollen, ja geradezu unentbehrlichen Bestandteil der Arbeit dieser Anstalten entwickelt, daß es zweckmäßig erscheint, den Blick etwas genauer auf diese Erziehung zur Selbstverwaltung zu richten.

Seit Jahrhunderten besteht in England die Selbstverwaltung, die sich in ununterbrochener Folge bis in die Gegenwart hinein fortgesetzt hat. Während in der Geschichte fast aller anderen weißen Völker die Selbstverwaltungsrechte Jahrhunderte hindurch gewaltsam unterbunden wurden, blieben sie in England ungeknüpelt bestehen. Insbesondere besitzen die dortigen Gemeindeverwaltungen weitgehende Machtbefugnisse, so daß sie bis in die letzten Jahre hinein auch über das Schul- und Bildungswesen eine fast unumschränkte Machtvollkommenheit ausübten.

In einer Riesenstadt wie London, deren Verhältnisse immer komplizierter werden, fallen den Gemeindeverwaltungen besonders schwierige Aufgaben zu. Die von früheren Zeiten übernommene Einteilung des Stadtgebietes in viele Dutzende von Gemeinden hatte man ungestört beibehalten — erst 1888 wurde in dem Londoner Grafschaftsrat (London County Council) eine Art Zweckverband geschaffen, der sich allmählich zu einer Zentralbehörde für die wichtigsten Aufgaben der Stadtverwaltung zu entwickeln scheint. Zur Zeit der Begründung von Toynbee Hall aber bestanden noch die alten Verhältnisse, die den wesentlichsten Teil aller Aufgaben der Gemeindeverwaltung in die Hände der einzelnen Gemeinden legten, deren Abgrenzung gegen einander vor Jahrhunderten erfolgt war, als von städtischem oder gar großstädtischem Wesen im Osten Londons noch nicht die Rede war.

Besondere Schwierigkeiten für die Gemeindeverwaltungen des Ostens hatten sich dadurch herausgestellt, daß im Laufe der Zeit eine tiefgreifende Verschiebung der Wohnorte der einzelnen Gesellschaftsklassen erfolgt war. Der Westen war ganz von den Reichen in Besitz genommen, der Osten ganz den Armen überlassen worden. Lebte ein wohlhabender Mann in einem der östlichen Stadtteile, so war dies nur dadurch erklärlich, daß er durch seinen Beruf mit eiserner Notwendigkeit dazu gezwungen wurde. Wer es irgend möglich machen konnte, wohnte im Westen, auch wenn ihn seine Geschäfte zwangen, mehrere Stunden des Tages in Ostlondon zuzubringen. Diese völlige Scheidung der verschiedenen Gesellschaftsklassen nach Wohnorten, eine Trennung, die sich geographisch mit überraschender Bestimmtheit vollzog, ist in dieser Schärfe wohl nirgends sonst in der Welt zu beobachten gewesen. Es ist oft geschildert worden, wie infolgedessen in London gewissermaßen zwei Nationen lebten, die nur wenige Kilometer voneinander entfernt wohnen, dieselbe Luft atmen und dieselbe Sprache sprechen — und die doch fast nichts miteinander gemeinsam haben, die sich infolgedessen auch gegenseitig nicht verstehen, ja einander absprechend und feindlich gegenüberstehen.

Vor allem: sie kannten sich nicht. Tausende der wohlhabenden Leute im Westen Londons hatten niemals einen Fuß in die östlichen Stadtteile gesetzt. Sie wußten von diesen nur vom Hörensagen. Berichteten die Zeitungen von einem Morde oder von Trunkenheitsfällen in Ostlondon, so verallgemeinerte man in den oberen Schichten diese Vorkommnisse und erfüllte sich selbst mit Verachtung und Haß gegen eine so heruntergekommene Menschheit, ohne zu bedenken, daß man selbst vielleicht mitschuldig daran war. Die Bewohner des Ostens ihrerseits sahen in denen des Westens nur die Müßiggänger und Faullenzer, die Blutsauger, die sich von der Arbeit anderer ernähren, die vom Glück Bevorzugten, die satt zu essen haben, die sich warm und schön kleiden können, die sich alle Dinge zu kaufen vermögen, nach denen ihr Herz begehrt. So wurden die Beziehungen der beiden »Nationen« zu einander durch Verachtung, Haß und Neid bestimmt. Und es wurde dadurch eine Atmosphäre geschaffen, die so mit giftigen und explosiven Gasen überladen war, daß die Situation zum Teil nicht ungefährlich erschien.

Und noch ein weiteres Übel brachte die geographische Trennung der Klassen mit sich: die Selbstverwaltung der Gemeinden Ostlondons litt schwer darunter. Von jeher beruhte die englische Gemeindeverfassung auf dem Ehrenamt. Stets und allenthalben hatten sich bis in das 19. Jahrhundert hinein wohlhabende oder doch wenigstens nicht von Armut bedrängte Männer gefunden, die bereit waren, die Last öffentlicher Ehrenämter zu übernehmen. Im Laufe der soeben verflossenen Jahrzehnte hatten sich die Aufgaben der Gemeindeverwaltungen vervielfacht. Gleichzeitig aber verarmte die Bevölkerung der an Kopffzahl ungemein schnell zunehmenden Stadtteile Ostlondons so zusehends, daß die bestehenden Gesetze dort wenig zu helfen vermochten. Für die ärmeren Klassen sind vielleicht unter allen neueren Gesetzen am wichtigsten die Schulgesetzgebung, die Armen-, die Gesundheitsgesetzgebung und die Gesetze über Arbeitszeit und Arbeitslöhne. Eine gewissenhafte Durchführung dieser Gesetze läßt sich nur erwarten, wenn sie in den Händen geeigneter Organe liegt. Und da man diese Organe alter Gewohnheit gemäß in den Selbstverwaltungskörpern sah, denen man die Durchführung jener Gesetze zum großen Teil übertragen hatte, so bestand die Gefahr, daß letztere in der Luft schweben blieben, falls sich nicht eine größere Zahl unabhängiger Männer fand, die zur Übernahme jener mühevollen Ehrenämter bereit waren.

Tatsächlich fehlten nun aber solche Männer in einem großen Teil der Bezirke Ostlondons, in den Arbeitervorstädten anderer Großstädte und in manchen der aus der Erde emporgeschossenen Industriestädte Englands. Es ist für den Deutschen wie für den Angehörigen jedes anderen Landes, das fast alle wichtigen Gesetze durch einen geschulten und geordneten Beamtenstab durchführen läßt, der in allen Teilen des Landes genügend vertreten ist, wichtig, sich den großen Unterschied vor Augen zu halten, der in dieser Beziehung zwischen einem reinen Beamtenstaat und England besteht. Auch sind andere Länder von den hier angedeuteten Schäden der englischen Entwicklung infolge des Umstandes verschont worden, daß eine so scharfe geographische Trennung der verschiedenen Gesellschaftsklassen nirgends sonst zu beobachten war.

Ein Gebiet wie die Armenpflege läßt sich zweckmäßig nicht anders behandeln als auf dem Wege der Selbstverwaltung — so wichtig es auch ist, daß der Staat bestimmte Grundgesetze dafür schafft. Die Durchführung gerade der Armenpflege aber bedarf dringend erfahrener Männer, die nach freiem Ermessen und nach eigener Verantwortlichkeit zu handeln imstande sind. Zwar ist auch in England auf diesem Gebiete unter dem Zwang der Verhältnisse mehr und mehr eine staatliche Zentralisierung eingetreten. Das erste große Reformgesetz für das Armenwesen wurde 1834 geschaffen. Dieses Gesetz war durch eine Kommission herbeigeführt worden, die vom Parlament zur Untersuchung der bestehenden Verhältnisse eingesetzt worden war. Die weitere Folge war die Bildung neuer Armenverbände, sogenannter »Unions«. Allmählich bildete sich eine feste Zentralbehörde, der Zentralverband für die Armenpflege. 1871 wurde er mit den Behörden, die sich der Durchführung der Schulgesetze und der Gesundheitspflege anzunehmen hatten, zu dem »Regierungsamt für die Gemeindeverwaltungen (Local Government Board)« vereinigt. Indessen wurde als Gegengewicht zu dieser Zentralbehörde das Lokalamt der Armenpfleger geschaffen, »Poor Law Guardians« oder einfach »Poor Guardians« genannt.

Gerade dort, wo sich die schwierigsten Aufgaben für die Armenpflege ergaben, zeigte sich nun, daß geeignete Elemente für die Besetzung dieser Ehrenämter fehlten. Ganz das gleiche galt für die übrigen wichtigsten Gebiete der Selbstverwaltung. Alle Gesetze, die man zur Hebung der Lage der unteren Gesellschaftsklassen schaffen mochte, blieben daher gerade dort, wo ihre Durchführung am allernötigsten war, unwirksam. Niemals zuvor hatte England vor einem solchen Problem gestanden, und die Enttäuschung, die sich daraus ergab, war ungemein bitter. Die soziale Gesetzgebung schien zu versagen. Schulze-Gaevernitz, der an die Unwirksamkeit der Lex Julia et Papia Poppaea (der Ehegesetzgebung des Kaisers Augustus) erinnert, die nicht durchdringen konnte, weil die Sitten der Zeitgenossen ihr Hohn sprachen, sagt mit Recht: »In den großen Lebensverhältnissen der Völker bleiben rein gesetzliche Mittel wirkungslos, wenn sie nicht von Mächten des Gefühls und des Willens unterstützt

werden.«¹⁾ Und er erinnert an ein Wort Taines: »Un nouveau système d'institutions ne fonctionne que par un nouveau système d'habitudes.«

Diese Unfähigkeit zur Selbstverwaltung stellte für das gesamte soziale und kulturelle Leben der Stadtteile Ostlondons eine Gefahr allerschwerster Art dar. Nichts, was man sonst zur Hebung der sozialen Lage der Bevölkerung unternehmen mochte, konnte dauernden Erfolg haben, so lange nicht diese Unfähigkeit der Selbstverwaltung behoben war. War doch im tiefsten Grunde eben hierauf auch die Tatsache zurückzuführen, daß es den Massen Ostlondons an Berührung mit den besten Gedanken der Zeit fehlte. Wer einen tieferen Einblick in die Verhältnisse gewonnen hatte, gab unweigerlich der Ansicht Ausdruck, daß der Tiefstand jener Bezirke nicht sowohl dem Fehlen wichtiger Gesetze als dem Mangel an Gemeingeist und Organisation der Bevölkerung sowie der Abwesenheit einer durchgebildeten und aufmerksamen öffentlichen Meinung zuzuschreiben sei.

Dazu aber, die Pflichten der Selbstverwaltung einem Heer bezahlter Beamten zu übertragen, mochte man sich nicht entschließen. Rudolf von Gneist hat diese Bürokratisierung der Verfassung mehrfach als drohende Gefahr bezeichnet. Überließe man sich ihr, so würde man das in Frage stellen, was Englands Größe begründet habe. Man würde damit die Grundlagen seiner parlamentarischen Freiheit vernichten und die Schutzmauer gegen den andringenden Radikalismus niederbrechen. Schulze-Gaevernitz erwähnt Äußerungen von Engländern²⁾, daß jenem Wendepunkt in der Geschichte fremder Völker, an dem die Bürger die Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes auf Söldlinge abwälzten, in der englischen Geschichte der Augenblick entsprechen würde, in welchem die wohlhabenden Klassen die altüberkommenen Pflichten der Selbstverwaltung — eine nicht minder drückende, aber auch nicht minder ehrenvolle Last — dauernd ablehnten.

¹⁾ In seinem Aufsätze »Toynbee-Hall« in den »Grenzboten«, 46. Jahrgang, 1. Vierteljahr 1887, S. 581.

²⁾ Grenzboten a. a. O. S. 416.

Diese Gründe wurden für die Volksheimbewegung bald dafür maßgebend, besonderes Gewicht auf die Stärkung der Fähigkeit zur Selbstverwaltung in der umwohnenden Bevölkerung zu legen. Es lassen sich wenig wichtigere Aufgaben denken. Soviel ich weiß, hat man ursprünglich nicht die Absicht gehabt, sich den Selbstverwaltungskörpern besonders stark zu widmen. Aber der Zwang der Verhältnisse führte unvermeidlich dazu. Oft ergibt sich für eine neue Bewegung die Notwendigkeit, einen weiteren Programmpunkt hinzuzufügen, an den man ursprünglich kaum gedacht hatte, dessen ausschlaggebende Wichtigkeit aber nach einiger Zeit zutage tritt. So pfliegten denn die Residenten von Toynbee Hall und später auch die der übrigen Volksheime, die als ansässige Bürger jener Stadtteile bald das Recht dazu erhielten, sich an der Selbstverwaltung der Gemeinden zu beteiligen, sobald ihnen die Möglichkeit dazu geboten wurde. Zuweilen waren in der ersten Zeit Einflüsse gegen die Wahl von Volksheimmännern in die Gemeindeverwaltungen am Werke. Nachdem sie sich aber erst das Vertrauen der Bevölkerung errungen hatten, wurden viele von ihnen zu Mitgliedern des Gemeinderats (der Vestry), des Schulrats, des Armenrats oder der Gesundheitsbehörde gewählt.

Nicht immer war die Aufgabe dessen, der ein solches Ehrenamt übernahm, die Bevölkerung gegen Ausbeutungsversuche oder gegen zutage liegende Vernachlässigungen ihrer Rechte (etwa durch Bauunternehmer oder Hausbesitzer) zu verteidigen. Vielmehr hat es sich nicht selten auch darum gehandelt, den Widerstand in den Kreisen der Bevölkerung selbst gegen vernünftige Gesetze — wie z. B. gegen die allgemeine Schulpflicht — zu bekämpfen. Noch häufiger bestand die Aufgabe darin, die Teilnahmslosigkeit und den Mangel an Energie und Initiative in den Gemeindeverwaltungen zu beseitigen und ihnen zu zeigen, daß sich durch tatkräftiges Vorgehen eine gar nicht unerhebliche Verbesserung der Lage der Bevölkerung erzielen ließ.

Man mußte also versuchen, die Gemeindeverwaltungen, ja die ganze Bevölkerung mit einem neuen Geiste zu erfüllen, sie zum Gemeingeist zu erziehen. Wirklich ist dies gelungen. Namentlich Toynbee Hall hat darin Großartiges geleistet. Schon nach wenigen Jahren konnte der Tätigkeit

dieses Volksheims nachgerühmt werden: »Jeder neue Notruf findet in Toynbee Hall Hörer, die auch Täter sind; für jedes neue öffentliche Bedürfnis sucht man hier Abhilfe zu schaffen.«

In dem Stadtteil Whitechapel gab es noch keine Volksbibliothek. Sollte ihre Begründung auf Kosten der Gemeinde durchgeführt werden, so mußte die Mehrzahl der Steuerzahler sich für die Erhebung der staatlichen Bibliotheksteuer von 1 Penny auf das Pfund Sterling aussprechen. Hätte man den Antrag auf Erhebung der Steuer gestellt, ohne daß die Bevölkerung vorher aufgeklärt und bearbeitet worden wäre, so würde die Ablehnung so gut wie sicher gewesen sein. Deshalb besuchten die Residenten von Toynbee Hall, ihre Anhänger und Freunde etwa 4000 Wähler einzeln; die Folge war der Steuererhebungsbeschluß. — Als 1896, in einem Jahre großer Trockenheit, die Wasserleitungen in Whitechapel versagten, wurden in Toynbee Hall ausführliche Besprechungen zur Lösung der Frage gepflogen. — Als in Ostlondon die berüchtigten Frauenmorde stattfanden, die London in Aufregung versetzten und in ganz Europa Aufsehen erregten, bildete sich unter der Leitung der Residenten von Toynbee Hall ein Sicherheitsausschuß, der monatelang einen nächtlichen Freiwilligendienst aufrecht erhielt.

Diese Erziehung zur Selbstverwaltung ist am klarsten in den Worten eines der Jahresberichte von Toynbee Hall ausgesprochen: »Unermüdlich stehen die Residenten voran in der Betätigung der großen Lehre, daß alle Bürgerrechte nur Bürgerpflichten sind, welche Stadt und Staat, Schule und Kirche fordern dürfen und sollen.«

Ursprünglich hat man den Volksheimen, als sie sich mit den Problemen der Selbstverwaltung zu beschäftigen begannen, entgegenhalten, daß dies doch nicht nur eine Beschäftigung mit politischen Fragen sei, sondern geradezu eine politische Tätigkeit, bei der man die Stellungnahme zu den Parteien gar nicht vermeiden könne, sondern sich ihnen anschließen oder sie bekämpfen müsse. Es ist ein Zeichen für den tiefen sittlichen Ernst der Volksheimbewegung, daß man sich durch solche Bedenken nicht hat irre machen lassen. Man hat sich vielmehr gesagt, daß die vorhandenen sozialen Schäden so ungeheuer groß seien, daß ihre Beseitigung auf alle Fälle erstrebt werden müsse; wenn dazu die Beschreitung politischer Wege erforder-

lich sei, so dürfe man also auch davor nicht zurückschrecken. In diesem Sinne hat ein Mann wie Professor Bryce, der jetzige Botschafter Großbritanniens in Washington, den Volksheimen dringend empfohlen, in die »reine Politik« (pure politics) einzutreten. Schon als Toynbee Hall eröffnet wurde, sprach Mr. Lyttleton Gell es aus, welche außerordentliche Bedeutung einer Beteiligung an der Tätigkeit der Selbstverwaltungskörper gerade in solchen Bezirken zukomme, in denen eine Klasse wohlhabender gebildeter Männer fehlte. Und als man erst einmal mit solcher Wirksamkeit begonnen hatte, zeigte sich bald, daß die hier vorliegenden Bedürfnisse und Möglichkeiten geradezu unendliche waren. So ergab es sich denn in kurzer Zeit, daß Toynbee Hall sowohl wie Oxford House, Mansfield House, Browning Hall, das Bermondsey Settlement und fast alle anderen Volksheime mit der Tätigkeit der Selbstverwaltungskörper in ihren Bezirken enge Beziehungen schufen.

Für die ersten Residenten war es weit schwieriger als für die späteren Jahre, sich in Gemeindeämter wählen zu lassen. Die zuerst Kommenden mußten der Bevölkerung zunächst erst den Beweis ablegen, daß sie uninteressiert waren, daß sie keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgten und daß ihnen der Gedanke sowohl an eine politische wie an eine religiöse oder irgendwie anders geartete Beeinflussung in irgend einem Parteisinne völlig fernlag. Man hat geschätzt, daß es selbst für den besten Residenten damals, zu Beginn der Volksheimbewegung, etwa drei Jahre Zeit erfordert habe, bis er das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen hatte. Für seine Nachfolger lagen die Verhältnisse sehr viel günstiger. Sie fanden nun eine bestimmte feste Sachlage vor, die Bevölkerung hatte bereits die Überzeugung gewonnen, daß die Beteiligung der Residenten an den Ehrenämtern der Gemeindeverwaltung ohne Sonderinteressen erfolge und mancherlei Nutzen stifte, und so konnten denn die späteren Residenten wesentlich früher in Gemeindeämter gewählt werden. Indessen wurde von den Vorständen (Wardens) der einzelnen Volksheime mit Recht Gewicht darauf gelegt, daß solche Wahl nicht zu früh erfolgte; denn niemand kann erfolgreich ein Amt in einer solchen lokalen Körperschaft ausfüllen, bevor er sich nicht mit den Verhältnissen des Bezirks, mit den Beschäftigungen, den Lebensgewohnheiten und der sozialen Lage der Bevölkerung genau vertraut gemacht hat.

Toynbee Hall hat auf diesem Gebiete besondere Erfolge aufzuweisen. Jahrelang gehörte einer seiner Residenten, Mr. Henry Ward, dem Londoner Graftschaftratsrat als Mitglied für Hoxton an. Er vertrat im Graftschaftratsrat insbesondere alles, was auf eine Verbesserung des Gesundheitswesens und der Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Klassen hinzielte. Dreimal ist er zum Vorsitzenden (Chairman) des Ausschusses für die öffentlichen Arbeiten (Works Committee) gewählt worden. Ein anderer Resident von Toynbee Hall war in der Lokalverwaltungsbehörde von Whitechapel tätig, ein dritter in der Mile End Vestry. — Die Residenten von Oxford House haben sich besonders als Mitglieder des Zweiges Bethnal Green des Mansion-Ausschusses für die Wohnungsverhältnisse der armen Bevölkerung (Mansion House Council on the Dwellings of the Poor) beteiligt. Der Vorstand von Mansfield House, das im südlichen Teil von West Ham (ebenfalls eines der Stadtteile Ostlondons) liegt, hat viele Jahre hindurch als Mitglied des dortigen Stadtrats (Town Council) gewirkt. Hier war die Teilnahme an der Selbstverwaltungstätigkeit fast noch notwendiger, da die Machtvollkommenheiten dieser Behörde (West Ham zählte schon damals eine Bevölkerung von mehr als 270 000 Einwohnern) weiter reichten als die der meisten Londoner Gemeindeverwaltungen (Vestries).

In West Ham bestand trotz dieser hohen Bevölkerungszahl noch keine einzige öffentliche Badeanstalt. Infolge der Bemühungen der Vertreter von Mansfield House im Stadtrat wurde der Bau einer solchen sowohl für den nördlichen wie für den südlichen Stadtteil durchgesetzt; für jede der beiden Anstalten wurden etwa 18 000 Pfd. Sterl. (360 000 M.) bewilligt. Ähnlich ging das Hull House in Chicago, das auf dem Muster der englischen Volksheime beruht, vor, was an dieser Stelle erwähnt sei, weil meines Wissens die auf Grund seiner Bemühungen erfolgte Bewilligung von 12 000 Dollars (48 000 M.) für eine Badeanstalt in dem 19. Bezirk der Stadt Chicago die erste Ausgabensumme für eine städtische Badeanstalt in Nordamerika darstellte. — Mansfield House hat ferner für West Ham, ähnlich wie Toynbee Hall für Whitechapel, die Errichtung einer freien öffentlichen Bibliothek durchgesetzt, indem es veranlaßte, daß die Steuerzahler die Erhebung der Bibliotheksteuer beschlossen.

Fast noch wichtiger stellen sich die Bemühungen der Volksheimmänner auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege dar. Auch hier hatten die Selbstverwaltungskörper der Ostlondoner Stadtteile und der Vororte ihre Pflicht nicht genügend getan. Die Grundlagen für das öffentliche Gesundheitswesen waren in England durch das öffentliche Gesundheitsgesetz (Public Healths Act) des Jahres 1875 und durch das Gesetz des Jahres 1890 über die Wohnungen der Arbeiterklassen (Housing of the Working Classes Act) geschaffen worden. Beide Gesetze konnten keineswegs als vollkommen gelten. Infolgedessen haben viele Städte die Erlaubnis zu besonderen Verbesserungen und Erweiterungen der dadurch vorgeschriebenen Maßnahmen durchgesetzt. Jedoch ist der Erlaß eines solchen Sondergesetzes für eine Stadtverwaltung recht kostspielig und umständlich, da das Parlament darum bemüht werden muß. Daher sind es in der Regel nur ganz große Städte, die sich dazu entschließen. So hatte der Londoner Grafschaftsrat 1891 für das von ihm zu versorgende Gebiet die »Public Healths Amendment Act (London)« durchgesetzt. Kleinere Gemeinden sind dazu kaum imstande — abgesehen davon, daß ihre Verwaltungen vielfach kulturell nicht weit genug blicken, um die Bedeutung solchen Vorgehens richtig einschätzen zu können.

Zur Durchführung der bestehenden Gesundheitsgesetze fehlte es in den Städten Ostlondons vielfach an Personal. Infolgedessen setzte das Mansfield House es durch, daß in West Ham die Zahl der angestellten Gesundheitsinspektoren (Sanitary Inspectors) vermehrt wurde. Die bestehenden Zustände (insbesondere auf dem Gebiet des Wohnungswesens) wurden von allen Sachkennern außerordentlich schwarz geschildert. Man muß ihnen durchaus recht geben, wenn man sich mit eigenen Augen — wie mir dies wiederholt bei Besuchen möglich war, die ich gemeinschaftlich mit Volksheimmännern in den ärmsten Stadtteilen unternahm — von der empörenden Verfallenheit und dem entsetzlichen Gesundheitszustand mancher der noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts bestehenden Slums überzeugt hat. Die Gesetzgebung hatte hier die Möglichkeit zu großen Fortschritten geschaffen — aber ihre besten Bestimmungen blieben zum Teil wirkungslos, weil die Selbstverwaltungskörper, denen die Ausführung oblag, sich nicht genügend darum kümmerten. So ist es z. B. infolge der Nachlässigkeit einiger

Gemeindeverwaltungen möglich geworden, daß Grundbesitzern die Erlaubnis erteilt wurde, Häuser an Stellen zu bauen (wie etwa in Canning Town), die u n t e r der Hochwasserlinie lagen. Die energische Tätigkeit des Londoner Grafschaftsrats hat mit solchen Übelständen aufgeräumt — wie es überhaupt ein unendlicher Vorteil war, daß auf diese Zentralbehörde mancherlei Machtbefugnisse übergingen, die bis dahin in den Händen der 68 verschiedenen Parishes oder Vestries gelegen hatten.

Es ist bezeichnend für die noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts bestehenden Zustände, daß damals der Stadtrat von West Ham — wohl unter dem Einfluß von Mansfield House — eine ähnliche Machtvollkommenheit zu erlangen suchte, wie sie dem Londoner Grafschaftsrat bewilligt worden war, um den Bau ungesunder Häuser zu verhindern; daß aber der Ausschuß, dem das Unterhaus die Beratung dieses Gesetzentwurfes (Corporation Bill) übertragen hatte, jene Bestimmung aus der beantragten Stadtverfassung wieder herausstrich, so daß die Grundbesitzer und Baulöwen in West Ham nach wie vor das Recht behielten, auf nassem Marschgrund Häuser zu bauen, obwohl der Boden zum Teil 12 Fuß unter der Hochwasserlinie lag!

Auch Browning Hall hat in seinem Stadtteil, Walworth, für die Hebung der Selbstverwaltung viel getan. Der stellvertretende Vorsteher (Sub-warden) wurde Mitglied des Gemeinderats, der aus insgesamt 6 Köpfen bestand, die bald sämtlich in gewissen Beziehungen zum Volksheim standen. In einem Bezirk dieses Stadtteils herrschte eine besonders hohe Todesziffer; namentlich war die Zahl der Todesfälle an Diphtheritis erschreckend hoch. Mr. Bryan, einer der Volksheimleute, ließ nicht in der Forderung locker, daß diese Verhältnisse genauer untersucht werden müßten, obwohl er damit auf mancherlei Widerstand stieß. Endlich drang er durch, und die Untersuchung wurde vorgenommen. Sie enthüllte die Tatsache, die von einem guten Sachkenner als »bemerkenswert, aber nicht ungewöhnlich« dargestellt wird¹⁾, daß die Kanalisationsrohre schlecht konstruiert waren, so daß sie den Unrat nicht abführten, da sie ein verkehrtes Gefälle hatten. So waren sie gebrochen und verstopft, und der gesamte Grund und Boden war mit ihrem Inhalt durchseucht. Nun endlich

¹⁾ Percy Alden in dem Reasonschen Buch a. a. O. S. 36.

wurden die alten Rohre entfernt und neue mit richtigem Gefälle gelegt; und Mr. Bryan erhielt von der Gemeindeverwaltung einen Dankesbeschluß, weil er ihre Aufmerksamkeit auf diesen Übelstand gelenkt hatte.

Um auch ein Beispiel für die Wirksamkeit amerikanischer Volksheime in gleicher Richtung anzuführen, sei erwähnt, daß die Vorsteherin von Hull House in Chicago, Miß Jane Adams, entdeckte, daß der Müll in ihrem Bezirk, dem 19., einem der ärmsten der ganzen Stadt, selten richtig gesammelt und fortgeführt wurde — insbesondere nicht aus den elendesten Straßen. Die Stadtverwaltung vergab diese Arbeit in Kontrakt. Um eine Besserung zu erzielen, bot Miß Adams bei der nächsten Vergebung mit. Sie erreichte ihren Wunsch nicht, indessen gelang es ihr, sich zum Müllinspektor ernennen zu lassen. Nun konnte sie wenigstens dafür sorgen, daß die Leute, die den Kontrakt übernommen hatten, ihre Pflicht taten. Fortan gehörte der 19. Bezirk zu den reinlichsten in ganz Chicago. — Andere Volksheime in Amerika haben dieses Beispiel nachgeahmt; was in einem Lande, dessen Stadtverwaltung nicht auf der Höhe derjenigen der westeuropäischen Völker steht, wohl notwendig sein mag. —

Eine weitere Aufgabe der Erziehung der Bevölkerung zur Selbstverwaltung ist die Teilnahme der Volksheime an allen Bestrebungen, die auf die Schaffung von Spielplätzen und Parken hinauslaufen. Auch hier hat Mansfield House Besonderes erreicht. Der Stadtrat von West Ham hat infolge dieser Anregungen zwei Parke auf eigene Kosten angelegt, während ein dritter durch freiwillige Beiträge zustande kam. Andere Volksheime sind in ihren Anstrengungen nicht so glücklich gewesen. So ist es Browning Hall nicht gelungen, für die Bevölkerung einen Park aus Gemeindemitteln zu schaffen. Es blieb daher nichts anderes übrig, als mit Hilfe freiwilliger Beiträge einen kleinen Kirchhof, der hinter dem Saale von Browning Hall lag, in einen öffentlichen Garten zu verwandeln. Ähnlich ist Oxford House verfahren, das den Kirchhof von St. Matthews mit Hilfe der »Metropolitan Public Health Association« zu einem öffentlichen Garten herrichten ließ.

Der Vorsteher von Mansfield House hat ferner durchgesetzt, daß mehrere Cricketplätze angelegt wurden, sowie daß in einigen der Hauptstraßen von West Ham Bäume gepflanzt wurden.

Die meisten Stadtteile Ostlondons machen auf den Besucher insbesondere deshalb einen so trostlosen Eindruck, weil man fast nirgends Bäume oder auch nur Sträucher und ein wenig Grün sieht. Die Volksheime haben in dieser Beziehung mancherlei erreicht. Und da es Bäume gibt, die merkwürdigerweise sogar in der entsetzlich rauchigen Luft Londons, selbst Ostlondons und Südlondons, fortkommen — wie z. B. Platanen und Linden — so ist der Anblick mancher dortigen Straßen ein sehr viel freundlicherer geworden.

Mr. Percy Alden hat vorgeschlagen — und sein Vorschlag ist an mehreren Stellen verwirklicht worden — daß in Verbindung mit jedem Volksheim ein Ausschuß von Arbeitern zur Hilfeleistung für die Gesundheitsinspektoren ins Leben gerufen werden sollte, dessen Geschäftsführer einer der Residenten des Volksheims sein müßte. Auf diesem Wege hat die »Mansfield House Brotherhood« Hunderte von gesundheitsschädlichen Fällen zur Prüfung durch die Gesundheitsbehörden gebracht, während sie sonst der öffentlichen Aufmerksamkeit entgangen wären. Ein Beispiel aus der Tätigkeit dieser Vereinigung möge erzählt sein. Eines der Mitglieder berichtete, daß die Mieter eines bestimmten Hauses, seitdem sie vor etwa 6 Wochen eingezogen, ohne Wasser geblieben seien, obwohl sie ihre Miete regelmäßig bezahlt hätten; der Hausverwalter habe trotz aller Bitten nichts zur Beseitigung dieses Mangels getan. Der Fall wurde untersucht und weit schlimmer gefunden, als man gedacht hatte. Der Gestank, der in dem Hause herrschte, war fürchterlich. Mehrere der Kinder waren krank und hatten Fieber. Man wendete sich sogleich an den Gesundheitsinspektor, der energisch vorging. Wäre jener Verein nicht vorhanden gewesen, so hätten die Einwohner, die durch ihre Lebenslage wahrscheinlich schon lange in Apathie versunken waren, die Übelstände weiter ertragen, ohne sich an die Behörde zu wenden. Diese aber ist nicht imstande, mit ihren wenigen Beamten ein Häusermeer genau zu übersehen, das sich über mehrere englische Quadratmeilen erstreckt. In einzelnen Stadtteilen liegen die Verhältnisse tatsächlich so schlimm, daß, wie Mr. Alden meint, die Erfahrung bewiesen habe, daß die Häuser dort sämtlich als ungesund betrachtet werden müßten, bis das Gegenteil bewiesen worden sei¹⁾.

¹⁾ Percy Alden a. a. O., S. 41.

Auch sollte man nicht übersehen, daß die Beamten des öffentlichen Gesundheitswesens ihre Tätigkeit sehr viel energischer und tatkräftiger durchführen werden, sobald sie wissen, daß hinter ihnen eine kräftige öffentliche Meinung steht, während sie nicht so eifrig sein werden, wenn sie Grund zu der Annahme haben, daß die Bevölkerung ihren Bemühungen nur verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit und Teilnahme entgegenbringt.

Durch solche Anstrengungen kann die Tätigkeit der Selbstverwaltungskörper eines ganzen Bezirks wesentlich gehoben werden. Vorher waren manche Stadtteile Ostlondons »ohne Baum, ohne Farben, ohne Bäder, voller Schmutz, von Rauch und Ruß überzogen, mit rohen Vergnügungen, mit einer Bevölkerung, die sich scheußlich kleidete, die sich von verfälschten Nahrungsmitteln nährte und an vergifteten Getränken ergötzte.«¹⁾ Durch die Tätigkeit der Volksheime sind alle diese Verhältnisse gebessert worden, nicht zum wenigsten weil die Selbstverwaltungskörper mit neuem Leben erfüllt und auf eine höhere Stufe gehoben wurden. —

Auch heute noch nehmen wohl in allen Volksheimen einige Residenten an den Arbeiten der Armenverwaltung und der Schulverwaltung (Board of Guardians bzw. School Board) teil. Ebenso haben sie sich für das gewerbliche Bildungswesen (Technical Education) allenthalben lebhaft interessiert. Daß sie mit der »Gesellschaft zur Organisierung der Wohltätigkeit (Charities Organization Society)« zusammenarbeiten, bedarf kaum besonderer Erwähnung.

Der Verwaltungsbericht von Toynbee Hall für 1909/10 gibt an, daß zwei der dortigen Residenten als Mitglieder in der Gemeindeverwaltung (Borough Council) gewirkt haben, vier weitere in dem Armenrat von Whitechapel (Whitechapel Board of Guardians), einer im Londoner Grafschaftsrat und in der Wasserbehörde (Water Board); während vier für einen Teil des Jahres oder für die ganze Jahresdauer Mitglieder des Notstandsausschusses für Stepney (Stepney Distress Committee) oder für die Zentralbehörde für Arbeitslose (Central Unemployed Body) gewesen sind.

¹⁾ Ebenda S. 43.

Es ist hier nicht der Platz, auf die Tätigkeit der Volksheime auf dem Gebiete der Armenpflege einzugehen.¹⁾ Die Vertreter der Volksheime haben sich in den dafür geschaffenen Behörden stets von den beiden Extremen ferngehalten, die einer sachgemäßen Verwaltung des Armenwesens gleich viel schaden können: sie haben das Hauptgewicht weder darauf gelegt, zu sparen, noch auch haben sie sich verleiten lassen, durch allzu reichliche Bewilligungen die leicht zu erringende Volkstümmlichkeit des Demagogen zu erstreben. Vielmehr haben sie einer rein sachlichen und doch von tiefem Menschlichkeitsgefühl getragenen Erledigung der Aufgaben dieser Verwaltung das Wort geredet. Und sie sind darüber hinaus dort eingesprungen, wo das Gesetz oder dessen Ausführung versagte.

So haben sie z. B. für diejenigen Insassen der Arbeitshäuser, die durch Alter und Gebrechlichkeit arbeitsunfähig geworden waren, zu sorgen gesucht. Um deren materielle Unterhaltung brauchten sie sich nicht zu kümmern, da für diese gesorgt war; geistig aber und moralisch geschah für sie recht wenig. So fühlten sich viele von den alten Leuten, die hier den Rest ihres Lebens verbrachten, außerhalb fast aller menschlichen Gemeinschaft stehend. Kaum vermochten sie sich noch vorzustellen, daß irgend jemand einen sympathischen Gedanken an sie verschwenden könnte.

Ähnlich haben sich namentlich die Frauen-Volksheime, wie z. B. das in Canning Town, der verkrüppelten Kinder angenommen. Für diese war vielfach im Schulwesen nicht genügend gesorgt. Befindet sich ein verkrüppeltes oder stark zurückgebliebenes Kind unter der Schar der übrigen, so sind ihm der Lärm und das Toben der anderen vor Schulanfang und nach Schulschluß sowie in den Zwischenstunden geradezu eine Qual; es ist in diesem Getriebe, insbesondere auf den steilen Treppen der meist mehrstöckigen Schulen in Ostlondon, die der Volksmund als »Dreidecker« bezeichnet, geradezu hilflos. Deshalb nahm das Frauen-Volksheim in Canning Town sich ihrer an und eröffnete eine Morgenschule für körperlich zurückgebliebene Kinder. Diejenigen unter ihnen, denen der Weg zu viel

¹⁾ Siehe darüber z. B. den Aufsatz von J. Scott Lidgett in dem Reasonschen Buch S. 63—70.

Mühe machen würde, werden mit einem Eselwagen abgeholt. Von 8 $\frac{1}{2}$ —12 Uhr finden Unterrichtsstunden statt, in denen durch Einfügung von Singen, Handarbeit der verschiedensten Art und anderer erholender Gegenstände dafür gesorgt wird, daß diese schwächlichen Kinder nicht überanstrengt werden. Das Frauen-Volksheim verfolgt in dieser Tätigkeit das besondere Ziel, die Kinder nicht nur intellektuell vorwärts zu bringen, sondern sie auch mit Lebensfreude zu erfüllen. —

Jedes Volksheim wird von Anfang an dazu gedrängt, eine Art Rechts-Auskunftsstelle zu eröffnen. Die Erfahrungen aller Länder stimmen darin überein; auch in dem Hamburger Volksheim wurde gleich zu Anfang (1901) eine solche Einrichtung geschaffen, die sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. Unter den englischen Volksheimen nimmt das Mansfield House für sich in Anspruch, diesen Weg zuerst eingeschlagen zu haben. In seinen Berichten sind mancherlei lehrreiche Fälle über die Wirksamkeit des »Rechtsanwalts des armen Mannes (Poor Man's Lawyer)« enthalten, wie man die Auskunftsstelle mit glücklicher Benennung getauft hat. Die übrigen Volksheime sind nachgefolgt.

Ich führe als Beispiel für die zahlreichen Fälle, die diese Auskunftsstellen zur Erledigung brachten, die folgenden an. Eine Witwe klagt darüber, daß von der Hinterlassenschaft ihrer Schwester im Werte von 250 Pfd. Sterl. (5000 M.) weder an sie noch an ihre beiden Schwestern, die ebenso wie sie in sehr einfachen Verhältnissen leben, auch nur ein Penny gelangt sei, während ihr wohlhabender Bruder, der sich in den Besitz der Hinterlassenschaft gesetzt habe, auf alle Anfragen nichts verlauten lasse. Der Fall wird untersucht, und die Klage erweist sich als begründet. Der Bruder hatte die Schwestern ihrer Rechte beraubt in der Hoffnung, daß sie nichts gegen ihn unternehmen würden. Das Volksheim (Browning Hall) nahm sich nun der Sache an und erreichte schnell, daß eine gerichtliche Verwaltung eingesetzt wurde und daß jede der drei Schwestern ihren Anteil erhielt. Als das Geld ausgezahlt wurde, spendete jede von ihnen freiwillig als Zeichen ihres Dankes einen Betrag für das Volksheim.

Oder es kommt ein Schiffsjunge in die Rechtsauskunftsstelle. Er hat beim Kohlenladen in einem ausländischen Hafen eine Verletzung davongetragen — nicht durch eigene Schuld, vielmehr unzweifelhaft durch die Nachlässigkeit der Arbeiter

seiner Reederei. Im Auslande ist er von einem Arzt behandelt worden, dann hat ihn der englische Konsul nach Hause geschickt. Nun wendet sich das Volksheim an die Reederei und erhält eine zureichende Summe für den Verletzten.

Vielfach werden in der Rechtsauskunftsstelle Testamente eingeliefert mit der Bitte um Begutachtung ihrer Richtigkeit. In allen solchen Fällen wird gern geraten — wie andererseits von unnötigen Prozessen abgeraten wird.

* * *

Die Aufgabe der Erziehung der Bevölkerung Ostlondons zur Selbstverwaltung und zur eifrigeren Teilnahme daran mochte eine Zeitlang um so schwieriger sein, als gerade hier infolge starker Einwanderung fremdsprachiger Volksbestandteile eine erhebliche Menschenzahl sich nach Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen aus den üblichen Zuständen heraushob.

England war durch die bedingungslose Gastfreiheit, die es allen politisch Verfolgten fremder Nationen bot, seit Beginn des 19. Jahrhunderts zum Zufluchtsort der verschiedensten Völkerbruchstücke geworden. Nicht nur einzelne Männer, die aus politischen Gründen ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt hatten, fanden dort, wenn nicht eine neue Heimat, so doch einen sicheren Zufluchtsort — es bildeten sich auch ganze Kolonien fremdsprachiger Bevölkerungsbestandteile. Insbesondere seitdem die Judenverfolgungen in Rußland in den 80er Jahren ihren Höhepunkt erreichten, strömten russische Juden nicht mehr zu Tausenden, sondern zu Zehntausenden nach England. Und diese Auswanderung hielt an, da die russische Unterdrückungspolitik gegenüber den Juden nur vorübergehend von Regungen der Menschlichkeit oder der Staatsklugheit unterbrochen wurde. So sammelten sich in Ostlondon Zehntausende russischer Juden an. Vielleicht würde die jüdische Bevölkerung hier heute Hunderttausende von Köpfen zählen — wenn nicht allmählich die Vereinigten Staaten eine noch größere Anziehungskraft auf diese unglücklichen Auswanderer entwickelt hätten, so daß sich seit nunmehr etwa $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten der Hauptstrom der russisch-jüdischen Auswanderer nach Nordamerika ergießt. In New York allein gibt es heute ungefähr eine Million

Juden, deren größter Teil aus russisch-jüdischen Eingewanderten besteht; es ist damit die größte Judenstadt der Welt geworden.

Auch die östlichen Stadtteile Londons haben im Laufe der Zeit große Massen von russischen Juden aufgenommen, wenn sich auch deren Zahl nicht entfernt mit den riesigen Ziffern Nordamerikas vergleichen läßt. Ganz wie in New York haben die Auswanderer sich auch in Ostlondon in gewissen Stadtteilen zusammengeballt. Einer ist dem anderen gefolgt, eine Familie der anderen, Familiengruppen und ganze Dörfer haben sich auf einem Punkte angesiedelt, ja die Auswanderer bestimmter Städte haben sich in der neuen Heimat nicht selten in einer ganz bestimmten Stadtgegend zusammengefunden. In London waren es namentlich Whitechapel und Bethnal Green — also die Umgebung von Toynbee Hall und von People's Palace — die einen großen Teil der russisch-jüdischen Auswanderer aufnahmen. Infolgedessen mußten z. B. die wichtigsten Bekanntmachungen der Stadtverwaltung an den Anschlagsschildern auf Straßen und öffentlichen Plätzen nicht nur in englischer Sprache und lateinischer Schrift, sondern daneben auch in jiddischer Sprache und hebräischer Schrift erfolgen. Jiddisch ist jener eigenartige Mischdialekt, der aus etwa 75% deutscher und etwa 25% hebräischer Wortstämme besteht, durchsetzt mit russischen und polnischen Brocken. Wanderte man in den 90er Jahren durch einen dieser Stadtteile Ostlondons, so schlugen sehr häufig die merkwürdigen Laute dieser Mischsprache an unser Ohr. Heute ist sie etwas seltener geworden, da die Kinder der russisch-jüdischen Auswanderer vielfach durch die englischen Volksschulen und durch ihre Umgebung der Sprache ihrer Eltern entfremdet worden sind. Aber noch immer kann man diesen eigenartigen Dialekt oft genug vernehmen. Wer ihn nicht kennt, hat meist Gelegenheit, ihn schon auf der Überfahrt vom europäischen Festlande mit irgend einer der holländischen Schiffahrtsgesellschaften zu hören; bei einem Besuch in der 2. Schiffsklasse kann man in der Regel beobachten, wie ein paar Handelsleute eine eifrige, von heftigen Gesten unterstützte Unterhaltung in jiddischer Sprache führen.

Diese neu hinzugekommenen jiddischen Bevölkerungsteile nicht nur sprachlich zu assimilieren, sondern sie auch sozial vor allzu tiefem Sinken zu bewahren, sie vielmehr kulturell zu heben, war eine ungemein schwierige Aufgabe. Denn gerade in Ost-

london herrschten die übelsten Schwitzindustrieen. Man hat über die furchtbare Ausbeutung der Arbeitskräfte, denen hier der letzte Tropfen Blut ausgepreßt wurde, das bittere Wort geprägt, der schlimmste Feind des Juden sei der Jude. Mußten doch die Neuankömmlinge, die als Flüchtlinge in der Regel über gar keine Geldmittel verfügten, ihre Arbeitskraft so schnell als möglich irgendwo verkaufen. Und da sie die englische Sprache nicht kannten, mußten sie bedingungslos auf alle Forderungen eingehen, die der jüdische Arbeitgeber, bei dem sie sich meldeten, stellen mochte. So lag denn die Gefahr vor, daß hier unmenschliche Hungerlöhne gezahlt wurden — zumal da sich diese Einwanderer, die sich bisher nur als Objekte politischer Unterdrückung betrachtet hatten, vielfach gar nicht vorstellen konnten, daß man ihnen in England nur infolge der Tatsache, daß sie Menschen waren, auch gewisse Menschenrechte zuzubilligen geneigt war. Es ist eine oft gemachte Beobachtung, daß der jiddische Einwanderer in das maßloseste Erstaunen fällt, wenn er hört, daß ihm nunmehr sogleich oder doch nach einiger Zeit politische Rechte eingeräumt werden sollen.

Eine solche Bevölkerung zur Selbstverwaltung zu erziehen, mag wohl als eine Art Sisyphusarbeit erscheinen. Dennoch haben die Volksheime diese Aufgabe mutig auf sich genommen und sie nach Möglichkeit durchgeführt. Hätten sie diesen Versuch nicht gemacht, so würde die soziale und kulturelle Lage der Bevölkerung Ostlondons eine noch viel trostlosere sein, als sie tatsächlich ist.

Selbstverständlich war es nötig, für den Verkehr mit der jiddischen Bevölkerung besondere Organe zu schaffen. Der Vollblutengländer, dessen Sprachübung eine recht geringe zu sein pflegt, kann in der Regel nicht einmal Deutsch und denkt gar nicht daran, sich zunächst zwei fremde Sprachen (Deutsch und Hebräisch) anzueignen, um auf der Grundlage dieser Kenntnisse eine dritte Sprache (das Jiddische) zu erlernen. Man mußte daher Männer, denen das Jiddische tägliche Umgangssprache ist, heranziehen. So habe ich in Toynbee Hall mit einem Residenten zusammen gelebt, der des Jiddischen als seiner Muttersprache mächtig war. Er war nicht nur des Abends fast beständig von Landsleuten in Anspruch genommen, die Auskunft von ihm zu erhalten wünschten oder irgendwelche Beschwerde vorzubringen hatten, sondern wurde auch häufig

tagsüber mit solchen Wünschen aufgesucht. Tag für Tag war er unterwegs, um die Klagen zu untersuchen, die ihm zugebracht worden waren. In der Regel bezogen sie sich auf schlechte Wohnungsverhältnisse.

Im Laufe der Zeit ist es, insbesondere durch die Anstrengungen der Volksheime, möglich geworden, die soziale und kulturelle Lage der jiddischen Bevölkerung Ostlondons bemerkenswert zu heben. Auch im übrigen kann diese Tatsache festgestellt werden. So macht z. B. selbst das Äußere von Whitechapel heutzutage einen wesentlich anderen Eindruck als vor etwa anderthalb Jahrzehnten. Die Straßen sind sauberer geworden, die Läden sind vergrößert und führen teurere Waren, die Bevölkerung geht besser gekleidet als früher. Gewiß wäre es falsch, diese Hebung der sozialen Lage nur der Tätigkeit der Volksheime zuzuschreiben. Auch wirtschaftliche Gründe der mannigfachsten Art haben zweifellos mit dazu beigetragen, nicht zu vergessen der sozialen und Gemeinde-Gesetzgebung der letzten 1½ Jahrzehnte. Indessen haben doch nur alle diese Umstände zusammen diese Hebung erzielt.

Zum mindesten ist der Vorgang der Pauperisierung dieser Stadtteile, der früher durch den Übergang vom Handwerk zur Großindustrie und durch das Zusammenfluten von Arbeitern, die wenig oder gar nicht organisiert waren, hervorgebracht wurde, zum Stillstand gekommen. Arbeitslose und Arbeitsscheue finden sich zwar immer noch, und das Elend ist keineswegs ausgerottet. Aber eine gewisse Hebung ist ganz unverkennbar. Wenn auch diese Stadtteile und die in ihnen lebende Bevölkerung noch immer einen weniger günstigen Eindruck bieten als manche Industriestädte des englischen Nordens, so ist doch eine Verbesserung der Lage der ärmsten Klassen zu beobachten, und die Verwilderung und die Verkommenheit, die früher zutage traten, sind wesentlich eingeschränkt worden.

* * *

Es mag hiermit zusammenhängen, daß die Tätigkeit der Volksheime heute nicht mehr das starke Bestreben der Ausdehnung zeigt, das noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts unverkennbar war. Seit der Gründung von Toynbee Hall hatte ein Volksheim nach dem

anderen seine Tore aufgetan: Oxford House, Mansfield House, Browning Hall, Bermondsey Settlement, Newman House, Chalfont House, Cambridge House, Passmore Edwards Settlement, Rugby House, Pembroke College Mission, North-East London Church Settlement. Von Frauen-Volksheimen nenne ich das Women's University Settlement, Cheltenham College Settlement, Maurice Hostel, St. Margaret's House, Canning Town Women's Settlement, Bermondsey Settlement (Women's House), College of Women Workers, North London Ladies' Settlement, Lady Margaret Hall Settlement, St. Mildred's House, Trinity Settlement, Hoxton Settlement, Leighton Hall Neighbourhood Guild, Allcroft Road Neighbourhood Guild.

Manche dieser Volksheime gehören einer bestimmten Richtung an. So steht z. B. Oxford House auf dem Boden der Staatskirche, ja ist ursprünglich als eine Art konfessioneller Gegenründung zu betrachten gewesen — während es der unvergängliche Ruhm von Toynbee Hall war und ist, daß es keinerlei bestimmte religiöse Richtung vertreten hat. Umgekehrt wie Oxford House hat sich University Hall, eine Schöpfung der Schriftstellerin Mrs. Humphrey Ward, zwar auch auf religiösen, aber auf rationalistischen Boden gestellt. Das oft genannte Mansfield House wiederum steht in einem gewissen Zusammenhang mit der theologischen Schule von Oxford, während andererseits auch die Wesleyaner ein Volksheim geschaffen haben. Das Frauen-Volksheim in Südlondon ist von den Frauencolleges in Oxford und Cambridge geschaffen worden; es hat sich insbesondere dem Wohle der weiblichen Bevölkerung und der Kinder gewidmet.

Auch in anderen Städten hat die Volksheimbewegung Fuß gefaßt: in Liverpool und in Manchester, in Sheffield und in Bristol, in Edinburgh und in Glasgow. Ferner hat sie nach Nordamerika hinübergegriffen, wo sie insbesondere in New York und in Chicago bemerkenswerte Erfolge erzielte.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist die Bewegung jedoch in England und Amerika ein wenig zum Stehen gekommen. Nicht daß die schon begonnene Tätigkeit eingeschränkt worden wäre — es sind nur neue Settlements nicht mehr in nennenswerter Zahl hinzugetreten. Daß Arbeit auch noch für weitere Anstalten dieser Art in Hülle und Fülle vorhanden wäre, kann keinem Zweifel unterliegen.

Man sagt sich aber wohl, daß die schon bestehenden Anstalten mancherlei leisten.

Vor allem aber: der soziale Geist, der zur Gründung jener ersten Volksheime führte, ist heutzutage nicht mehr so lebendig wie vor 21½ Jahrzehnten. Große Sozialreformer, deren zündenden Worten die gesamte Öffentlichkeit lauschte, deren hinreißendem Wesen niemand widerstehen könnte, besitzt England gegenwärtig nicht; außer etwa Sidney Webb, der jedoch mehr Gelehrter als Sittenprediger und Agitator ist. Gewiß gibt es eine große Anzahl von Männern und Frauen, die sozial von den höchsten Idealen und von dem lautersten Willen erfüllt sind. Die Sozialreformer großen Stils sind aber ganz besondere Erscheinungen, die — ebenso wie andere große Männer — nur von Zeit zu Zeit einmal auftauchen, die man nicht absichtlich hervorrufen kann, und ohne deren Einfluß sozial-ethische Bewegungen wie die der Volksheime nicht entstehen oder doch keine großen Fortschritte zu machen pflegen.

So hält sich die Tätigkeit der Volksheime in England augenblicklich auf altem Stande. Ganz das gleiche gilt von dem Hamburger Volksheim, das erst 1900 begründet wurde und in den ersten Jahren einen überraschend schnellen Aufschwung nahm. Auf der Tätigkeit von Männern beruhend, die wie Pastor W. Classen oder Amtsrichter Dr. W. Hertz, Rat Dr. Ernst Jaques, Dr. F. Schomerus, Dr. Heinz Marr, Pastor Kießling und andere von lebhaftem sozialem Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt sind, konnte die neue Einrichtung auch äußerlich schnell zu Erfolgen gelangen, weil sie in dem Fabrikbesitzer (später Senator) Dr. Heinrich Traun einen Führer gefunden hatte, der ihr durch seine von tiefer Güte getragene Begeisterung schnell die erforderlichen Mittel und das nötige Ansehen verschaffte. So konnte das Hamburger Volksheim sich nicht nur in den Stadtteilen Rothenburgsort und Barmbeck eigene Häuser errichten, sondern es verfügte auch über so viele Sympathieen in den maßgebenden Gesellschaftsschichten, daß es eine Zeit lang insbesondere für junge Juristen förmlich zur unumgänglichen Pflicht wurde, sich an seiner Tätigkeit zu beteiligen, möglichst auch in einem der beiden genannten Arbeiterstadtteile ein paar Monate lang zu wohnen. Seitdem jedoch Senator Traun nicht mehr unter den Lebenden weilt, ist dieses Interesse zurückgegangen, und das Hamburger Volksheim hat heute mehr Schwierigkeiten, die

nötige Zahl von Helfern heranzuziehen, als dies bei seiner Begründung der Fall war. Daß eine ähnliche Entwicklung auch in England eingetreten ist, ist kaum ein Trost für dieses Sinken des Interesses.

Jedenfalls ist zu wünschen, daß die Volksheime in England wie in Deutschland auch in Zukunft in ihrer Tatkraft nicht nachlassen, sondern weiter ihrem Ziele nachstreben. Dieses wird nie überflüssig werden — auch nicht, wenn sich die soziale Lage der umwohnenden Bevölkerung in einer Weise heben sollte, die heute kaum erhofft werden kann. Die Ideale menschlicher Hilfsbereitschaft und menschlichen Gemeinschaftslebens, die der Volksheimtätigkeit zugrunde liegen, werden für alle Zeiten ihre Gültigkeit behalten. Glücklich das Zeitalter und glücklich das Land, von denen man rühmen kann, wie dies Schulze-Gaevernitz vor 20 Jahren von England mit Bezug auf die Tätigkeit der Settlements tat: »Nirgends und zu keiner Zeit der Geschichte dürfte unter den gebildeten Klassen eine gleiche Begeisterung für das Wohl der unteren zu finden gewesen sein, wie heute in England; sie findet ihren Ausdruck nicht in Worten, sondern vielmehr in höchst praktischen Bestrebungen.«¹⁾ Noch aber ist die Gegenwart weit davon entfernt, solcher Begeisterung entbehren zu können. Ihr Wohl und das der Zukunft hängen in entscheidender Weise davon ab, in welchem Maße ein lebenskräftiger sozialetischer Idealismus besteht und wie viele Männer der Forderung Carlyles nachzuleben suchen: »Du wirst nie dein Leben oder einen Teil deines Lebens in befriedigender Weise verkaufen. Verschenke es mit königlicher Großmut, dann hast du in gewissem Sinne alles dafür erhalten.«

¹⁾ Schulze-Gaevernitz a. a. O. S. 430.

2. Kapitel.

Die öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen.

»True books have been written in all ages by their greatest men: by great leaders, great Statesmen, and great thinkers. These are all at your choice; and life is short . . . Will you jostle with the common crowd for entree here, and audience there, when all the while this eternal Court is open to you, with its society wide as the world, multitudinous as its days, the chosen, and the mighty, of every place and time?«

Ruskin: *Sesame and Lilies*.

Die Gründung öffentlicher Bibliotheken reicht in Großbritannien bis in das 15. Jahrhundert zurück. Schon damals waren Stiftungen für gemeinnützige Zwecke nicht selten. Drei Städte sind es, die sich in England um den Ruhm streiten, die erste öffentliche Bibliothek besessen zu haben: Bristol, London und Manchester. In Bristol wurde 1464 die Bibliothek des dortigen Klosters auf Befehl des Bischofs von Worcester täglich (mit Ausnahme der Festtage) von 7 bis 11 Uhr für jedermann geöffnet. Daneben gründete 1615 Robert Redwood eine zweite Bibliothek. — In London war schon etwa um das Jahr 1425 eine Bibliothek durch Richard Whittington und William de Bury gegründet worden. — Manchester erhielt eine öffentliche Bibliothek 1653 durch Humphrey Chetham, der seiner Vaterstadt eine erhebliche Summe zur Gründung eines Erziehungshauses und einer Bibliothek vermachte; für die letztere

waren 20 000 M. sowie zur Errichtung eines eigenen Gebäudes weitere 42 000 M. bestimmt¹⁾).

Es ist selbstverständlich, daß alle diese Bibliotheken, weil sie sich auf den engen Kreis der eigentlichen Gelehrten beschränken mußten, eine weiter ausgreifende Wirksamkeit nicht entfalten konnten, ebenso wenig wie das Britische Museum, die großbritannische Nationalbibliothek. Sie wurde am 15. Januar 1759 im Montague House in London eröffnet auf Grund einer Stiftung des am 11. Januar 1753 in Chelsea verstorbenen Botanikers Sloane, des Präsidenten der Royal Society, der mit einem Aufwand von 50 000 Pfd. Strl. eine wertvolle naturwissenschaftliche Sammlung zusammengebracht hatte, die seinem Testament gemäß der Regierung für 20 000 Pfd. Strl. angeboten werden sollte; letztere nahm das Vermächtnis an und eröffnete nun 1759 das Britische Museum, das zunächst aus drei Abteilungen bestand: Naturwissenschaftliche Sammlungen, Druckschriften und Handschriften.

Indessen machte noch nach Eröffnung des Museums der Geschichtschreiber Gibbon die Erfahrung, daß »die größte Stadt der Welt einer guten öffentlichen Bibliothek entbehre«, so daß er sich für seine Untersuchungen über Größe und Verfall des römischen Reiches auf die öffentlichen Bibliotheken des europäischen Festlandes angewiesen sah. Selbst englische Literaturforscher mußten sich mit diesem Notbehelf zufrieden geben, so daß die Verhältnisse zunächst kaum wesentlich besser lagen als im 17. Jahrhundert; damals hatte ein englischer Bücherfreund geschrieben, daß Paris allein mehr Bibliotheken habe als England, Schottland und Irland zusammengenommen²⁾. Erst nach-

¹⁾ Thomas Greenwood: Public Libraries. A history of the movement and a manual for the organization and management of rate-supported libraries, 4. ed., London-Paris-Melbourne: Cassell and Company, Ltd., 1894, S. 527. Greenwood führt übrigens (S. 529) eine öffentliche Bibliothek an (er sagt leider nicht, welche), deren Gründung bis auf das Jahr 1700 zurückgehen und von einem englischen Geistlichen, früheren Kaplan des Gouverneurs der damaligen Provinz New York, veranlaßt sein soll.

²⁾ Siehe Gustav F. Steffen: England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Deutsch von Dr. Oskar Reyher. 2. Auflage (Stuttgart: Hobbing & Büchle, 1902), Band 2: Der Kulturstaat, S. 23 ff.

dem für das Britische Museum ein großer Neubau errichtet und erhebliche Erweiterungen durchgeführt worden waren (1823 bis 1857), wurde auch die Bibliothek besser, wenngleich sie noch immer zu wünschen übrig ließ. Merkwürdigerweise hat die Agitation, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf die Abstellung dieser Mängel drang, gleichzeitig — und zwar, wie es scheint, ganz unbeabsichtigt — erreicht, daß in verschiedenen Städten »freie öffentliche Bibliotheken« geschaffen wurden, die nun nicht mehr vorwiegend für Gelehrte, sondern für alle Kreise der Bevölkerung ohne Unterschied bestimmt waren.

Das kam so: einer der Bibliothekare des Britischen Museums, Edward Edwards, hatte gegen Ende der 40er Jahre in verschiedenen Zeitschriften Aufsätze über die öffentlichen Bibliotheken in London und Paris veröffentlicht, die einem der eifrigsten Vorkämpfer der Volksbildung im englischen Parlament, William E w a r t, im Jahre 1849 Veranlassung gaben, im Unterhause die Einsetzung eines Ausschusses zwecks Untersuchung der Verhältnisse der öffentlichen Bibliotheken zu beantragen. Der Bericht dieser Kommission erschien am 23. Juli 1849. Er stellte fest, daß, während auf dem Festlande im ganzen etwa 250 öffentliche Bibliotheken beständen, die »dem Armen wie dem Reichen, dem Ausländer wie dem Eingeborenen« leicht zugänglich seien, in Großbritannien nur e i n e in gleicher Weise zugängliche freie Bibliothek vorhanden sei, die von Humphrey Chetham in Manchester gegründetete. Ferner wies der Bericht darauf hin, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika England in der Errichtung freier öffentlicher Bibliotheken zuvorgekommen seien, indem sie bereits mehr als hundert meist dem allgemeinen Publikum geöffnete Bibliotheken geschaffen hätten.

Nicht allen Anhängern der Bewegung, die durch diesen Bericht veranlaßt wurde, war von Anfang an die ganze Tragweite der Forderung, die durch ihn begründet werden sollte, und die eigentliche Bedeutung der Angelegenheit klar. Man gerät in Erstaunen, wenn man die erwähnten Aufsätze von Edward Edwards nachliest (die gewöhnlich als der erste Ursprung der Bewegung für Errichtung freier öffentlicher Bibliotheken in England bezeichnet werden), zu finden, daß ihm die Notwendigkeit der Gründung von Bibliotheken für a l l e Bevölkerungskreise doch nicht recht vorschwebte — daß es ihn vielmehr lediglich verdroß, daß in den Bibliotheken von Paris im ganzen mehr Bände enthalten

waren als in denen Londons. Er stellte zwei Tabellen neben einander:¹⁾

L o n d o n :	Bändezahl
1. British Museum Library . . .	350 000
2. Sion College Library . . .	27 000
3. Dr. Williams Library . . .	17 000
4. Archbishop Tenisons Library	3 000
Insgesamt	397 000

P a r i s :	
1. Königl. Bibliothek	800 000
2. Arsenal-Bibliothek	180 000
3. Sainte Geneviève-Bibliothek .	165 000
4. Mazarin-Bibliothek	100 000
5. Stadtbibliothek	55 000
Insgesamt	1 300 000

Lediglich aus diesem Grunde leitete Edwards die Notwendigkeit der Gründung mindestens zweier neuer »public libraries« in verschiedenen Teilen der Hauptstadt her; auch scheint er an eine Geldbewilligung seitens des Parlaments ohne Inanspruchnahme der Londoner Gemeindeverwaltungen gedacht zu haben. Aus alle dem²⁾ geht wohl zur Genüge hervor, daß Edwards ursprünglich der Gedanke freier, für alle Bevölkerungskreise bestimmter öffentlicher Bibliotheken ziemlich fern gelegen hat. Dieser selbe Mann wurde bald darauf der begeisterte Anhänger solcher Bibliotheken — nur dadurch, daß er, selbst zur Leitung der ersten dieser Anstalten berufen, den Lesedurst auch der unteren Bevölkerungskreise in seiner ganzen Riesenstärke kennen lernte. Er ist dann in mehrfachen ausgezeichneten Schriften der Apostel der neuen Bewegung geworden.

Der Parlamentsbericht, der durch Edwards' Veröffentlichungen indirekt angeregt worden war, gab dem Abgeordneten William E w a r t Veranlassung, am 14. Februar 1850 ein Gesetz einzubringen, das den Stadtverwaltungen die Möglichkeit

¹⁾ Public Libraries in London and Paris [by Edward Edwards] (British Quarterly Review vol. VI. 1847. p. 72—114).

²⁾ Er definiert auch (a. a. O. S. 111) public library als »free to all persons producing a satisfactory recommendation as at the British Museum«.

bieten sollte, öffentliche Bibliotheken und Museen einzurichten. Er betonte in der Begründung seines Gesetzantrages, daß mit Ausnahme der Chethamschen Bibliothek in Manchester in keiner der großen Industriestädte Englands eine öffentliche Bibliothek bestände, während in Amiens, Rouen, Lyon, Marseille und anderen französischen Städten die arbeitenden Klassen die dort eingerichteten Volksbibliotheken in großer Zahl besuchten; auch berief er sich auf das Beispiel der Vereinigten Staaten. Das Gesetz ging in sämtlichen Lesungen (mit nicht allzu großer Mehrheit) durch und erhielt am 14. August 1850 die königliche Zustimmung.

Übrigens hatte Edwards mit zahlreichen Vorurteilen zu kämpfen. So wurde er z. B. von dem zweiten Parlamentsausschuß, der am 14. Februar 1850 eingesetzt wurde, gefragt, ob nicht die Bibliothek von Rouen unter insgesamt 250 000 Büchern durch Verleihen mehr als 200 000 verloren habe?¹⁾ Der Geschichtsschreiber der englischen Public Libraries, Thomas Greenwood, hat in einem 1902 erschienenen Buche Edwards als dem Vorkämpfer der Bewegung ein schönes biographisches Denkmal gesetzt. Auch ist ihm von der »Library Association« ein kleines Denkmal errichtet worden²⁾.

Das Bibliotheksgesetz bestimmte in seiner ursprünglichen Fassung, daß der Bürgermeister (Mayor) einer jeden über 5000 Einwohner zählenden Stadt Englands, sobald die Stadtverordnetenversammlung es verlange, eine Abstimmung der steuerzahlenden Bürger darüber vornehmen müsse, ob man die Bibliotheksteuer von einem halben Penny auf das Pfund der Steuergrundlage³⁾ (etwa 0,2%) erheben solle oder nicht; zur Annahme war Zweidrittelmehrheit erforder-

¹⁾ Siehe Thomas Greenwood: Edward Edwards. The chief pioneer of municipal public libraries. London: Scott Greenwood & Co., 1902, S. 94.

²⁾ Auch William Ewart, Parlamentsmitglied für Dumfries, der das erste Bibliotheksgesetz einbrachte, das noch heute unter dem Namen »Ewart Act« bekannt ist, hat später mancherlei Ehrungen erfahren. Steffen erwähnt, daß der große Staatsmann Gladstone seine beiden Vornamen William Ewart nach ihm erhalten habe. Dies ist möglich, hängt aber jedenfalls nicht mit seinen Verdiensten um die Bibliotheksbewegung zusammen, da die Ewart Act 1850 eingebracht wurde, Gladstone aber bereits 1809 geboren war.

³⁾ Siehe darüber S. 75 f.

lich. Drei Jahre später wurde das Gesetz auch auf Schottland und Irland ausgedehnt, aber für Schottland bereits im Jahre 1854 dahin abgeändert, daß der Höchstbetrag nicht ein halber, sondern ein ganzer Penny in dem angegebenen Verhältnis sein sollte. Als Ewart im selben Jahre diese Erhöhung der Steuer-grenze auch für England durchzusetzen suchte, wurde sein Antrag im Parlament mit drei Stimmen Mehrheit abgelehnt, während die Erhöhung für Irland im Jahre 1855 ohne Schwierigkeiten durch-gesetzt wurde. Kurz vorher war vom Parlament die Erlaubnis erteilt worden, die Bibliotheksteuer auch zum Halten von Zei-tungen und zur Einrichtung von Lesesälen zu benutzen.

Ursprünglich sollte von der Bibliotheksteuer nichts für Bü-cher ausgegeben werden; das Parlament setzte nämlich höchst naiv voraus, daß sich eine genügende Zahl geeigneter Bücher »freiwillig efinden« würde. 1855 mußte man daher dem Bi-bliotheksgesetz die erste Ausbesserung angedeihen lassen. Weitere Flickensind ihm 1866, 1871, 1877, 1884, 1887, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893 und in einigen weiteren Jahren aufgesetzt worden. Einen gewissen Abschluß hat die englische Bi-bliotheksgesetzgebung durch die Annahme der »Public Libraries Act« vom 27. Juni 1892 gefunden, die außer einer Zusammenfassung der bis dahin geschaffenen Bestim-mungen mehrere nicht unwesentliche Änderungen und Verbesse-rungen enthielt¹⁾.

Dieses Gesetz hat seine Entstehung wesentlich der »Library Association« (Bibliotheks-Gesellschaft) zu danken, einer bedeutenden und einflußreichen Körperschaft, die 1877 im Anschluß an den ersten, in jenem Jahr in London abgehaltenen internationalen Bibliothekskongreß gegründet wurde. Die Tä-tigkeit der Gesellschaft, die außer einer großen Zahl von Bi-bliotheks-Ausschußmitgliedern, Bibliotheksfreunden usw. auch Buchhändler, ferner Inhaber größerer Buchbindereigeschäfte u. A. zu ihren Mitgliedern zählt, ist ungemein verdienstvoll und weitsichtig gewesen.

Zunächst sei jedoch die Geschichte der Volks-bibliotheks-bewegung in England weiter erzählt.

¹⁾ Siehe darüber z. B. Dr. C. Haebelin: Die englische Bibliotheks-gesetzgebung und der XX. Kongreß der Library Association of the United Kingdom. (Zentralblatt für Bibliothekswesen 10. Band, 1893, S. 105—117.)

Kaum zwei Monate waren seit der Annahme der ersten Ewart-Bill verflossen, als die Stadt *Norwich* ihre Bestimmungen mit 150 gegen 7 Stimmen annahm. Im folgenden Jahre fanden ähnliche Abstimmungen in *Winchester*, *Exeter* und *Sheffield* statt, die in *Winchester* zur Annahme, in den beiden anderen Städten zur vorläufigen Verwerfung der *halfpenny-rate* (Halb-Pennysteuern) führten — beide Orte nahmen sie jedoch kurz darauf an. 1852 wurde sie in *Birmingham*, *Bolton*, *Manchester* und *Oxford* beschlossen. Auch *Liverpool* trat (durch ein besonderes Gesetz) in die Reihe der Städte mit freien öffentlichen Bibliotheken ein. In den nächsten Jahren nahm die Zahl der Bibliotheksstädte weiter zu, die Opposition wurde immer geringer, und heute ist von ihr in ganz England kaum noch etwas zu spüren.

Die erste freie öffentliche Bibliothek, die unter den Bestimmungen des Ewart-Gesetzes eröffnet wurde, war die von *Manchester*. Am 2. September 1852 fanden unter lebhafter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung und der Presse die Eröffnungsfeierlichkeiten statt. Aus den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden (der Eröffnung wohnten u. A. *Dickens*, *Thackeray* und *Bulwer* bei) seien einige Worte der Rede *Bulwers* angeführt: »Bildung ist, richtig betrachtet, das Werk eines ganzen Lebens, und die Bibliotheken sind die Schulen der Erwachsenen. Es hat auf mich einen rührenden Eindruck gemacht, als ich in der Bibliothek in *Peel Park* so viele intelligente junge Gesichter mit einem solchen Ernst und einer solchen Aufmerksamkeit über die Bücher gebeugt sah, und als ich fühlte, welch eine gesunde Anregung die alten englischen Erregungsmittel des Bierpalastes und der Destillation ersetzt hat«.

Die wichtigsten Begrüßungsreden hatten der Bürgermeister und der Bischof von *Manchester* übernommen. Bereits am Ende des ersten Jahres zählte die Bibliothek 23 000 Bände, die während dieses Zeitraumes 138 000 Entlehnungen erzielten, so daß jeder Band durchschnittlich mindestens sechsmal benutzt worden war. Ihr erster Bibliothekar war *Edward Edwards*. *Manchester* hat bis auf den heutigen Tag seinen Rang in der ersten Reihe der englischen Volksbibliotheken behauptet.

Nachdem 1853 *Blackburn*, *Sheffield*, *Cambridge* und *Ipswich* die Ewart-Bill angenommen hatten, folgten in rascher Aufeinanderfolge weitere englische Städte. Zuerst ereignete es

sich allerdings des öfteren, daß die Erhebung der Bibliotheksteuer rundweg abgelehnt wurde — besonders merkwürdige Beispiele dieser Art ereigneten sich in den verschiedenen Stadtgemeinden Londons und in Edinburgh, wo der Antrag auf Erhebung der Steuer einmal über das andere verworfen wurde. In den meisten anderen Städten aber, die sie einmal verworfen hatten, ist man nicht so hartnäckig gewesen. Vielmehr haben sich die Ablehnungen sehr oft schon bald hinterher in ihr Gegenteil verkehrt¹⁾.

Bis zum Jahre 1870 war das Bibliotheksgesetz in ungefähr 50 Gemeinden angenommen worden, immerhin also erst in einer recht kleinen Zahl. 10 Jahre später hatte sich diese auf etwa 100 vermehrt, 1890 betrug sie 200, 1903 endlich 450. Die *Hauptfortschritte* sind demnach erst etwa seit dem Jahre 1890 zu verzeichnen. 1886 hatte sich die Zahl der Städte oder Kreisgemeinden (Counties), die eine Bibliotheksteuer erhoben, erst auf 123 belaufen; wenige Jahre vorher hatten darunter noch alle drei Hauptstädte des Vereinigten Königreichs gefehlt. Von diesen eröffnete Dublin 1884 zwei öffentliche Bibliotheken, ohne sich auf das Bibliotheksgesetz zu stützen; Edinburgh wurde 1881 durch das Anerbieten Carnegies, die Summe von 50 000 Pfd. Sterl. zum Bau eines Bibliotheksgebäudes herzugeben, falls die Stadt die Erhebung der Bibliotheksteuer beschlösse, dazu veranlaßt — auch dieses Anerbieten konnte jedoch erst nach vielen Schwierigkeiten und nach heftiger Agitation zur Annahme gebracht werden.

*

In London, das damals selbst der Keime einer einheitlichen Verwaltung noch entbehrte und dessen Kulturaufgaben durch die Zersplitterung in 67 kleine Verwaltungsbezirke litten, die den Namen »Parishes (Kirchspiel-Gemeinden)« führten, hatte bis 1885 erst eine dieser 67 Gemeinden die Erhebung der Steuer beschlossen. Dann wurde der Bann auch hier gebrochen. Insbesondere seit dem Jahre 1887 ist die Versorgung der einzel-

¹⁾ Siehe Beispiele der hartnäckigen Feindschaft, die hier und da den öffentlichen Bibliotheken entgegengebracht wurde, in meinem Buch »Freie Öffentliche Bibliotheken (Volksbibliotheken und Lesehallen)« (1900) S. 82 u. S. 91 ff.

nen Stadtteile mit öffentlichen Bibliotheken schnell fortgeschritten. Der Aufschwung, der damals erzielt wurde, hängt eng mit dem 50jährigen Regierungs-Jubiläum der Königin Victoria zusammen. Man glaubte, daß man den Rückblick auf ihre lange und gesegnete Regierungszeit nicht besser feiern könnte, als indem man eine Einrichtung schuf, die Licht und Segen in allen Bevölkerungsschichten zu verbreiten vermag und die auch von den unteren Klassen auf das lebhafteste gewünscht wurde. Daher findet man in vielen Gemeinden Londons als Erinnerungszeichen an dieses Jubiläum nicht ein Standbild der Königin, wie es die Städte der meisten anderen Länder vielleicht in ähnlichem Falle gesetzt hätten, sondern eine »Königin-Jubiläums-Bibliothek (Queen's Jubilee Library)«. Das Jahr 1887 bedeutet aus diesem Grunde geradezu einen Markstein in der Geschichte der Londoner öffentlichen Bibliotheken; während vorher erst vier Bezirke die Errichtung einer solchen beschlossen hatten, wurde die Erhebung der Steuer allein in diesem Jahre von neun weiteren Bezirken angenommen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der kräftige Anstoß, der damit gegeben war, sich auch in den folgenden Jahren als treibende Kraft bewährte: 1888 beschlossen wiederum zwei Bezirke die Begründung einer öffentlichen Bibliothek, 1889 drei, 1890 sechs, 1891 fünf usw. — so daß heute nur noch eine kleine Minderzahl der Gemeinden, die London zusammensetzen, ohne freie öffentliche Bibliothek ist. Teilweise sparen sie sich die Ausgaben dafür, weil die Nachbargemeinden eine solche besitzen, teilweise sind sie auch von einer in so hohem Maße steuerunkräftigen Bevölkerung bewohnt, daß aus diesem Grunde die Errichtung einer Bibliothek unterblieben ist. So standen dem Publikum infolge der kurz hinter einander folgenden Beschlüsse zur Errichtung öffentlicher Bibliotheken vom Jahre 1887 an schon im Jahre 1891 mehr als 230 000 Bände zur Verfügung, und man erzielte mit dieser Bändezahl jährlich mehr als zwei Millionen Entlehnungen¹⁾.

Nach statistischen Angaben von Mr. G. Egremont in der »Westminster Review« vom Februar 1910 gibt es nunmehr in den verschiedenen Bezirken Londons an öffentlichen Bib-

¹⁾ Eine genaue Tabelle für das Jahr 1891 findet sich in meinem Buch »Freie Öffentliche Bibliotheken« S. 87 f.

liotheken und anderen Einrichtungen, die ihnen gleichzuachten sind:

- 84 Ausleih-Bibliotheken,
- 74 Nachschlage-Bibliotheken (Präsenz-Bibliotheken, »Reference Departments«),
- 75 Jugendabteilungen,
- 26 Lesezimmer für Kinder,
- 14 allgemeine Lesezimmer.

Nicht mitgerechnet ist dabei die beträchtliche Zahl der großen wissenschaftlichen Bibliotheken, der Büchersammlungen der verschiedenen Ministerien und gelehrten Gesellschaften, sowie der Bibliotheken an Schulen und Unterrichtsanstalten. Erstere sind zu wissenschaftlichen Zwecken ohne besondere Schwierigkeiten zugänglich, kommen aber für eine größere Zahl von Lesern nicht in Betracht. Die Gesamtzahl ihrer Bände wird auf 5 Millionen geschätzt, während in den öffentlichen Bibliotheken der einzelnen Gemeinden 3 Millionen Bände enthalten sind. Von dieser Gesamtsumme von etwa 8 Millionen Bänden werden die Einwohner Londons einschließlich des sog. äußeren Ringes — d. h. die etwa 7 100 000 Bewohner *Groß-Londons* — mit Lesestoff versorgt, so daß im Durchschnitt auf den Kopf dieser Bevölkerung mehr als je ein Band aller Bibliotheken insgesamt, bzw. fast $\frac{1}{2}$ Band der Volksbibliotheken entfällt; verglichen mit anderen Großstädten ein recht gutes Ergebnis.

Die Zahl von Menschen, die von einer einzigen Bibliothek versorgt werden, ist in London ungemein verschieden. Dies gilt sowohl für die großen wissenschaftlichen wie für die Volks-Bibliotheken. So kommt z. B. in Hampstead eine Bibliothek auf je 14 000 Einwohner, in Stepney dagegen bereits auf je 75 Einwohner. Auch die Zahl der Benutzer weicht stark von einander ab: unter 1000 Einwohnern gehörten in Hampstead 125 dazu, in Shoreditch nur 29. Ebenfalls sehr verschieden sind die Summen, die sich aus der Bibliotheksteuer für die einzelnen Gemeinden bzw. Bezirke ergeben: in London stehen an erster Stelle die Stadtteile Westminster mit 23 000 Pfd. Sterl. jährlicher Bibliotheksteuer und Kensington mit 9 500 Pfd. Sterl. — während anderseits in Stoke Newington nur 1400 Pfd. Sterl. aufgebracht werden. Der sehr viel größere Reichtum der westlichen Stadt-

teile ermöglicht ihnen, auf Grund eines geringeren Steuersatzes weit höhere Summen aufzubringen; so stehen in Westminster auf je 1000 Köpfe der Einwohnerschaft 128 Pfd. Sterl. (2560 M.) für Ausgaben der Bibliotheksverwaltung zur Verfügung, während im Osten etwa Poplar und Camberwell sich mit je 20 Pfd. und Stepney mit 19 Pfd. begnügen müssen. Ebenso ist die Zahl der Bücher, die jährlich angekauft werden können, sehr verschieden: in Westminster beträgt sie infolge des hohen Steuerertrages durchschnittlich 600 Bände auf je 1000 Einwohner, in Chelsea 536 Bände, in Hampstead 498 Bände — dagegen in Poplar nur 174, in Woolwich 170 und in Fulham nur 147 Bände.

*

Auf Grund einer genauen Berechnung der statistischen Mitteilungen aus 160 englischen Städten und Gemeinden mit insgesamt 10 335 000 Einwohnern habe ich 1899 festgestellt, daß diese Gemeinden damals aus der Bibliotheksteuer insgesamt 4 175 400 M. jährlich bezogen¹⁾. Die weit überwiegende Mehrzahl dieser Städte, nämlich 140 Gemeinden oder 87,5%, erhoben die Penny-Steuer, während die Zahl derjenigen, die mit weniger zufrieden waren, sich auf nur 7,5% stellte. Unter denjenigen, die einen Penny erhoben, befanden sich viele, die sich früher mit einer geringeren Steuer (meistens einem halben Penny) zufrieden gegeben hatten. Man hat eingesehen, daß Anstalten von der Bedeutung und der ausgedehnten Wirksamkeit der öffentlichen Bibliotheken mit einem so geringen Betrage nicht ausreichend dotiert sind. Wieder andere Städte (z. B. Birmingham) haben auf Grund derselben Erkenntnis die großen Mühen nicht gescheut, im Parlament ein besonderes Gesetz durchzubringen, das ihnen die Erlaubnis zur Erhebung einer höheren Steuer gewährt.

Bemerkenswert ist die aus meiner Tabelle sich ergebende Tatsache, daß in Städten mit überwiegend armer Bevölkerung die Bibliotheksteuer fast nie unter den Penny-Satz heruntergeht, daß vielmehr weniger als die Penny-Steuer nur in Ortschaften mit ausgesprochen reicher Bevölkerung ge-

¹⁾ Dr. Ernst Schultze: Über die Ausgaben englischer Städte für ihre Bücherhallen (Public libraries). In: Comeniusblätter für Volks-
erziehung, 7. Jahrgang 1899, S. 35—47.

Die Ausgaben von 160 Gemeinden in Großbritannien und Irland für ihre freien öffentlichen Bibliotheken betragen 1898 in deutschen Mark¹⁾

Für Städte mit	mehr als 250 000 Einwohner			80 000—250 000 Einwohner			10 000—80 000 Einwohner			weniger als 10 000 Einwohner			Insgesamt		
	a	b	c	a	b	c	a	b	c	a	b	c	a	b	c
	Penny-Steuer	7	2,505	1,127,960	20	2,489	912,980	101	2,964	1,174,760	12	76	32,200	140	8,234,3
weniger als Penny-Steuer	1	261	136,000	4	547	189,340	5	260	103,700	2	3	880	12	1,071	429,920
mehr als Penny-Steuer	1	478	274,440	3	332	321,000	4	220	90,140	—	—	—	8	1,030	685,580
Insgesamt	9	3,244	1,538,400	27	3,368	1,423,320	110	3,444	1,368,600	14	79	33,080	160	10,335,4	375,400

Auf je 10 000 Köpfe der Bevölkerung werden also an Bibliotheksteuern in deutschen Mark jährlich gezahlt:

Für Städte mit	mehr als 250 000 Einwohner wohnern	80 000 bis 250 000 Einwohner wohnern	10 000 bis 80 000 Einwohner	weniger als 10 000 Einwohner wohnern	Insgesamt	Auf je einen Kopf der Bevölkerung werden also gezahlt
						39,6 Pfg.
Penny-Steuer	4502,83	3668,06	4003,91	4236,84	3959,07 M.	39,6 Pfg.
weniger als Penny-Steuer	5210,73	3461,43	3988,46	2938,33	4014,19	40,1
mehr als Penny-Steuer	5720,50	3644,58	4097,27	—	4714,37	47,1
Insgesamt	4742,29	3428,59	4008,71	4189,87	4040,06 M.	40,4 Pfg.

¹⁾ Die Buchstaben a, b, c bedeuten: a Zahl der Städte, b Gesamtzahl ihrer Einwohner in Tausenden, c Gesamtausgaben in deutschen Mark.

zahlt wird. Das Endresultat zeigt das deutlich genug: wenn man die Ausgaben für Volksbibliothekszwecke auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, so zahlt jeder Einwohner in den Gemeinden mit Penny-Steuer jährlich durchschnittlich 39,59 Pfennige, in den Städten mit weniger als Penny-Steuer dagegen 40,14 Pfennige. Der Durchschnitt für die Städte, die mehr als die Penny-Steuer erheben, beträgt sogar 47,14 Pfennige, der Gesamtdurchschnitt endlich 40,40 Pfennige.

Ein glänzenderes Zeugnis für die Wertschätzung, deren sich die öffentlichen Bibliotheken in den ärmeren und ärmsten Schichten der Bevölkerung erfreuen, läßt sich kaum denken. In der Tat ist es überraschend, daß z. B. auch die ärmsten Teile von London, so weit sie eine freie öffentliche Bibliothek besitzen, die Penny-Steuer erheben, während sich einige der reicheren Stadtteile mit der Halbpenny-Steuer begnügen! Man erinnere sich, daß die Bibliotheksteuer nur dann erhoben werden kann, wenn die Mehrzahl der steuerzahlenden Bürger sich dafür erklärt hat, so daß in der Errichtung einer städtischen Volksbibliothek stets der Wille und die Anschauungen auch der unteren Volksklassen zum Ausdruck kommen.

Die Beschränkung der Bibliotheksteuer auf den Pennysatz besteht gesetzlich heutzutage noch immer. Den Gemeindeverwaltungen ist nur dann gestattet, eine höhere Steuer zu erheben, wenn ein besonderes Gesetz dem betreffenden Ort die Erlaubnis gibt oder wenn mit der Bibliothek noch andere der Volksbildung dienende Anstalten verbunden sind. Als solche gelten: Gemäldegalerien, naturwissenschaftliche und Kunst-Museen, Fortbildungs- und Haushaltungsschulen.

Mehr als die Penny-Steuer wurde nach meiner soeben angeführten Berechnung am Schlusse des 19. Jahrhunderts erhoben von einer Stadt mit mehr als 250 000 Einwohnern, von drei Städten mit 80 000 bis 250 000 Einwohnern und von vier Städten mit 10 000 bis 80 000 Einwohnern — insgesamt von acht Städten mit zusammen 685 580 Einwohnern. Gegenwärtig sind es jedoch mindestens 44 Städte, die durch Spezialgesetze eine Aufhebung der Beschränkung der Bibliotheksteuer auf einen Penny erreicht haben. Die Höchstgrenze der vom Parlament erlaubten Steuererhebung liegt dann in der Regel bei $1\frac{1}{2}$ oder 2 Pence, in einigen wenigen Fällen sogar bei 3 oder 4 Pence; letzteres gilt für den Badeort Brighton. Oder man hat durch-

gesetzt, daß jede Beschränkung fallen gelassen wurde, wie z. B. in Birmingham, Huddersfield, Oldham, St. Helens. Liverpool, Newcastle on Tyne und Belfast dürfen einen Steuersatz von $1\frac{1}{2}$ Pence erheben, Manchester, Cambridge, Preston, Derby, Leicester, Sheffield, Rochdale einen solchen von 2 Pence¹⁾.

Für jedes Pfund Sterling, das der Steuerberechnung zugrunde gelegt wird, stellen sich die städtischen Steuern in England augenblicklich im Durchschnitt auf etwa $7\frac{1}{2}$ sh.²⁾

Da es für den Deutschen außerordentlich schwer ist, sich von den Grundlagen des englischen Kommunalsteuersystems eine richtige Vorstellung zu machen, weil unsere Systeme auf anderen, übersichtlicheren Grundlagen aufgebaut sind, so sei erwähnt, daß die Grafschafts- und Gemeindebesteuerung in England noch heute in der Hauptsache auf der Besteuerung des Netto-Ertrages von Liegenschaften und Gebäuden aufgebaut ist, gleichgültig, ob sie Wohnzwecken oder gewerblichen Unternehmungen dienen. Es wird also der Immobilienbesitz im weitesten Sinne erfaßt, während das Einkommen eines Mannes, der wenig oder gar nichts davon sein eigen nennt, geschont wird. Dieses System eignet sich für die komplizierten Verhältnisse der Gegenwart eigentlich gar nicht mehr, vielmehr ist es auf Verhältnisse zugeschnitten, in denen Vermögen und Leistungsfähigkeit im wesentlichen auf Grundbesitz und Eigentum an Gebäuden beruhten. Heute dagegen wirkt dieses System sowohl wirtschaftlich wie sozial ungerecht. Dennoch ist es in England — wie so manches Überbleibsel weit zurückliegender Jahrhunderte — im wesentlichen noch immer beibehalten worden.

Es wird also der Nettoertrag aus bestimmten Immobilienwerten für die Besteuerung zugrunde gelegt, und wenn von einem Pfund Sterling als Grundlage die Rede ist, so bedeutet dies nicht ein Pfund gezahlter Steuern und ebenso wenig ein Pfund Gesamteinkommen, sondern ein Pfund Einkommen aus Immobilienbesitz. Auf dieser Grundlage wurden seinerzeit die Armensteuern (Poor Rates) ausgeschrieben, später die Kreissteuern (County

¹⁾ Siehe das »Municipal Year Book for the United Kingdom for 1910« S. 725, wo 44 Städte angeführt sind, die »unter anderen« die Aufhebung der Beschränkung erreicht haben.

²⁾ Siehe Municipal Year Book for 1910, S. 889 f.

Rates), die Gemeindesteuern (Borough Rates), ferner die Bezirkssteuern (District Rates), die Polizeisteuern (Parish Police Rates), die Gesundheitssteuern (Sanity Rates), die Beleuchtungssteuern (Lighting Rates), die Wassersteuern (Water Rates), die Bibliothekssteuern (Library Rates) usw. Anstatt also eine einheitliche Gemeindesteuer zu erheben, wird nun die Auferlegung einer eigenen Steuer für jeden besonderen Zweck beschlossen — ein System, das dem Ausländer so kompliziert, so umständlich, so zeitraubend und so hinderlich erscheint, daß er schwer versteht, wie man sich damit bis jetzt hat zufrieden geben können.

*

Die Geschichte der Bibliotheks-Gesetzgebung weist bisher insgesamt 40 verschiedene Gesetze¹⁾ auf. Durch sie wurde das ursprüngliche Bibliotheksgesetz ausgebaut und abgeändert. Innerhalb der letzten 30 bis 40 Jahre sind die Abänderungsanträge zum großen Teil von Sir John Lubbock (jetzt Lord Avebury) eingebracht worden, dem berühmten Naturforscher, Bankier und Förderer des Volkswohls und der Volksbildung.

Die »Public Libraries Act« von 1892 (55 und 56 Vict. Chap. 54) findet sich abgedruckt S. 157—172 f. bei Amian L. Champney, B. A.: »Public Libraries. A treatise on their design, construction and fittings«. (London: Batsford, 1907). Ebendort findet sich (S. 173 f.) das Ergänzungsgesetz (»Act to amend the Public Libraries Act«) vom 9. Juni 1893. Wer in kurzer übersichtlicher Form Auskunft über alle technischen Einzelheiten des Baues und der Ausstattung sowie der Verwaltung, die sich in englischen Volksbibliotheken als zweckmäßig erwiesen haben, zu erhalten wünscht, sei auf dieses Buch hingewiesen. Es enthält u. a. S. 115 eine Tabelle, die zeigt, wie das Einkommen einer Public Library zweckmäßig eingeteilt wird, wenn sie ein Jahreseinkommen von 100 Pfd. Strl. hat, oder wenn sie ein solches von 500, von 1500, von 2000, von 2500 und von 3000 Pfd. Sterl. besitzt. Es ent-

¹⁾ In diese Zahl sind 4 alte Bibliotheksgesetze aus den Jahren 1708, 1842, 1843 und 1845 mit eingerechnet. Eine Aufzählung der Titel aller Bibliotheksgesetze findet man in: The Library Association Year Book for 1899. Edited by the Hon. Secretary. London: Horace Marshall & Son, 1899, S. 54 ff.

fallen dann z. B. auf zwei der wichtigsten Posten — das Gehalt des Bibliothekars und den Ankauf neuer Bücher (ohne Zeitschriftenanschaffungen und ohne Binden) — folgende Summen:

Jahreseinkommen der Bibliothek	Gehalt des Bibliothekars	für den Ankauf neuer Bücher stehen zur Verfügung
£	£	£
100	30	10
500	150	50
1500	200	100
2000	250	200
2500	300	300
3000	325	400

In den 30 Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern (London nicht mitgerechnet) besaßen 1894/95 nicht weniger als 27 eine aus Gemeindemitteln erhaltene öffentliche Bibliothek — nur drei (außer Glasgow noch Kingston upon Hull und Sunderland) hatten eine solche nicht. Die Bibliotheken jener Großstädte zählten 1895/96 zusammen 2 183 021 Bände, die einer Gesamtbevölkerung von zusammen 5 863 000 Seelen zugute kamen.¹⁾

Um das Jahr 1870 hatten nur etwa 52 Volksbibliotheken in 29 Städten bestanden, die einen Bücherbestand von zusammen 500 000 Bänden besaßen, mit denen sie jährlich 5 400 000 Benutzungen erzielten. Die Bibliotheksteuer brachte eine jährliche Einnahme von 25 400 Pfd. Strl. (über 500 000 M.) ein. 1896 gab es nach Schätzung des leider zu jung verstorbenen, tüchtigen und hochverdienten Bibliothekars der Bootle Free Library, Mr. J. J. Ogle²⁾, etwa 600 bis 700 Bibliotheken in ungefähr 300 Städten und Ortschaften, die zusammen einen Bücherbestand von 5 000 000 Bänden besaßen, die jährlich etwa 25 bis 30 000 000 mal ausgeliehen wurden. Diese Gemeinden zogen damals aus ihrer Bibliotheksteuer einen jährlichen Betrag von etwa 4 500 000 Mark und besaßen ein Eigentum an Ländereien usw. von mehr als 16 Millionen Mark. Der Hauptbetrag dieser Summe entfiel

¹⁾ Siehe eine genaue Tabelle darüber S. 90 meines mehrfach genannten Buches.

²⁾ In seinem Buch »The Free Library« (London: George Allen, 1897).

auf England, während Schottland und namentlich Irland weit zurückstanden.

Die letzten Gesamtzahlen stellen sich so, daß 608 Gemeinden die Erhebung der Bibliotheksteuer beschlossen haben, und daß in 553 dieser Gemeinden Volksbibliotheken bestehen. Sie besitzen insgesamt 922 Bibliotheksgebäude. Die Zahl der von ihnen versorgten Leser beträgt etwa 2 100 000. Jedoch stellt diese Zahl nur die Benutzer der Ausleih-Abteilungen dar. 59% davon gehören dem männlichen, 41% dem weiblichen Geschlecht an. Aus diesen Abteilungen werden jährlich etwa 60 Millionen Bände verliehen, während in den Nachschlage-Bibliotheken weitere 11 Millionen Bände benutzt werden. Die Zeitungen- und Zeitschriften-Lesesäle zählen jährlich schätzungsweise zusammen etwa 85 Millionen Besucher. Insgesamt werden also die Gebäude der englischen Volksbibliotheken Jahr für Jahr von 156 Millionen Menschen betreten — so daß (bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 45 Millionen) jeder Einwohner jährlich im Durchschnitt $3\frac{1}{2}$ mal eine städtische Volksbibliothek aufsucht. Die Gesamtausgaben sollen sich auf ungefähr 650 000 Pfd. Sterl. (etwa 13 Mill. M.) stellen¹⁾.

Ich sehe davon ab, die Geschichte der Volksbibliotheken in Großbritannien des genaueren zu erzählen, zumal ich dies in meinem Buche »Freie Öffentliche Bibliotheken« ausführlich getan habe. Hier genüge die Feststellung, daß die Bibliotheksverhältnisse des Landes heute weit entwickelt sind. Die Public Libraries der kleineren und noch mehr der großen Städte übertreffen sowohl durch die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, als auch infolgedessen durch ihre Gebäude, durch die Menge ihres Bücherbestandes usw. die meisten deutschen Volksbibliotheken noch immer durchaus. In dieser Beziehung hat sich das englische Steuersystem, das von dem deutschen so stark abweicht, als ein Vorteil erwiesen. Beabsichtigt eine englische Gemeinde, eine Public Library zu errichten und zu unterhalten, so muß sie zunächst die Erhebung einer Bibliotheksteuer beschließen; es liegt im Wesen der Sache, daß diese neue Last selten geringer bemessen wird, als dem Satze entspricht, der durch das Gesetz ohne wei-

¹⁾ Douglas Stewart: How to use a Library. London: Elliot Stock, 1910, S. 8 f.

teres zugelassen ist. In Deutschland dagegen erfolgen die Bewilligungen der Städte und Gemeinden nicht auf Grund eines bestimmten Bibliotheksgesetzes, sondern von Fall zu Fall. So ist es möglich, daß große und wohlhabende Städte Jahrzehnte hindurch nur geradezu lächerliche Summen für Volksbibliothekszwecke bewilligt haben. Wo in Deutschland die Stadtkasse ein paar hundert Mark hergab, da wurden in einer gleich großen englischen Stadt ebenso viele Pfund Sterling durch die Bibliotheksteuer aufgebracht. Infolgedessen kann man in großen wie in kleinen Städten — ich will als Beispiel nur etwa Liverpool und Preston nennen — die Volksbibliothek zuweilen schon daran erkennen, daß sie das stattlichste Gebäude der ganzen Stadt besitzt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in sehr kleinen Städten und auf dem Lande. Auch in Deutschland hat hier jahrzehntelang vieles im argen gelegen; in den letzten 20 Jahren aber, ganz besonders im letzten Jahrzehnt, sind erhebliche Fortschritte zu verzeichnen gewesen. Nicht als ob den ländlichen Volksbibliotheken in Deutschland reichere Mittel zur Verfügung ständen; es wird vielmehr auch hier unendlich gespart. Der Jahreshaushalt einer solchen Bibliothek muß mit wenigen Mark, allerhöchstens — aber auch nur in den glücklichsten Fällen — mit einigen Goldstücken bestritten werden. Da wir nun einmal ein sparsames Volk sind oder es wenigstens waren und auf dem Lande auch noch geblieben sind, so sind wir nicht davor zurückgeschreckt, den Versuch zu machen, auch mit allerkleinsten Mitteln etwas zu leisten. Der Engländer dagegen mißt die Verhältnisse der kleinen Städte und des Landes an denen der Großstädte und ist zuweilen in Gefahr, wie eben gerade auf dem Gebiete des Bibliothekswesens, die offenbar unzureichenden Erträge, die eine besondere Steuer in kleinen Verhältnissen ergibt, als Hinderungsgrund einer ausreichenden Wirksamkeit anzusehen.

Indessen ist dies nicht der einzige Grund, weshalb das Volksbibliothekswesen auf dem Lande in England zurückgeblieben ist. Vielmehr spielen auch die besonderen landwirtschaftlichen Verhältnisse Englands, das Überwiegen großer Grundherrschaften, die Abwanderung vom Lande in die Stadt und manches andere eine Rolle. Tatsache ist jedenfalls, daß die Mahnung, die Gladstone 1891 bei der Eröffnung einer Londoner Volksbibliothek an die Großgrundbesitzer richtete, für die Schaffung ländlicher Volksbibliotheken zu sorgen, keinen Erfolg erzielte.

Unter den vielen reichen englischen Landlords gibt es verschwindend wenige, die diese Mahnung befolgt haben. Gladstone selbst hat seine Worte auf seinem Gute Harwarden (in der Nähe von Chester) wahr gemacht.

Von einigen wenigen Seiten ist die Gründung von ländlichen Wanderbibliotheken betrieben worden: so z. B. von der »Yorkshire Union of Mechanics' Institutes« und von Mr. W. T. Stead, dem Herausgeber der »Review of Reviews«.

Den städtischen Volksbibliotheken sind zum Teil erhebliche Schenkungen zugefallen. Die oft geäußerte und als Kampfmittel gegen die Bewilligung städtischer Mittel für Volksbibliothekszwecke vorgeschobene Befürchtung, daß private Unterstützungen und Schenkungen den öffentlichen Bibliotheken nach Bewilligung der Bibliotheksteuer nicht mehr in nennenswertem Maße zufallen würden, hat sich als durchaus ungerechtfertigt erwiesen. Denn während den englischen öffentlichen Bibliotheken in den Jahren 1854 bis 1888 Schenkungen im Gesamtwerte von etwa 20 Millionen Mark zuflossen, betrug der Wert der Schenkungen 1889 bis 1896 mindestens 15 Millionen Mark. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der öffentlichen Bibliotheken hat sich eben allenthalben gemehrt, und infolgedessen sind Zahl und Umfang der Schenkungen erheblich gestiegen.

Die letztgenannte Summe von 15 Millionen Mark läßt sich in folgende Einzelposten gliedern:

für Gebäude und Einrichtungen	3 038 000 M.
in Geld	1 696 100 »
in Ländereien	240 000 »
in Büchern	16 000 »
für ein Bibliotheksgebäude in Verbindung mit einem Arbeiterinstitut	200 000 »
für 6 Bibliotheksgebäude in Verbindung mit Fort- bildungsschulen	1 192 400 »
	<hr/>
zusammen	6 382 500 M.

Außerdem kamen hinzu 18 000 Bände, eine Bibliothek in Verbindung mit einem Museum, 12 Bibliotheksgebäude, 850 Quadrat-Yards u. a.¹⁾.

¹⁾ Näheres über die Schenkungen für englische Volksbibliotheken siehe in meinem Buch »Freie Öffentliche Bibliotheken« S. 97 ff.

Solche Schenkungen für Volksbibliotheken erfolgen nicht nur von Seiten besonders reicher Leute, sondern aus allen Ständen heraus. Die größten Summen werden naturgemäß von Milliardären gegeben. In England hat sich neben Carnegie, der geborener Schotte ist und daher nächst seiner neuen Heimat, den Vereinigten Staaten, auch sein Vaterland reich bedacht hat, insbesondere Passmore Edwards hervorgetan, der sich ebenfalls aus ganz kleinen Verhältnissen emporgearbeitet hat. Er hat im Laufe der Zeit mehrere Millionen Mark für Volksbibliothekszwecke hergegeben — während die Geldschenkungen Carnegies für den gleichen Zweck sich, alle Länder der Welt zusammengerechnet, auf mehr als die Riesensumme von 200 Millionen Mark stellen. Der größte Teil davon ist den Vereinigten Staaten zugute gekommen, ein nicht unerheblicher Teil aber doch auch Großbritannien: nämlich England 31 Millionen Mark, Schottland und Canada je 8 Millionen Mark, Irland 3 Millionen Mark, Neuseeland 600 000 M., den westindischen Besitzungen Großbritanniens etwas mehr als 400 000 M., Australien und Tasmanien je 200 000 M., Südafrika 90 000 M., den Seychellen 40 000 M., den Fidschi-Inseln 30 000 M.

Carnegie hat dabei stets einen Grundsatz befolgt, der sich für die Entwicklung des Volksbibliothekswesens in den englisch-sprechenden Ländern als kräftiges Anreizmittel erwies: an die große Mehrzahl seiner Geldschenkungen die Bedingung zu knüpfen, daß das Geld nur für die Errichtung eines Gebäudes verwendet werden darf, daß ferner die Stadtgemeinde den Baugrund unentgeltlich hergeben und daß sie sich verpflichten muß, für die Unterhaltung der Bibliothek jährlich mindestens 10% der Bausumme aufzuwenden. Auf diese Weise ist in manchen Städten und Gemeinden, die bis dahin noch keine Volksbibliothek besaßen, weil sie kein Geld dafür hergeben mochten, die Erhebung der Bibliotheksteuer veranlaßt worden; man läßt sich nicht leicht ein Geschenk von 100 000 oder gar 1 Million Mark entgehen.

Bemerkenswert ist ferner, daß sich infolge der erheblichen Zahl der Carnegie-Bibliotheken, die infolge dieser großartigen Schenkungen über die ganze Welt verstreut wurden, eine eigene Volksbibliotheks-Architektur entwickelt hat. Das Problem, für die Zwecke einer Volksbibliothek ein in jeder Beziehung geeignetes Gebäude zu errichten, ist recht schwer lösbar,

da ihre verschiedenen Abteilungen (Ausleihbibliothek, Nachschlage-Bibliothek, Zeitungs- und Zeitschriften-Lesesaal, Jugendabteilung, Kinderlesesaal usw.) in zweckmäßigster Weise mit einander verbunden und doch von einander abgegliedert werden müssen. Deutlich ist zu bemerken, wie die Architekten auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen allmählich zum Teil recht praktische Lösungen gefunden haben. Das Äußere der Bibliotheksgebäude ist in Großbritannien vielfach in englischem Renaissance-Villenstil gehalten; zum Teil bieten diese Gebäude einen malerischen Anblick.

Übrigens sind über den Bau von Bibliotheken namentlich in den »Proceedings of the Royal Institute of British Architects« während der letzten 10 Jahre mancherlei wertvolle Arbeiten erschienen: so z. B. von T. G. Jackson, R. A., über Bibliotheken des Mittelalters, von Champneys über die von ihm erbaute Rylands Library in Manchester, von Sidney K. Greenslade über die Bibliotheken Amerikas. Über die Gebäude der Volksbibliotheken im besonderen hat dort J. M. Brydon, der Architekt der Chelsea Library, geschrieben, ferner F. Burgoyne über die von ihm geleitete Central Lambeth Tate Library, endlich H. T. Hare über Public Libraries im allgemeinen.

*

Eine besondere Eigentümlichkeit der Carnegie-Bibliotheken ist, daß sie — meist im obersten Stock — einen Vortragsaal enthalten. Die Entwicklung der Bibliotheksarbeit führt unvermeidlich zu dem Wunsche, auf die Leser nicht nur durch das Verleihen von Büchern einzuwirken, sondern ihnen die hervorragendsten Schätze der Weltliteratur oder auch ein besonderes Gebiet der Wissenschaft oder der Tagesfragen dadurch näher zu bringen, daß man sie in dieses Gebiet zunächst durch Einzelvorträge oder durch mehrstündige Vorlesungen einführt. Solche kurzen Vorträge werden von den Bibliothekaren mancher englischen Volksbibliotheken in der Form von »halbstündigen Plaudereien (half hour talks)« geboten — allenthalben, so viel ich weiß, mit bestem Erfolg. Auch sucht man die Vertiefung in die Meisterwerke der Literatur durch Vorträge hervorragender Gelehrter oder Literaten sowie durch mehrstündige Vorlesungen nach Art der volkstümlichen Hochschulkurse zu fördern. Für die Vorlesungen ist ein kleines Entgelt zu zahlen, während

die Vorträge in der Regel umsonst geboten werden. In den meisten Fällen wird dem Vortragenden bisher nicht einmal Honorar gezahlt. Indessen läßt sich eine solche Einrichtung auf die Dauer nur dann gut aufrecht erhalten, wenn solche Leistungen nicht umsonst verlangt werden.

Einstweilen steht dem in England ein Vorurteil oder doch eine Befürchtung entgegen: man glaubt (z. B. in London), daß eine Honorarzah lung an den Vortragenden durch die Bibliotheksverwaltung nicht möglich sei, weil dies dem Bibliotheksgesetz widersprechen könnte, da dieses unter den Zwecken, für die die Bibliothekssteuer Verwendung finden darf, Vorträge nicht ausdrücklich erwähnt. Auch in dieser Richtung würde also das Bibliotheksgesetz, das sich in vielen anderen Dingen als eine Förderung erwiesen hat, der weiteren Entwicklung hinderlich sein. Für eine neue Bewegung läßt sich unmöglich genau voraussagen, welche Mittel sie wird anwenden müssen, um zum Ziele zu gelangen. Eine Verbindung der Arbeit der Volksbibliotheken mit populärwissenschaftlichen Vorträgen und volkstümlichen Vorlesungen liegt aber so offenbar im Interesse des gesamten Volksbildungswesens, daß es bedauerlich wäre, wenn man sich durch die bestehenden Gesetze an einer solchen Ausgestaltung verhindern lassen wollte. Eine weitere Revision des Bibliotheksgesetzes wird daher wohl auf die Dauer unerläßlich sein¹⁾.

*

Die Zeitungslesesäle der englischen Volksbibliotheken bilden noch immer ein Merkmal, das sie von den deutschen Schwesteranstalten unterscheidet. Man ist in England von innerpolitischer Ängstlichkeit so weit entfernt, daß die Verwaltungen schon seit langer Zeit die laufende Nummer sämtlicher hervorragenden politischen Tageszeitungen des ganzen Landes auflegen, und daß neben ihnen alle Blätter des betreffenden

¹⁾ Siehe über die geschilderte Befürchtung das Buch eines der Führer der englischen Bibliotheksbewegung, James Duff Brown: *Manual of Library economy*, S. 395. Brown kann heute vielleicht als hervorragendster Vertreter der Theorie des englischen Volksbibliothekswesens gelten. Er macht übrigens darauf aufmerksam, daß in Schottland zur Veranstaltung von Vorträgen und Vorlesungen eine besondere Stiftung vorhanden ist, der Guildchrist Fund.

Ortes berücksichtigt werden, ohne daß man irgendwelche Unterschiede in bezug auf die Parteistellung walten ließe. Eine daraus erwachsende Gefahr, daß die Leser etwa zu radikalpolitischen Ansichten verleitet werden könnten, erkennt man nicht an. Eher glaubt man, daß auch gemäßigte Blätter von Männern gelesen werden, die sie sicherlich nicht kaufen würden. Ja, man erhebt sich über alle politischen Anschauungen dieser Art, indem man meint, daß politische Beeinflussungsversuche von den öffentlichen Bibliotheken überhaupt nicht geübt werden sollten. Üble Erfahrungen sind mit solcher Weitherzigkeit bisher meines Wissens nicht an einer einzigen Stelle gemacht worden.

Man beschränkt die Zeitungslektüre jedoch nach zwei Richtungen. Einmal wünscht man nicht, daß die Wettlisten, die in vielen englischen Blättern eine große Rolle spielen, in der Bibliothek verfolgt werden, wodurch diese wider Willen dazu beitragen würde, die Wettleidenschaft im englischen Volke zu fördern. Deshalb lassen die Verwaltungen mancher Volksbibliotheken die Wettlisten aus den Zeitungen, bevor diese ausgelegt werden, heraus schneiden.

Zweitens wünscht man überhaupt nicht, daß die Leser sich auf die Lektüre von Zeitungen beschränken. So viel Bildungstoff in diesen enthalten sein mag, so ist doch noch weit mehr in guten Büchern zu finden. Jedenfalls mögen die Volksbibliotheken es nicht als ihren Zweck betrachten, Vorsorge dafür zu treffen, daß ein Leser stundenlang Zeitungen liest. Aus diesem Grunde und ferner, damit nicht ein einziger Leser einen ganzen Berg von Blättern mit Beschlag belegen kann, nach denen die übrigen erst suchen müßten, befestigt man jede Zeitung an einem Falz auf einem Pult, vor dem der Leser stehen muß, um sie zu lesen; eine sehr vernünftige Einrichtung.

*

Eine interessante Tabelle zur Vergleichung der Leistungen der Volksbibliotheken in je sechs großen Städten Englands, Deutschlands und der Vereinigten Staaten hat Shadwell aufgestellt. Sie sei hier wiedergegeben, obwohl sie sich auf das Jahr 1901 bzw. 1902 bezieht, seit welcher Zeit insbesondere in Deutschland eine erhebliche Steigerung der Leistungen der Volksbibliotheken zu beobachten ist.

Bücherumlauf der öffentlichen Bibliotheken.

Stadt	Bevölkerung	Zahl der aus- geliehenen Bände
England 1901		
Liverpool	684 958	2 052 896 (1903)
Manchester	543 872	2 295 293
Birmingham	522 204	1 332 315
Leeds	428 968	988 710
Sheffield	380 793	540 000
Bradford	279 767	661 074
Vereinigte Staaten 1902		
Chicago	1 800 000	2 372 741
Philadelphia	1 335 000	1 915 687
St. Louis	598 000	987 264
Boston	573 579	1 890 106
Baltimore	518 000	755 774
Cleveland	390 000	809 515
Deutschland 1901		
Berlin	1 913 528	727 295
Hamburg	715 093	87 909
München	510 044	198 616
Leipzig	462 675	44 061
Breslau	427 833	300 524
Dresden	404 773	191 067

London und New York sind in dieser Tabelle nicht mitangeführt, weil Shadwell für London zusammenfassende Ziffern nicht zu erhalten vermochte. Er gibt die Tabelle als Beweis dafür, daß die vielfach herrschende Ansicht, England sei auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens hinter den Vereinigten Staaten zurückgetreten, nicht zutreffe. Nicht mit Unrecht meint er: »Manchester steht unbestritten an erster Stelle unter diesen großen Städten. Der Bücherumlauf der öffentlichen Bibliotheken kommt fast dem von Chicago mit seiner dreimal größeren Bevölkerung gleich, und die sechs englischen Städte zusammen übertreffen weit die sechs amerikanischen«¹⁾.

Ebenso muß man Shadwell recht geben, wenn er (S. 477) behauptet: »Keine englische Provinzstadt kommt Boston gleich

¹⁾ Arthur Shadwell, M. A., M. D.: England, Deutschland und Amerika. Eine vergleichende Studie ihrer industriellen Leistungsfähigkeit (Industrial Efficiency). Deutsch von Felicitas Leo. Berlin: Karl Heymanns Verlag, 1908. S. 481.

mit seinen 812 000 Bänden auf ca. eine halbe Million Einwohner, aber auch keine amerikanische Industriestadt kann sich mit Bolton messen mit seinen 120 000 Bänden und einem Buchumlauf von $1\frac{1}{2}$ Million auf 170 000 Einwohner«. Nun hat sich in der Zwischenzeit das Bibliothekswesen der Stadt Chicago, das nicht auf der Höhe war, verbessert, während auch viele deutsche Volksbibliotheken aus dem embryonalen Entwicklungsstadium herausgetreten sind, in welchem manche von ihnen sich noch 1900 befanden. Ein gleich schneller Fortschritt ist in Großbritannien vielleicht nicht zu verzeichnen — dieses war aber schon so weit voraus, daß es von Deutschland noch heute nicht eingeholt worden ist, während England den Vereinigten Staaten wohl noch immer, trotz der erstaunlichen Bibliotheksentwicklung des letzten Jahrzehnts in Amerika, die Wage hält. Sicherlich kann man die Verhältnisse mehrerer Länder nicht vergleichen, wenn man nur die hervorragendsten Beispiele herausgreift — für die Vereinigten Staaten etwa Boston, für Deutschland Berlin, Charlottenburg, Bremen, Elberfeld, Dresden-Plauen. Vielmehr muß man den durchschnittlichen Stand der Verhältnisse berücksichtigen. Dieser aber zeigt wohl noch heute in England die gleichmäßigste Entwicklung. Zwar ist dort nicht der ausgeprägte Enthusiasmus für das Volksbildungswesen und insbesondere für das Volksbibliothekswesen vorhanden wie in den Vereinigten Staaten; andererseits ist aber eine Welle der Begeisterung in den 80er und 90er Jahren über England dahingeflutet. Damals hat man zahlreiche Einrichtungen geschaffen, die noch jetzt bestehen und eine kräftige Wirkung ausüben. Es gibt daher heute nur mehr wenige englische Städte, die noch keine öffentliche Bibliothek aufwiesen.

*

Auch sind die Zweigbüchereien weiter entwickelt worden. Ursprünglich sind sie wohl in Boston zuerst eingeführt worden; schon vor $3\frac{1}{2}$ Jahrzehnten hat aber Liverpool ebenfalls solche geschaffen, und nicht nur dort bestehen sie jetzt in stattlichem Umfang. Selbst in einigen Bezirken Londons sind neben der Hauptbibliothek mehrere Zweigbibliotheken (Branch Libraries) errichtet worden.

Man findet diese Filialen jetzt in den meisten einigermaßen ausgedehnten Städten Englands. Sie bestehen gewöhnlich

aus einem Lesesaal für Zeitungen und Zeitschriften, einer Nachschlage- und einer Ausleihbibliothek, die zwar bei weitem nicht die Größe der Zentralbibliothek erreicht, doch aber nicht weniger als 4000 oder 5000 Bände umfaßt, die von Zeit zu Zeit ausgewechselt zu werden pflegen. Am weitesten ist dieses System in Leeds ausgebildet, einer der Hauptindustriestädte Mittelenglands. Sie dehnt sich über ein sehr großes Flächengebiet aus; man hat deshalb dort mehr als 30 Zweigbibliotheken eingerichtet, von denen einige nur in den Abendstunden geöffnet sind, weil sie hauptsächlich der Arbeiterbevölkerung dienen; dazu kommen noch Filialen in Gemeindeschulen, die nur für Kinder dienen sollen — für die übrigens auch in einigen der eigentlichen Zweigbibliotheken Vorkehrungen getroffen sind.¹⁾

*

Auch für das weibliche Geschlecht findet man hier und da besondere Leseräume, obwohl man sich im allgemeinen damit begnügt, einen oder mehrere Tische des Lesesaals durch eine Tafel »Ladies only« zu reservieren. Schon als Hippolyte Taine in den Jahren 1861 und 1862 und dann wieder 1871 England besuchte und seine interessanten »Aufzeichnungen über England« veröffentlichte, wußte er zu rühmen, daß im Britischen Museum, dessen Einrichtungen er auch im übrigen im Gegensatz zu der großen Bibliothek im Louvre herausstrich, für die Damen eine besondere Bank vorhanden sei.²⁾ Seither sind solche Sonder- einrichtungen für Damen fast schon unnötig geworden, da letztere vom männlichen Geschlecht so zuvorkommend und höflich behandelt werden, daß sie besondere Zimmer oder Tische in der Regel nicht mehr brauchen.

Daß das weibliche Geschlecht unter den Beamten der öffentlichen Bibliotheken auch in England sehr stark vertreten ist, bedarf kaum besonderer Erwähnung. In leitender Stellung allerdings findet man Frauen selten; dies gilt ja selbst für die Vereinigten Staaten, in denen sie im Bibliothekswesen wie auch sonst eine noch größere Rolle spielen als in England. Für zahlreiche Posten innerhalb der Verwaltung — ganz besonders für die Jugendabteilungen und für die Kinderlesehallen

¹⁾ Eine vortreffliche Studie über die Zweigbibliotheken der Stadt Birmingham hat Dr. Paul Trommsdorff unter dem Titel »Die Birmingham Free Libraries« (Leipzig, Harrassowitz) veröffentlicht.

²⁾ Siehe Taine a. a. O. S. 224.

— sind weibliche Beamte dagegen unschätzbar. Ihr Prozentsatz innerhalb der Bibliotheksbeamtschaft hat in England auch im letzten Jahrzehnt stark zugenommen.

*

Die englischen Bibliothekare haben sich am 5. Oktober 1877 in der »Library Association of the United Kingdom« organisiert, also ein Jahr später als die »American Library Organisation« und mehr denn 20 Jahre früher, als der »Verein deutscher Bibliothekare« begründet wurde. Der englische Bibliothekarverein hat sich seither zu einer Körperschaft entwickelt, die allenthalben die größte Achtung genießt und die für die Bibliotheks-bewegung außerordentlich viel getan hat. In den letzten Jahren hat sie besondere Aufmerksamkeit der Frage der **Ausbildung** der Bibliothekare zugewandt. Sie hat nach Schaffung entsprechender Kurse ein **Bibliotheksexamen** eingerichtet, um dem Andrang ungeeigneter oder nicht genügend ausgebildeter Kräfte zu leitenden Stellungen vorzubeugen. Denn über die unzureichende Ausbildung der englischen Bibliothekare wurde viel geklagt. Akademiker sind nur verhältnismäßig selten in Volksbibliothekar-Stellungen zu finden.

In den beiden ersten Jahrzehnten des Bestehens der Library Association hat sich in der englischen Bibliotheks-bewegung ein bemerkenswerter **Umschwung** vollzogen. Infolge der Begründung zahlreicher neuer Bibliotheken in den 80er und 90er Jahren traten die **Probleme** der Volksbibliotheken mehr und mehr in den Vordergrund. Man interessierte sich zwar noch immer für die technischen Einzelheiten der Bibliotheksarbeit — die Hauptteilnahme richtete sich aber auf die inneren Volksbildungsfragen, die jedem Bibliothekar einer öffentlichen Bibliothek am Herzen liegen müssen. Herr Dr. Milkau (jetzt Direktor der Kgl. Universitätsbibliothek in Breslau), der den Zweiten Internationalen Bibliothekarkongreß 1897 in London mitmachte und ihn mit dem Ersten Internationalen Kongreß verglich, dessen Tagung (1877) in London den Anlaß zur Begründung der »Library Association« gegeben hatte, hat seinen Eindruck in die treffenden Worte zusammengefaßt¹⁾:

¹⁾ Dr. Fritz Milkau: Der Zweite Internationale Bibliothekarkongreß in London (Zentralblatt für Bibliothekswesen, 14. Band, 1897, S. 454—473) S. 456 f.

»Vor zwanzig Jahren stand die sog. Bibliotheksbewegung in England noch in den Kinderschuhen. Unter Library schlechthin verstand man noch wie vor alters die dem Studium oder der gelehrten Arbeit gewidmete Bibliothek, und es waren durchaus ihre Vertreter, die den Charakter der damaligen Versammlung bestimmten. Die Anhänger der Volksbibliothek aber, die natürlich auch zu Worte kamen, standen damals noch, um einen glücklichen Ausdruck des Library Journal zu übernehmen, in der t e c h n i s c h e n Periode der Bewegung, waren also hauptsächlich für rein praktische Fragen interessiert, die für das Leben der wissenschaftlichen Bibliothek die gleiche Bedeutung hatten wie für sie selbst . . . Heute bedeutet Library schlechthin die Volksbibliothek, und wie es, ihrer üppigen Entwicklung entsprechend, heute ihre Vertreter sind, die in den beiden Fachvereinen die Führung haben (gemeint ist die englische und die amerikanische Library Association), und fast ausschließlich ihre Angelegenheiten, die in deren Jahresversammlungen und offiziellen Organen Pflege finden, so war sie es auch, die dem letzten Kongreß seine Prägung gab. Ihr Hauptinteresse aber gilt nicht mehr wie vor zwanzig Jahren den technischen Fragen . . . ihre Entwicklung ist jetzt, wie das Library Journal an der eben angeführten Stelle seine Charakteristik weiterführt, in die s o z i o l o g i s c h e Periode eingetreten, und Zettelkatalog, Standortsverzeichnis, Verleihbuch usw. sind tief in den Hintergrund gedrängt durch die Probleme, die die neue Auffassung von der Bibliothek als einer an der Erziehung des Menschen aktiv zu beteiligenden Anstalt heraufgeführt hat . . .«

* * *

Die Begeisterung, die für die Arbeit der Volksbibliotheken insbesondere in den Jahrzehnten 1880 bis 1900 herrschte, hat gegen Beginn des 20. Jahrhunderts einen kleinen Stoß erlitten. Es ging ganz ähnlich wie mit dem Schulwesen: man hatte die größten Hoffnungen auf seine Ausgestaltung gesetzt — und man entdeckte nun, daß ein großer Teil davon sich nicht bewahrheitet hatte. Der Grund war sicherlich vor allem darin zu suchen, daß man seine Hoffnungen zu hoch geschraubt hatte. Man hatte sich vielfach nicht klar gemacht, daß von der Volksbildungsarbeit weniger Jahrzehnte in einer von den widerstrebendsten Kräften zerrissenen Zeit nicht Wirkungen erwartet

werden durften, die nur die stetige Kulturarbeit von Jahrhunderten hervorbringen kann. Außerdem hatte man allzusehr übersehen, daß die Schule ihre besten Wirkungen nicht hergeben kann, wenn sie sich auf die bloße Übermittlung von Lernstoffen beschränkt — und daß ganz ebenso die Volksbibliotheken eine tiefere Wirksamkeit nicht entfalten können, wenn man sich damit begnügt, auf ihren Regalen möglichst viele Bücher aufzuhäufen, ohne sich darum zu kümmern, ob jedes dieser Bücher einen innerlich bildenden Wert habe.

Diese E r n ü c h t e r u n g hat innerhalb des letzten Jahrzehnts zu manchen wertvollen Erörterungen geführt.

Man ist zu der Einsicht gekommen, daß die Tätigkeit der Volksbibliotheken, wenn sie wirklich der Volksbildung und nicht nur dem Unterhaltungsbedürfnis dienen soll, sich auf klaren Überlegungen über Ziel und Zweck der Bildung aufbauen muß, und daß es für die Tätigkeit der Bibliotheken keineswegs genügt, ihre Technik so praktisch wie möglich zu betreiben, daß vielmehr noch wichtiger der Geist ist, in dem sie geleitet werden.

In dieser Beziehung sind mannigfache Klagen laut geworden. So bemängelt z. B. H. G. Wells in seinem Buche »Mankind in the Making«¹⁾, daß die öffentlichen Bibliotheken fast gar nicht mit den Schulen in Verbindung stehen. Und doch sollten sie zu einem Mittel möglichst weiter Verteilung guter Bücher gemacht werden; wie man übrigens auch ihre Korridore zur Veranstaltung von Wander-Kunstaussstellungen benutzen könnte: gute Reproduktionen schöner Gemälde sollten hier den schweigenden Einfluß künstlerischen Geistes weitertragen. Aber nicht nur den Mangel einer allgemeinen Verbindung des Volksbibliothekswesens mit dem Schulwesen rügt Wells; er wirft dem ersteren auch vor, daß der ungeübte Leser die für ihn geeigneten Bücher kaum herauszufinden vermöchte, insbesondere nicht auf den wissenschaftlichen Gebieten. Die Bibliotheken müßten sich dafür weit besser ausrüsten. »Zu viele von ihnen sind Gerichte ohne nährenden Kraft, oder zum wenigsten bieten sie nichts, um einen kräftigen Geisteshunger zu befriedigen.«²⁾

1) H. G. Wells: Mankind in the Making. London: Chapman & Hall, 1903, S. 213 f.

2) Wells a. a. O. S. 351.

Wells schlägt daher die Gründung einer Gesellschaft vor, die möglichst im Zusammenarbeiten mit den Bibliothekaren für eine Auswahl der geeignetsten Bücher und für eine Hinleitung des Publikums zu ihnen sorgen sollte. Ein paar Männer mit wenig Geld (?) könnten in dieser Bewegung für die englischsprechende Welt alles tun. Die allererste Aufgabe würde die Veröffentlichung von Führern durch die verschiedenen Literaturgebiete sein. Sie müßten als klare und übersichtliche, wirklich in ein Gebiet einführende Bibliographien gestaltet werden. An jede öffentliche Bibliothek müßten sie gehen, aber auch billig für jedermann käuflich sein. Vielleicht würden sie sich sogar bezahlt machen. Billige gute Bücher müßten von derselben Gesellschaft in mehreren tausend Exemplaren angekauft werden. Auch hätte sie dafür zu sorgen, daß die Verleger und Verfasser von teuren neueren Büchern, die sich für Volksbibliotheken eignen würden, eine besondere Volksbibliotheks-Ausgabe (Public Library Edition) zu billigem Preise herstellten, die von jener Gesellschaft angekauft werden könnte, um sie unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt an solche Anstalten zu verteilen. Die Vortragenden der volkstümlichen Hochschulkurse würden ihre Tätigkeit dadurch sehr erleichtert finden.

Einstweilen seien solche Führer durch die Literatur nur zum Teil da. Wells rechnet dahin die »Best Books« der Verlagsbuchhandlung Swan Sonnenschein (erschienen 1891; Nachtrag vom Jahre 1895). Von diesem Führer sind einzelne Abteilungen (wie z. B. »Social Science« und »Physical Science«) auch besonders zu haben. Als noch besser rühmt Wells den Aclandschen »Guide to the Choice of Books«, der allerdings schon etwas veraltet sei. Für sehr gut hält er das Nielsche Buch »A Guide to the best historical Novels«. Ferner weist er als auf ein treffliches Beispiel mit Recht auf eine amerikanische, von der dortigen Bibliotheksgesellschaft herausgegebene Veröffentlichung hin: »The Bibliography of the Literature of American History.«

Einzelne Bibliotheken haben dem Bedürfnis nach guten Führern durch die Literatur bereits zu entsprechen gesucht. So hat z. B. die Verwaltung der Volksbibliotheken in Birmingham sog. »Gelegenheitslisten (Occasional Lists)« über bestimmte Gebiete, wie etwa über Maschinenwesen oder über Bildungswesen, veröffentlicht, häufig auch über Tagesfragen, wie über Britisch-Südafrika oder über die Zollfrage

(Fiscal Question). Diese Listen umfassen eng bedruckt 1 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen.

Von Privatunternehmungen nenne ich nur noch einen weiteren Führer durch das Gebiet der historischen Romane. Leider besitzen wir ein solches Buch in Deutschland noch nicht. Von den Verwaltungen der Volksbibliotheken würde sein Erscheinen geradezu als Erlösung begrüßt werden. Auch der belesenste Bibliothekar ist unmöglich imstande, dieses riesige Gebiet zu übersehen, das für die Volksbibliotheken von größter Wichtigkeit ist. Enthält es doch nicht nur einige der schönsten Werke der Weltliteratur, sondern bietet auch dem geschichtlichen Interesse viele Anregung und Vertiefung. Nur muß man eben wissen, welchen Zeitraum oder welche Ereignisse ein bestimmter Roman behandelt, und welche historischen Romane über einen bestimmten Zeitraum vorhanden sind. Aus den Titeln läßt sich dies vielfach gar nicht entnehmen.

So ist denn in England das Buch von Ernest A. Baker »History in Fiction« in Volksbibliothekenkreisen mit Freuden begrüßt worden¹). Der 1. Band gibt Auskunft über alle wichtigen Romane und Erzählungen in englischer Sprache (auch über diejenigen, die als Übersetzungen aus fremden Sprachen erschienen sind), über die Geschichte Englands und der englischen Kolonien. Der 2. Band umfaßt in gleicher Weise alle Bücher der schönen Literatur in englischer Sprache über die Geschichte der Vereinigten Staaten und des übrigen Auslandes. Besonderen Wert verleiht dem Buche die Tatsache, daß unter jedem Titel zunächst alle einigermaßen wichtigen Ausgaben nebst den verschiedenen Preisen angegeben sind, und daß ferner eine kurze Charakteristik jedes einzelnen Buches geboten wird.

Die besten Einführungen in die Literatur verschiedener Gebiete haben wohl die Amerikaner geschaffen. In einem Sammelbande z. B., der den Titel »Counsel upon the Reading of Books« führt²), werden die wichtigsten Gebiete der Literatur dem Leser dadurch näher gebracht, daß stets zunächst eine Liste

¹) Ernest A. Baker, M. A.: History in Fiction. A Guide to the best historical romances, sagas, novels and tales. London: George Routledge & Sons, Ltd. 2 Bände. 1. Band: English Fiction, 228 S. 2. Band: American and foreign Fiction, 253 S.

²) Boston and New York: Houghton Mifflin & Co., 1900, 306 S.

von etwa zehn Büchern gegeben wird und daß darauf ein kurzer Aufsatz über das ganze Gebiet folgt. So ist z. B. das Fach der Soziologie, der Nationalökonomie und der Politik von dem Universitätsprofessor Arthur T. Hadley behandelt, Geschichte, Memoiren und Biographien von H. Morse Stephens und Agnes Repplier, poetische Literatur von Bliss Perry, Essays und Kritiken von Hamilton Wright Mabie.

Die große Bedeutung von Führern durch die Literatur der verschiedensten Gebiete ist auch in England schon lange Zeit anerkannt und im letzten Jahrzehnt mit besonderer Stärke empfunden worden¹⁾. So hat z. B. einer der Londoner Volksbibliothekare, der eben genannte Mr. E. A. Baker, einen Führer durch die beste schöne Literatur (»Guide to the best Fiction«) verfaßt²⁾. Aus eben diesem Grunde — weil der Durchschnittsleser vor den Bücherschätzen der Bibliotheken um so ratloser zu stehen pflegt, je größer sie sind — ist 1905 ein kleines Sammelwerk veröffentlicht worden »Books and how to read them³⁾«, das indessen keine Bücherlisten enthält, sondern nur eine Reihe von Empfehlungen im Text. Schon früher waren über die Notwendigkeit der Auswahl der besten Bücher mannigfache Aufsätze erschienen: so von Carlyle, von Frederic Harrison, von C. F. Richardson, von J. M. Robertson, von John Ruskin (»Sesame and Lilies«), von John Lubbock u. a.

Insbesondere der Letztgenannte hat sich um die Auswahl der besten Literatur verschiedentlich sehr verdient gemacht. Er war es auch, der die Bewegung der »Hundert besten Bücher« hervorrief. Ausgehend von der Erkenntnis, daß es infolge der Hochflut neuer Bücher immer schwerer wird, aus der ungeheuren Masse des Gedruckten dasjenige herauszufinden, das zu lesen kein Mensch versäumen sollte, weil es zu den schönsten und tiefgreifendsten Werken der Weltliteratur gehört, regte Sir John Lubbock, der damals die Kanzlerwürde der Universität London bekleidete und dessen hervorragende wissenschaftliche

¹⁾ Das 4. Kapitel führt den Titel »Guides to Books« (S. 24—55).

²⁾ Wells hält dieses Buch für »remarkable defective« (a. a. O. S. 253) — ein Urteil, dem ich mich nicht anschließen kann.

³⁾ Books and how to read them. By John Morley, James Russell Lowell, Frederic Harrison, Ralph Waldo Emerson, James Bryce, Dr. Fairbairn, Charles Lamb. London: The Masterpiece Press, 1905, 141 S.

und gemeinnützige Leistungen allenthalben im Lande bekannt waren, eine Meinungsäußerung geistig hervorragender Männer über »die hundert besten Bücher« an. Das war 1887 — ein Jahr nachdem eine der größten englischen Zeitungen in ihrem Abonnementkreise eine schriftliche Abstimmung über die Frage versucht hatte, wer der größte Mann unserer Zeit sei; Gladstone war aus dieser Volkswahl als Sieger hervorgegangen, unmittelbar nach ihm folgte Bismarck. — Gewiß haben solche Abstimmungen ihre Schattenseiten; mehr oder weniger gestatten sie dem Zufall allzu viel Raum. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß zum mindesten das Nachdenken über wichtige Fragen dadurch angeregt werden kann. Dies gilt zweifellos für die Frage nach den besten hundert Büchern. Sie war bis dahin, wenigstens in England, selten gestellt worden. Nun begann man die Flut der literarischen Erscheinungen eifrig auf ihren dauernden Wert zu prüfen. Eine Fülle von Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften wurde darüber geschrieben, Gesellschaften und Vereine aller Art beschäftigten sich damit, und mehrere Sammlungen guter Bücher verdanken dieser Anregung ihr Entstehen¹⁾.

Es ist bezeichnend für die Volkstümlichkeit jener Diskussion, daß, um ein Beispiel anzuführen, die Pall-Mall Gazette als Flugschrift²⁾ von 32 Seiten in Quartformat eine Zusammenstellung von Aufsätzen und Äußerungen über die besten hundert Bücher (The Best Hundred Books) zum Preise von nur 3 Pence (25 Pf.) veröffentlichte. Sie enthält Aufsätze und Äußerungen von J. R. Lowell, von Carlyle, von Ruskin, vom Prinzen von Wales, von Gladstone, von Chamberlain, von Professor James Bryce und anderen — und zusammenfassend eine alphabetisch geordnete Liste der Bücher mit Angabe der Preise. Diese stellten sich einstweilen noch recht hoch. 1891 begann die Verlagsbuchhandlung George Routledge and Sons in London (Ludgate Hill), die »hundert besten Bücher« Sir John Lubbocks in einer Gesamtausgabe zu veröffentlichen. Nun waren diese 100 Bände, in Leinen gebunden, zusammen für 9 Pfd. Sterl. (180 M.) käuflich, in bes-

¹⁾ Ein Verzeichnis der besten englischen Führer durch die Literatur sowohl im allgemeinen wie für einzelne Gebiete ist in dem 4. Kapitel des Stewartschen Buches »How to use a Library« gegeben.

²⁾ Pall-Mall Gazette »Extra« Nr. 24.

seren Einbänden entsprechend teurer. Einzelbände wurden nicht abgegeben.

Die Lubbocksche Auswahl hat zweifellos ihre Schwächen. Uns fällt am meisten auf, daß die deutsche Literatur sehr stiefmütterlich behandelt ist. Man darf indessen nicht übersehen, daß Sir John wiederholt erklärt hat, er habe ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt, den Versuch zu machen, wirklich die hundert besten Bücher der Weltliteratur zu nennen, sondern nur hundert *b e s o n d e r s g u t e* Bücher. Um eine Reihe von Streitfragen auszuschließen, hatte er außerdem lebende Verfasser nicht berücksichtigt, ferner Naturwissenschaft und Geschichte mit ganz wenigen Ausnahmen — die in besonders schöner literarischer Form begründet waren — nicht herangezogen.

Der Hauptwert der Lubbockschen Liste liegt darin, die Frage nach der Auswahl der schönsten und tiefsten Bücher der Weltliteratur angeschnitten und dauernd in den Vordergrund gestellt zu haben. Seither ist sie nie wieder zur Ruhe gekommen. Auch andere Völker haben daraus Nutzen gezogen. In *D e u t s c h l a n d*, wo man mit der geringen Berücksichtigung der deutschen Literatur in jenem Verzeichnis unzufrieden war, hat der Berliner Verlagsbuchhändler Friedrich Pfeilstücker schon Ende 1887 an zahlreiche hervorragende Männer des Geisteslebens die Aufforderung zur Ausfüllung einer deutschen Gegenliste versandt. In den Antworten wurde häufig die Untunlichkeit betont, ein objektiv maßgebendes Urteil in so bestimmten Grenzen und auf einem Gebiet zustande zu bringen, mit dem die Individualität des Urteils unzertrennlich verwachsen ist. Trotz mancher Ablehnung suchte Pfeilstücker jedoch seinen Plan durchzuführen. Eine zweite von ihm gemeinschaftlich mit den Herren Dr. Max Schneidewin und Dr. Hans Herrig unternommene Umfrage verzichtete auf die Zahl 100, stellte gewisse Gruppen der Gesamtliteratur im großen und ganzen fest und bat, diejenigen Gruppen auszufüllen, die dem Befragten nach Studium und eigener Produktion am nächsten lägen. In den Antworten trat zwar abermals vielfach die Scheu hervor, eigene Meinungen, die für die Öffentlichkeit vielleicht uninteressant seien, niederzuschreiben oder gar die zarten Lieblingsneigungen des eigenen Ich zu eitler Schau zu stellen. Dennoch ist die Veröffentlichung der eingetroffenen Antworten, die in

Buchform erfolgte¹⁾, mit Freuden begrüßt worden. Erhielten doch viele Leser dadurch einen Einblick in die Stellung, die bedeutende Männer zu hervorragenden Erzeugnissen der Weltliteratur einnahmen. Es war sicherlich nicht ohne Bedeutung, wenn man auf diese Weise erfahren konnte, wie etwa Theodor Fontane oder Marie von Ebner-Eschenbach, Rosegger oder Ferdinand von Saar zu manchem Buche standen. Auch in dieser Liste wurde ein alphabetisches Verzeichnis der genannten Bücher veröffentlicht.

Deutsche Veröffentlichungen der Zwischenzeit, die sich im Titel allzusehr an die »Hundert besten Bücher« anlehnen, haben häufig dem damit aufgestellten Ideal nicht entsprochen. So ist, um ein Beispiel herauszugreifen, zu Anfang des 20. Jahrhunderts ein Katalog unter dem Titel »Hundert Bücher, ausgewählt von hundert Männern« erschienen. Die Auswahl ist nicht schlecht; aber man erfährt überhaupt nicht, wer die hundert Männer sind, und es handelt sich ausschließlich um Bücher der letzten Zeit, also nicht um die Hervorhebung des wertvollsten Besitztums der Literatur überhaupt. Dem letzteren Zweck dient dagegen mit Eifer und Geschick der »Literarische Ratgeber« des Dürerbundes.

In England kam die Bewegung der hundert besten Bücher keineswegs zu früh. Sie konnte nun wenigstens etwas dazu beitragen, daß die Auswahl der für die öffentlichen Volksbibliotheken angekauften Bücher nicht allzu wahllos erfolgte. Diese Gefahr wird in der Regel um so näher liegen, je größer die Bibliotheken sind, und je mehr der Bibliothekar zu tun hat. Er kommt dann aus seinen Berufspflichten überhaupt nicht mehr heraus, und wenn er nicht bereits bei Antritt seines Amtes über eine sehr gediegene literarische Bildung verfügte, so wird er im Dienst sicher nicht dazu gelangen, sich eine solche anzueignen. Alle Bücher, die ihm zum Kauf vorgelegt werden, zu prüfen, ist für ihn ein Ding der Unmöglichkeit. Auch wenn er die Prüfungsarbeit unter seinen Beamten, unter

¹⁾ Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen. Ein deutsches Gegenstück zu den englischen »Listen der 100 besten Bücher«. Eine Sammlung von ähnlichen deutschen Listen und von Äußerungen lebender deutscher Schriftsteller usw. über die besten Schätze der Weltliteratur und über die bevorzugtesten Bücher ihrer eigenen Neigung, zur Beratung des lesenden Publikums zusammengestellt. Berlin: Friedrich Pfeilstücker, 1889.

Mitgliedern des Bibliotheksausschusses und unter zahlreichen Freunden verteilt, wird sie sich auf die Dauer kaum bewältigen lassen. Er muß daher auf alle Fälle Besprechungen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zu Hilfe nehmen. Ist er aber nicht sehr geschickt in der Beurteilung des Wertes, der ihnen beizulegen ist, so nutzen ihm auch diese Rezensionen nichts.

Nicht ganz wenige englische Bibliothekare scheinen entweder die unendliche Bedeutung dieser Aufgabe nicht erkannt oder vor allen diesen Schwierigkeiten die Segel gestrichen zu haben. Eine Volksbibliothek aber, die Bücher wahllos einstellt, ist keine Bildungsanstalt mehr. Sie dient dann nur dem Unterhaltungsbedürfnis; einen tieferen kulturellen Wert besitzt sie nicht. Während die öffentlichen Gelder zur Hebung der Kultur ausgegeben werden sollten und könnten, werden sie in solchen Fällen für äußerliche Zwecke verschleudert, die für die innere Kultur ohne Wert sind. Die großen Dichter und Schriftsteller aller Zeiten können als Erzieher auch auf den Erwachsenen unserer Tage wirken. Was aber kann man von Romanen oder Novellen erwarten, die moralisch keineswegs schlecht zu sein brauchen, die aber infolge literarischer oder anderer Minderwertigkeit jede Erhebung und innere Läuterung des Lesers, also jede tiefere ethische Wirksamkeit, ausschließen?

Die Frage nach dem Einfluß der Romanliteratur ist daher mit vollem Recht zum Gegenstande lebhaftester Diskussion gemacht worden. Die öffentliche Meinung wurde in Verwunderung gesetzt durch die selbstverständliche Tatsache, die jeder Tieferblickende von Anfang an erwarten mußte, daß bei weitem die größere Zahl der aus den Volksbibliotheken entliehenen Bücher aus »Fiction« (Romanen und Novellen) bestand. Man hielt das nicht für richtig, bedachte also nicht, daß viele Leser nach des Tages Last und Mühe nicht mehr die geistige Kraft haben, sich in ein wissenschaftliches oder auch nur populärwissenschaftliches Buch hineinzuarbeiten. Sie können nur noch Bücher lesen, deren Inhalt keine großen Anforderungen an ihr Denken stellt.

In weiteren Kreisen glaubte man, daß die überwiegende Entleihung von Büchern der schönen Literatur eines Heilmittels bedürfe. Viele, wenn nicht die meisten, Bibliotheksverwaltungen begannen infolgedessen dahin zu streben, den Prozentsatz der Entleihung von Büchern der schönen

Literatur möglichst herabzudrücken. So wurde z. B. mit Stolz berichtet, daß in Newcastle on Tyne, einer typischen Industriearbeiterstadt, die entlehene »Fiction« noch 1883 nicht weniger als 66% der gesamten Entleihungen betrug, 1884 nur noch 63%, 1885 62%, 1886 55% und 1890 nur noch 52%. Dies bedeutete nun keineswegs, daß die übrigen 48% aus wissenschaftlicher oder populärwissenschaftlicher Literatur bestanden hätten. Die englischen Bibliotheken pflegen nicht wie die deutschen die Gesamtgruppe der schönen Literatur zusammenzuschließen, die unter sich in einzelne Abteilungen (Romane und Novellen, Gedichte und Dramen, Jugendschriften, Unterhaltungszeit-schriften) gegliedert sein mag; sondern sie führen die Jugend-schriften, die Gedichte und Dramen, meist auch die Unterhaltungszeitschriften getrennt auf, gewissermaßen jede von ihnen der Gesamtabteilung der belehrenden Literatur gegenüberstellend. Faßt man alle Gruppen der »schönen Literatur« zusammen, so wird man in den meisten Volksbibliotheken der ganzen Welt beobachten können, daß die Entleihung aus ihnen zwischen 60 und 80% der Gesamtentleihung auszumachen pflegt. Übersteigt sie die letztere Ziffer, so liegt allerdings die Gefahr vor, daß die Leser allzuwenig auf die belehrende Literatur hingelenkt werden, die sie doch auch in gewissem Umfange kennen lernen sollten.

Am besten läßt sich dies durch das sog. Zweikarten-System erzielen, über das ich stets günstige Urteile gehört und mit dem ich persönlich während meiner Tätigkeit als Leiter einer großen deutschen Volksbibliothek die besten Erfahrungen gemacht habe. Es besteht darin, daß jeder Leser die Erlaubnis erhält, sich neben seiner gewöhnlichen Leihkarte noch eine zweite, durch eine andere Farbe unterschiedene, ausstellen zu lassen. Auf diese zweite Karte werden nur Bücher der belehrenden Literatur verliehen, während auf die gewöhnliche Karte Bücher aller Abteilungen ausgegeben werden. Der Leser kann nunmehr also ein Buch der schönen und ein solches der belehrenden Literatur gleichzeitig entleihen, er kann auch zwei belehrende Bücher mit nach Hause nehmen, er kann aber nicht zwei Romane zur selben Zeit erhalten. Die Ausgabe der Bücher auf die beiden verschiedenen Karten muß unabhängig voneinander erfolgen, um den Leser nicht zu zwingen, sie gleichzeitig umzutauschen.

Dr. Shadwell, dessen Beobachtungen über das Geistesleben der Industriearbeiterschaft schon wiederholt angeführt wurden, äußert sich zu der Frage der schönen Literatur in den öffentlichen Bibliotheken folgendermaßen:

»Der intellektuelle Einfluß der Romanliteratur ist eine Frage, über welche die Meinungen verschieden sind, aber auch hier muß man feinere Unterschiede machen: es gibt Romane und Romane, und um sich ein Urteil zu bilden, müßte man wissen, welche Autoren am meisten gelesen werden. Im großen und ganzen, glaube ich aber, kann man sagen, daß für erwachsene Menschen, die fertige Charaktere sind und die dauernd in Berührung mit den Realitäten des Lebens bleiben, die Romanlektüre eine harmlose und erfrischende Lektüre bildet, während für die Jugend, besonders für junge Mädchen und auch für Frauen, das Verschlingen von Romanen wie eine Ernährung mit Süßigkeiten wirkt — entnervend und verdauungsstörend, nimmt es den Appetit für kräftigere Nahrung. Wer ihr unbeschränkt fröhnt, wird den verderblichen Einfluß spüren, und daß dies geschieht, ist es gerade, was die Zirkulation anschwellen läßt. Es liegt um so weniger die Notwendigkeit vor, derartige Orgien kostenlos zu ermöglichen, als fast die gesamte bessere Unterhaltungslektüre jetzt überall für ein paar Pence pro Band zu kaufen ist, was sich alle leisten können, die wirklich zu lesen wünschen. Und das Kaufen hat seine Vorzüge, es beschränkt die Zahl und bedingt eine Auswahl, gekaufte Bücher werden geschätzt, gelesen und wieder gelesen, wie es bei Büchern, die überhaupt etwas taugen, sein sollte.«¹⁾

Welche verschriebenen Anschauungen von der Welt, insbesondere von der Art, wie sich das männliche Geschlecht zum weiblichen verhalten sollte, durch die Lektüre minderwertiger Romanliteratur hervorgebracht werden können, dafür hat H. G. Wells in seinem Roman »Tono-Bungay« ein Beispiel gegeben. Ich verweise insbesondere auf den 1. Abschnitt des 4. Kapitels dieses Buches, in welchem er beschreibt, welche Vorstellungen Marion unter dem Einfluß solcher Lektüre entwickelt²⁾.

Steffen macht die interessante Bemerkung, daß das Übergewicht der Romanverleihungen zuweilen darauf beruht, daß die Vorstände der städtischen Volksbibliotheken zuviel Geld für den Ankauf von Romanen verwendet hätten, um mit den

1) Shadwell a. a. O. S. 478.

2) H. G. Wells: Tono-Bungay. London: Macmillan, 1911, S. 158.

Frauen der niederen Mittelklasse auf gutem Fuß zu bleiben. Denn die »Shopkeepers« der englischen Kleinstädte bildeten nun einmal eine der größten und kommunal einflußreichsten Klassen¹⁾. —

Einer der Geheimräte (sie führen den Titel »Inspectors«) im englischen Unterrichtsministerium äußerte sich mir gegenüber im Gespräch ungemein scharf über die schlechte Bücherauswahl, die noch heute in vielen englischen Volksbibliotheken, insbesondere für das Gebiet der schönen Literatur, zu beobachten sei. Er meinte, daß sie nur selten mit der nötigen Sorgfalt getroffen werde, so daß ein Gebildeter kein Verlangen danach empfinden könne, eine der öffentlichen Bibliotheken zu benutzen. Glücklicherweise beständen daneben vielfach Bibliotheken, die von Gesellschaften unterhalten würden. Eine ausgezeichnete Bibliothek dieser Art gebe es z. B. in Leeds.

Dieses Mittel der Selbsthilfe ist nicht selten angewandt worden, wenn die bestehenden Bibliotheken den Bedürfnissen der Gebildeten nicht entsprachen. Dies gilt selbst für die Versorgung mit wissenschaftlicher Literatur. Sogar das Britische Museum hat einmal Anlaß zu solcher Sezession gegeben. Da es keine Bücher nach Hause verleiht, während der Gelehrte vielfach geradezu darauf angewiesen ist, eine große Anzahl von Werken, an deren Erwerbung aus eigenen Mitteln er nicht denken kann, auf seinem Studiertisch zu häufen, unternahm Carlyle, der über jene Beschränkung äußerst ungehalten war, eine Agitation zur Schaffung einer wissenschaftlichen Ausleihbibliothek. Diesem Vorgehen ist die Entstehung der »London Library« zu verdanken, einer ganz ausgezeichneten, vortrefflich organisierten Bibliothek, die nur ihren Mitgliedern zugänglich ist. Die gelehrten Forscher und Schriftsteller Londons würden heute in die größte Verlegenheit kommen, wenn die London Library nicht bestände. Ihr Sachverzeichnis (Subject Index) halte ich unter allen, die mir je unter die Augen gekommen sind, für das beste und übersichtlichste.

Bei den weitsichtigeren englischen Bibliothekaren ist heute der Wunsch unverkennbar, die Bücherauswahl für sämtliche Gebiete auf eine möglichst hohe

¹⁾ Steffen a. a. O. Band 2, S. 39.

Stufe zu heben: das heißt nicht etwa, die am schwersten verständlichen Bücher zu wählen, sondern den literarischen Wert, den menschlichen Gehalt bzw. die wissenschaftliche Gründlichkeit, und die Verständlichkeit des Buches für weitere Leserkreise gleichmäßig zu berücksichtigen. Im April 1911 wurde mir die Freude zuteil, an einem Diner von Bibliothekaren in London teilzunehmen, bei welchem über bestimmte Fragen der Bücherauswahl auf dem Gebiete der schönen Literatur diskutiert wurde; der Ernst und die Tiefe der Auffassung, die hier zutage traten, ließen mich lebhaft empfinden, wie gründlich es viele der führenden englischen Bibliothekare heute mit ihrem Beruf nehmen.

Da sich im Laufe der Zeit in den meisten öffentlichen Bibliotheken eine große Zahl von Büchern aufgehäuft hat, wird es recht schwer sein, die vorhandenen Bestände literarisch überall auf eine möglichst hohe Stufe zu heben. Es wird daher noch manche scharfe Kritik an den vorhandenen Beständen geübt werden. Weit schärfer pflegt sie sich allerdings gegen die Leihbibliotheken zu wenden, obwohl diese in ihrem eigenen Interesse alles, was anstößig oder auch nur nicht »respectable« sein könnte, auszuschließen suchen. In England gibt es schon seit Jahrzehnten Leihbibliotheken allergrößten Stils, die in der Geistesgeschichte des Landes keine ganz kleine Rolle gespielt haben: so die von Mudie, von Smith, neuerdings den Times Book Club usw.

Es ist selbstverständlich, daß immer wieder Kritiken erfolgen werden, wie die des Paters Bernhard Vaughan, der 1908 in seiner ersten Weihnachtspredigt gegen die englischen Leihbibliotheken Vorwürfe schleuderte, wie er sie auch in jedem anderen Lande hätte erheben können. Wenn man eine Leihbibliothek betreue — so meinte er — und frage, welche Bücher sich der größten Beliebtheit erfreuten, so werde man finden, daß dies nicht gute, sondern unsittliche Bücher seien. Der Mann in seinem Klub, die Frau in ihrem Heim, das junge Mädchen und der junge Mann hinter dem Ladentisch, sie alle läsen Bücher, die den christlichen Geist nicht nähren könnten. Vielmehr tränke eine immer wachsende Menge die faulen Gewässer der stygischen Sümpfe und nähere ihren Geist von dem Abschaum der Literatur. Diese Bücher seien im bescheidenen Wohnzimmer des östlichen London ebensowohl zu finden wie in den Salons der westlichen

Teile der Riesenstadt. Frage man, warum es solche Schundliteratur gebe, so laute die Antwort: weil das Publikum sie haben wolle.

Nun ist man in England in solchen Dingen besonders empfindlich. Ganz wie in Nordamerika legt man entscheidendes Gewicht darauf, daß die Wohlanständigkeit vor allen Dingen nach außen hin gewahrt wird; was sich darunter verbirgt, kommt nicht ganz in demselben Maße in Betracht. Dieses System hat große Schattenseiten. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß es auch mancherlei sittliche Vorteile für die Gesamtheit im Gefolge hat. Schundliteratur und Schmutzliteratur müssen sich daher in beiden Ländern erheblich vorsichtiger gebärden als etwa in Frankreich oder in Deutschland. Vielleicht bringt die Schundliteratur nach gewissen Richtungen hin noch üblere Erscheinungen zutage: die rohesten Erzählungen dieser Art stammen in der Regel aus Nordamerika oder aus England; sie kleiden sich in den letzten Jahren in der Regel in das Gewand von Detektiv-Geschichten¹⁾.

Die Schmutzliteratur dagegen muß in England und Amerika wesentlich vorsichtiger auftreten. Luxus- und Volks-Ausgaben aller möglichen pikanten Bücher, auch wenn sie dem Umkreise literarisch anerkannter Schöpfungen der Weltliteratur entnommen werden, können durchaus nicht so massenhaft erscheinen wie auf dem europäischen Festlande. Man ist in England darin sehr empfindlich. Scharf unterscheidet man zwischen Buchausgaben für wissenschaftliche Zwecke und solchen, die auf ein größeres Publikum berechnet sind, das bei der Lektüre im wesentlichen nur ein stoffliches Interesse zu befriedigen sucht, während es von künstlerischen Tendenzen weniger berührt wird. So wurde ein Londoner Buchhändler 1909 vor das Polizeigericht geladen, weil er eine billige Übersetzung der »Contes drolatiques« von Balzac zum Verkauf gestellt hatte. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft betonte ausdrücklich, daß er den Verfasser für einen großen Dichter halte — aber er fügte hinzu, daß ein Engländer, der das Bedürfnis habe, Balzacs Romane

¹⁾ Siehe Näheres in meinem Buche »Die Schundliteratur, ihr Wesen, ihre Folgen, ihre Bekämpfung«. 2. vermehrte Auflage. Halle a. S.: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1911.

und Novellen aus literarischem Interesse kennen zu lernen, sie im Original lesen könne; daß eine englische Übersetzung seiner Werke aus anderen als rein literarischen Gründen hergestellt und verbreitet werde, dürfe man nicht gestatten, da jede Spekulation auf die Sinnlichkeit des Publikums zu vermeiden sei. — Ähnlich hat sich Roosevelt während seiner Präsidentschaft ausgesprochen. Damals war in den Vereinigten Staaten ein Buchhändler zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er eine englische Übersetzung von Boccaccios »Decamerone« im Schaufenster ausgestellt und an junge Leute verkauft hatte. Der Verurteilte wendete sich mit einer Begnadigungseingabe an den Präsidenten, weil der »Decamerone« eines der größten literarischen Meisterwerke aller Zeiten sei — trotz seiner Frivolität, die er nicht leugnen wolle. Roosevelt beantwortete dieses Gesuch mit den Worten: »Das Urteil des Gerichtshofes ist durchaus gut und richtig. Ich bedaure nur, daß ich nicht die Macht und die Befugnis habe, die Strafe zu verdoppeln. Ein Mann, der solche Bücher unter das Volk bringt, sollte für immer unschädlich gemacht werden.«

Die Verwaltungen der englischen Volksbibliotheken tragen im allgemeinen viel weniger Scheu, ein bestimmtes Buch aus irgendwelchen Gründen auszuschalten, als dies von deutschen Bibliotheksverwaltungen gilt. So ereignete sich kürzlich der Fall, daß ein neues Buch von H. G. Wells (»The new Machiavelli«. London: John Lane, 1911) aus den meisten Volksbibliotheken entfernt wurde, weil der Verfasser darin mit großer Naturtreue Menschen nach dem Leben gezeichnet hat. Insbesondere die Schilderung des sozialreformerischen Ehepaares Oscar und Altiora Bailey, in welchem man Sidney und Beatrice Webb wiedererkennen wollte, hat wegen der angeblichen Boshaftigkeit der Auffassung eine Entrüstung hervorgerufen, die den Verwaltungen der Volksbibliotheken den Ausschluß des Buches als geboten erscheinen ließ.

Die Frage der Schmutz- und Schundliteratur, auf die ich hier nicht ausführlich eingehen kann, ist in England in letzter Zeit besonders von der »National Social Purity Crusade« verfolgt worden. Ich verweise daher auf ein von dieser Bewegung herausgegebenes Buch »The Cleansing of a City« (London: Greening & Co., Ltd. 1908. 159 Seiten. Preis geheftet 1 Shilling). —

Um zu der Zusammensetzung des Bücherbestandes der Volksbibliotheken zurückzukehren, so ist eine möglichst sorgfältige Bücherauswahl insbesondere für das Gebiet der schönen Literatur für sie geradezu eine Lebensfrage geworden. Man kann in englischen Zeitungen und Zeitschriften namentlich der ernsteren Art, und nicht weniger in zahlreichen Büchern, manche scharfe Kritik darüber lesen, daß viele Volksbibliotheken allzu sehr als Unterhaltungsinstitute dienen und von dem Ideal einer Bildungsanstalt weit entfernt sind. Es hat einiges Gewicht, wenn ein Mann wie der Kanonikus Barnett, der zwei Jahrzehnte lang an der Spitze von Toynbee Hall stand, dieses Urteil unterschreibt; er hat in einem Aufsatz eines seiner letzten Bücher (»Towards Social Reform«) lebhaft darüber geklagt.

Hier werden also besondere Anstrengungen gemacht werden müssen. Literarischer Hilfsmittel zur Auswahl der besten oder wenigstens möglichst guter Bücher gibt es heute, wie erwähnt, eine ganze Anzahl. Für die schöne Literatur wird man dabei stets im Auge zu behalten haben, daß es nicht genügt, die Bücher nach ihrem literarischen und menschlichen Wert auszuwählen, sondern daß man, um die Masse des Volkes zur Literatur zu erziehen, auch auf die Auswahl der Stoffe besonderes Augenmerk richten muß. Walter Besant, einer der besten Kenner der englischen Volksseele, hat dies verschiedentlich hervorgehoben. In einem Vortrage »The Art of Fiction«, den er 1884 hielt und der seither in neuer Ausgabe erschienen ist, betonte er, daß für eine gute Erzählung die Kunst der Behandlung noch nicht genüge, daß vielmehr für ihre Wirksamkeit von allergrößter Bedeutung auch die Wahl des Gegenstandes sei. Starke Handlung und Spannung müßten in Büchern vorhanden sein, die auf die großen Massen wirken wollen. Als Beispiele von Schriftstellern, die diese Kunst verstanden, führt er außer Walter Scott insbesondere die kleineren Erzählungen von Charles Reade an, ferner George Eliots »Silas Marner«, Hawthornes »Scarlet letter«, Holmes »Elsie Venner«, Blackmores »Lorna Doone«, Blacks »Daughter of Heth« und James Payns »Confidential Agent« (letzteres Buch ist ein Kriminalroman). Ferner nennt Besant die folgenden Schriftsteller: Mrs. Oliphant, Mrs. Thackeray Ritchie, Meredith, Blackmore, Black, Wilkie Collins, Hardy, Louis Stevenson und von jüngeren, Erfolg versprechenden

Autoren Christie Murray, Clark Russell und Herman Merivale¹⁾.

Alles dies gilt besonders für die städtische Bevölkerung. In den Kleinstädten und auf dem Lande, wo Volksbibliotheken vielfach fehlen, sieht es in England im allgemeinen mit dem Eindringen guter Literatur recht trostlos aus. Es mag hierauf zurückzuführen sein, daß man häufig scharfe Urteile über den Mangel an geistiger Lebendigkeit und an höherem geistigem Leben unter den Bewohnern der englischen Kleinstädte und des Landes hören kann. H. G. Wells meint über die Abwesenheit aller geistigen Einflüsse dort bitter: »Auf dem Lande gibt es in England gar keine Bücher, gar keinen Gesang, gar kein Schauspiel, ja nicht einmal eine mutige Sünde; alle diese Dinge sind niemals dorthin gekommen oder sind vor Generationen entfernt und verborgen worden. Nun erzeugt die Einbildungskraft Fehlgeburten und wird viehisch.«²⁾

Daß man sich in leitenden Kreisen der englischen Volksbibliothekare heute durchaus der dringenden Notwendigkeit bewußt ist, wirkliche Bildungspolitik zu treiben und sich nicht zur Befriedigung eines rohen Unterhaltungsbedürfnisses herzugeben, haben namentlich die Verhandlungen der Bibliotheks-Gesellschaft in den Jahren 1903 und 1905 gezeigt. 1903 wurde in Leeds im Anschluß an mehrere Vorträge, die über die Frage der Kinderbibliotheken und Kinderlesehallen gehalten wurden, ein Ausschuß eingesetzt, der die Beziehungen der öffentlichen Bibliotheken zum Volksbildungswesen untersuchen sollte. Dieser Ausschuß erstattete seinen Bericht 1905 auf der Versammlung in Cambridge. Man hatte mehrere andere Volksbildungsvereine herangezogen, um auch deren Anschauungen zu hören: so z. B. den englischen Lehrerverein, den Rektorenverein (Association of Head Masters), die National Home Reading Union, verschiedene Vereine und Behörden für volkstümliche Hochschulkurse, ferner Lehrerinnenvereine usw. Auch auf dem Jahreskongreß in Newcastle upon Tyne wurde

¹⁾ Walter Besant: The Art of Fiction (A Lecture delivered at the Royal Institution, April 25, 1884). A new Edition. London: Chatto & Windus, 1902. 93 Seiten. S. 65 ff. und S. 82 f.

²⁾ H. G. Wells: Tono-Bungay. London: Mac Millan & Co., Ltd., 1911. S. 66.

1904 über die 1903 in Leeds angeregten Fragen verhandelt. Das wichtigste Ergebnis der Ausschußverhandlungen war die Überzeugung, daß die öffentlichen Bibliotheken für den Lese-
stoff und die Lesegelegenheiten der Kinder weit eifriger sorgen müßten als bisher. Auch wurde ein engeres Zusammenarbeiten mit den Behörden für volkstümliche Hochschulkurse, mit der National Home Reading Union und anderen Volksbildungs-Gesellschaften in Aussicht genommen.

So scheint es denn, als ob die englischen Volksbibliotheken in ein neues Stadium ihrer Entwicklung eintreten wollten. Allenthalben regt sich der Wunsch, die Arbeit der Bibliotheken zu vertiefen. Auch ist die Überzeugung durchgedrungen, daß sich durch das Zusammenwirken mit anderen Bildungseinrichtungen die Erfolge verstärken ließen, die von den Volksbibliotheken gezeitigt werden können. Vor allem wird eine regere Gemeinschaftsarbeit mit den Schulen erforderlich sein. In einigen Städten ist sie in geradezu musterhafter Weise erreicht worden — an den meisten Stellen fehlt sie noch. Es hat sich gewöhnlich als recht schwer erwiesen, die beiden dafür maßgebenden Behörden zusammenzubringen. Leichter scheint es in manchen Fällen zu sein, ein Zusammenarbeiten verschiedener Gemeinden auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens zu erzielen. So haben z. B. die Gemeinden Lambeth und Croydon, die in Südlondon einander benachbart sind, an der Grenze gemeinschaftlich eine öffentliche Bibliothek errichtet. Für die Bevölkerung dieser Stadtteile ist das außerordentlich angenehm, da ihnen der weite Weg nach der Zentralbibliothek in Lambeth oder in Croydon gespart wird, während die Bibliotheksverwaltungen ihrerseits geringere Ausgaben haben. Indessen stehen solche Beispiele einstweilen erst vereinzelt da.

*

Das schwierigste Problem für die englischen Volksbibliotheken ist dies: wie sich eine tiefere, bildende, nicht nur unterhaltende Wirksamkeit auf Grund der früher getroffenen Einrichtungen, an die man mehr oder weniger gebunden ist, erzielen läßt. Der Bücherbestand muß vielfach stark durchgejätet werden, um alles Unkraut daraus zu entfernen. In der Ausleihbibliothek darf man sich

nicht darauf beschränken, jedes Buch, das von irgendeinem Leser gefordert wird, ihm in die Hand zu stecken, sondern man wird, um die Bildungsziele der Bibliotheken zu erreichen, für zweckmäßige Beratung der Leser Sorge tragen müssen.

Dazu sind zwei Dinge notwendig. Erstens müssen die Beamten, die mit dem Ausgeben der Bücher beschäftigt sind, eine genaue Kenntnis der Literatur besitzen und in der Behandlung des Publikums große Übung erlangt haben. Denn eine direkte Bevormundung darf nicht geübt werden, weil sie in den meisten Fällen als unliebsam empfunden und glatt abgelehnt werden würde. Der Leser muß vielmehr unmerklich auf gute Bücher aufmerksam gemacht werden — bis er so viel Vertrauen gewonnen hat, daß er sich von den Beamten gern beraten läßt, ja daß er freiwillig um Rat fragt. Gelegenheit, Rat auch unaufgefordert in vorsichtiger Weise zu erteilen, bietet sich reichlich. Immer wieder ereignet sich der Fall, daß die bestimmten Bücher, die ein Leser zu erhalten wünscht, verliehen sind, so daß man ihm Vorschläge dafür machen kann, welches Buch er an ihrer Statt entleihen könnte. Wird solcher Rat vorsichtig und unaufdringlich erteilt und erkennt der Leser später, daß der Rat gut war, so läßt sich eine nachhaltige Beeinflussung des Publikums erzielen. Jeder Volksbibliothekar, der dies längere Zeit hindurch versucht hat, wird diese Ansicht bestätigen. Man kann auf diesem Wege geradezu Wunderdinge erzielen.

Zweitens ist für die Erreichung jenes Zieles notwendig, daß der Verkehr der Leser mit den Beamten so individuell wie möglich gestaltet wird. Alle mechanisierenden Einrichtungen müssen dafür streng vermieden werden. Sie sind am Platze im inneren Betrieb der Bibliothek — nicht im Außendienst. Der Leser darf nicht als Nummer behandelt werden. Dies aber ist unweigerlich der Fall, sobald Einrichtungen geschaffen werden, die zwischen ihm und dem ausgebenden Beamten eine tote Instanz einschalten.

Letzteres ist namentlich der Fall bei dem sog. I n d i k a t o r. Diese Einrichtung ist meines Wissens in England erfunden worden. Sie kommt in mehreren Abarten vor. Ihr Wesen besteht darin, daß in einem großen Rahmen jedes Buch, das in der Bibliothek (oder in einer bestimmten Abteilung) vorhanden ist, durch ein Kästchen oder einen Block etwa in der Größe einer Zündholz-

schachtel verkörpert wird, dessen eine Seite dem Entleiher zugewandt ist, während die andere dem ausgebenden Beamten vor Augen steht. Durch verschiedene Färbung der beiden Seiten oder durch andere Vorkehrungen läßt sich angeben, ob das Buch augenblicklich verliehen ist oder ob es auf den Bücherbrettern steht, von dem Entleiher also begehrt werden kann. Wenn z. B. ein Kästchen dem Publikum die rote Seite zukehrt, so bedeutet dies, daß das Buch gegenwärtig vorhanden ist, während die Zukehrung der blauen Seite anzeigen würde, daß es verliehen ist; für den Beamten gelten die umgekehrten Farben.

Es gibt etwa ein Dutzend verschiedener Systeme von Indikatoren. Ihre Unterschiede sind verhältnismäßig gering. Ihr Zweck bleibt in allen Fällen derselbe: die Bücherausgabe abzukürzen, indem sie die Arbeit des Suchens auf den Bücherbrettern ersparen. Statt dessen hat der Leser die Arbeit, bevor er ein bestimmtes Buch verlangt, am Indikator nachzusehen, ob es vorhanden ist. Tatsächlich wird also nicht Arbeit gespart, sondern weit mehr Arbeit erfordert, da der Leser vielleicht an zehn verschiedenen Stellen nachsehen muß, bis er endlich beim 11. Buche findet, daß dieses augenblicklich verliehbar ist; während die ausgebenden Beamten von den am meisten begehrten Büchern in der Regel im Gedächtnis haben, ob sie gerade vorhanden sind oder nicht.

Nach dem Gesagten liegt es auf der Hand, daß der Indikator für eine von Gelehrten benutzte Bibliothek oder für eine nur auf Gewinn ausgehende, auf jede Bildungsabsicht verzichtende Leihbibliothek am Platze wäre, während er für Volksbibliotheken ganz ungeeignet ist. Für diese gibt es kaum einen unglücklicheren Gedanken als den, allen Verkehr der ausgebenden Beamten mit den Lesern durch dieses Zwischenglied zu mechanisieren. Die persönliche Fühlungnahme wird dadurch so außerordentlich erschwert, daß man z. B. in der Öffentlichen Bücherhalle in Hamburg, wo man den Fehltritt der Einführung des Indikators begangen hat, die üblen Folgen nunmehr dadurch aufzuheben sucht, daß man hinter die am Indikator herumsuchenden Leser eine Assistentin stellt, die Auskunft geben soll, wenn sie gefragt wird; ein trauriger und ganz unwirksamer Notbehelf, der schon durch die Tatsache seiner Einführung dem Indikator das Todesurteil spricht. Es kommt hinzu, daß der Indikator teuer ist und daß er unendlich

viel Platz verbraucht; in manchen englischen Volksbibliotheken nimmt er in der Ausleihbibliothek soviel Raum fort, daß der Beamte gerade noch den Kopf durch eine Art Schalter stecken kann, um die notwendigsten Worte mit dem Entleiher zu sprechen. Ferner sind die Buchungen im Indikator umständlich — oder sie erlauben nicht die erforderliche Gründlichkeit. Es ist bei ihm z. B. ausgeschlossen, an jedem einzelnen Tage die fälligen, aber noch nicht zurückgelieferten Bücher einzumahnen; man kann diese Arbeit dann vielmehr nur wöchentlich einmal vornehmen, so daß bei 14tägiger Entleihsfrist alle Leser um Rücklieferung gemahnt werden, die ihre Bücher seit 15 Tagen haben, gleichzeitig aber auch alle diejenigen, die sie schon seit 16, 17 usw. bis zu 20 Tagen nicht zurückgeliefert haben. Endlich ist das Arbeiten am Indikator, falls es (wie in Hamburg) mit Papierstreifen betrieben wird, unsauber. Der Boden wird mit Papierschnitzeln bedeckt, was im Interesse der Ordnung und Sauberkeit im Betriebe vermieden werden sollte.

Kurzum: der Indikator bedeutet eine Entgleisung des Erfindungsgeistes. Zu dem innersten Wesen und dem höchsten Ziel der Volksbibliotheken steht er in denkbar schärfstem Gegensatz. Er wird daher auch von allen über ihre Aufgabe tiefer nachdenkenden Bibliothekaren glatt abgelehnt. In Deutschland ist er nur an drei oder vier Stellen eingeführt worden, an denen entweder ein akademischer Bibliothekar überhaupt nicht vorhanden war oder wo (wie an der Bücherhalle in Hamburg) der aus Laien bestehende Vorstand versucht, selbst Bibliothekar zu spielen. In England ist er in vielen Bibliotheken wieder beseitigt worden. Neue Bibliotheken schaffen ihn dort meines Wissens überhaupt nicht mehr an, und alle Führer der dortigen Volksbildungsbewegung halten ihn für eine überlebte und unglückliche Einrichtung. In den Vereinigten Staaten endlich, die im Volksbibliothekswesen an der Spitze stehen, ist der Indikator ganz verschwunden; bei einer mehrmonatigen Studienreise, die ich 1905 durch das ganze Land unternahm, habe ich ihn nur noch in einem Winkel einer einzigen Bibliothek (in Kalifornien) vorgefunden, was dem Bibliothekar recht unangenehm zu sein schien. Man hat auch in Nordamerika den Stab gründlich darüber gebrochen — was um so bezeichnender ist, als dort im inneren Betriebe der Volksbibliotheken alle mechanischen Vorrichtungen, die sich

auch nur mit einigem Nutzen verwenden lassen, allgemein eingeführt worden sind. Jedenfalls ist völlig klar, daß alle Bestrebungen, die auf eine Hervorhebung der besten Bücher und auf eine Hinleitung der Leser zu diesen abzielen, erfolglos bleiben müssen oder doch in ihrer Wirkungskraft geschwächt werden, wenn man eine Mechanisierung des Außendienstes der Volksbibliotheken gestattet, wie sie eine unvermeidliche Folgeerscheinung des Indikators ist.

*

Das Ziel einer systematischen Erziehung des Publikums zum Lesen guter Bücher hat sich ein besonderer Verein gestellt, der 1887 auf Anregung von Dr. Paton aus Nottingham begründet wurde: die »National Home Reading Union.«¹⁾ Zweck dieses »Vereins für häusliche Lektüre« ist, die häusliche Lektüre so anzuregen, zu fördern und zu leiten, daß sie der Bildung im besten Sinne des Wortes dient. Man will versuchen, den persönlichen Bedürfnissen und Wünschen der einzelnen Leser Rechnung zu tragen und ihnen auf die sparsamste und zweckmäßigste Weise alle Hilfe zu gewähren, die nur irgend möglich ist. Dies geschieht durch die Veranstaltung systematischer Lesekurse, die durch entsprechende Drucksachen des Vereins angeregt und eingeleitet werden, sowie durch Begründung von Ortsgruppen, die unter Benutzung der Drucksachen und Bücher des Hauptvereins die Tätigkeit an einzelnen Orten noch erfolgreicher befruchten können.

Der Verein gibt monatliche Mitteilungen in Form einer Zeitschrift heraus. Vor allem veröffentlicht er Listen guter Bücher über bestimmte Gebiete. Auch durch Aufsätze in seiner Zeitschrift lenkt er die Aufmerksamkeit auf die so empfohlenen Bücher, die er nach ihrer Bedeutung und entsprechend dem Bildungsgrad, den sie voraussetzen, zu charakterisieren sucht. Wo sich an einem Ort mehrere Personen befinden, die den Wunsch haben, Bücher des gleichen Faches zu studieren, werden sie miteinander in Verbindung gebracht, um Lesezirkel aus ihnen zu bilden. Häufig werden in diesen auch Aufsätze vorgelesen oder

¹⁾ Die Adresse des Vereins lautet: 12 York Buildings, Adelphi, London, W. C.

kleine Vorträge gehalten, an die sich eine Diskussion anschließt. Der Verein beschränkt sich nicht auf die Wirksamkeit unter Erwachsenen, sucht vielmehr auch die Jugend zum systematischen Lesen zu erziehen. So hat er das Lesen im wesentlichen in drei verschiedenen Stufen organisiert: in der Abteilung für die Jugend (Young People's Section), in der allgemeinen Abteilung (General Section), und in Sonderkursen (Special Courses).

Das Unterrichtsministerium hat die »National Home Reading Union« in weitgehendster Weise unterstützt. Es hat z. B. an alle Bildungsorganisationen in England und Wales Rundschreiben erlassen, welche die Annahme der Methoden des Vereins in Verbindung mit Schul- und Volksbibliotheken empfehlen. Etwa 100 Volksbibliotheken haben sich dem Verein angeschlossen. Die Schulbehörde in Manchester hat Lesezirkel in Verbindung mit der »National Home Reading Union« in ihren Schulen eingeführt. Ebenso haben die Grafschaftsräte in Gloucestershire, in Norfolk und Middlesex, sowie die Schulbehörden von Leicester, Halifax und anderen Städten entsprechende Pläne angenommen.

Die Mitgliederzahl der »National Home Reading Union« betrug 1909: 8144. Davon waren 4410 als Einzelmitglieder angeschlossen, während 3734 festen Lesezirkeln angehörten. Der Jahresbericht des Vereins über das Jahr 1908/09 gibt an, daß die Jugendabteilung in London besondere Erfolge errungen habe, da hier die Zahl der Lesezirkel, die durch den Grafschaftsrat in Verbindung mit Volksschulen oder Fortbildungsschulen ins Leben gerufen wurden, von 485 auf 612 gestiegen sei, so daß etwa 20 000 Schulkinder der Hauptstadt aus den Bestrebungen des Vereins Nutzen zögen. — In der allgemeinen Abteilung waren für das genannte Jahr acht verschiedene Gegenstände genannt, für welche Bücherlisten von dem Verein ausgearbeitet worden waren. Es müssen stets verschiedene Gebiete nebeneinander berücksichtigt werden, um der Geschmacksrichtung einzelner Leserkreise Rechnung zu tragen. So waren unter den acht Stoffgebieten des genannten Jahres z. B. folgende: Armut und Arbeitslosigkeit; Bibelstudien (Altes Testament); Altrömisches Leben; Shakespeare für Anfänger; Charles Dickens als Sozialreformer. Die vorgeschrittenen (Sonder-)Kurse sollen insbesondere auch den Hörern der Volkshochschulkurse zur Vertiefung und zur Fortsetzung ihres Studiums behilflich sein.

Die Einnahmen des Vereins betragen in dem genannten Jahr 1665 Pfund 4 Shilling 10 Pence, also etwas über 32 000 M., während die Ausgaben sich auf 1724 Pfund 4 Shilling 3 Pence, also auf etwas mehr als 34 000 M. stellten¹⁾.

*

Um die Lektüre der besten Bücher zu fördern, hat man auch versucht, den Nationalheros der englischen Literatur, Shakespeare, mehr in den Vordergrund zu stellen.

Die Schicksale der Shakespeareschen Werke sind in England recht eigenartige gewesen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts sank er allmählich in Vergessenheit, und wenn er aufgeführt wurde, so konnten die hervorragendsten Kritiker jener Zeit den Stab über ihn brechen oder doch meinen, daß diese alten Stücke dem neuen »verfeinerten Zeitalter« nicht mehr behagten. So wurde er bald ganz von der Bühne verbannt²⁾. Auch dem gedruckten Shakespeare ging es nicht besser. Innerhalb des Zeitraumes von 1623 bis 1664 begnügte sich die englische Nation mit zwei Ausgaben, die zusammen wohl noch nicht 1000 Exemplare umfaßten. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts trat eine kleine Besserung ein. 1709 erschien die erste kritische Ausgabe der Shakespeareschen Dramen, herausgegeben von Rowe. Im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts kamen Ausgaben von Pope, von Theobald, von Sir Thomas Hammer und von Warburton heraus. Um die Mitte des Jahrhunderts gab es bereits 13 Shakespeare-Ausgaben, von denen 9 innerhalb der letzten 40 Jahre erschienen waren. Das Interesse für den Dichter war also in steter Zunahme begriffen, und das kritische Studium seiner Stücke wurde allmählich ein wichtiger Zweig der englischen Literatur. Infolgedessen erschien er nun auch wieder auf der Bühne. Schon vor dem Auftreten Garricks spielte sich dieser Umschwung ab. So hatten einige Damen von hohem Rang einen Shakespeareklub gebildet zu dem Zweck, durch ihre Gegenwart oder durch sonstige Beweise der Ermunterung die besten Stücke des Dichters in Ansehen zu erhalten.

¹⁾ Für alle weiteren Nachrichten über die »National Home Reading Union« verweise ich auf deren Drucksachen.

²⁾ Siehe Kapitel 3 S. 136 f.

Vom Jahre 1737 an wurden verschiedene Dramen Shakespeares, die seit 40 oder 50 Jahren nicht gegeben worden waren, wieder aufgeführt. 1740 ging »Wie es euch gefällt« nach einer Zeitspanne von 40 Jahren wieder über die Bretter und hatte erheblichen Zulauf. Im Jahre darauf wurde der »Kaufmann von Venedig« zum ersten Male seit 100 Jahren in seiner ursprünglichen Gestalt gegeben, während in der Zwischenzeit nur Auführungen in verballhornter Form stattgefunden hatten. Auch das »Wintermärchen« war seit 100 Jahren nicht gegeben worden. »Ende gut, alles gut« war sogar seit Shakespeares Tode nicht aufgeführt worden. Jetzt setzte man dem Dichter endlich auch ein Denkmal in der Westminster-Abtei. Die Kosten dafür wurden aus dem Ertrage von Vorstellungen der beiden großen Theater, die damals in London spielten, bestritten¹⁾.

In den Volksbibliotheken des 19. Jahrhunderts wurde Shakespeare ursprünglich keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Nur in Birmingham hatte man infolge mehrerer glücklicher Umstände eine Shakespeare-Sammlung zusammengebracht, die im Laufe der Jahrzehnte so ausgebaut wurde, daß sie Weltruf erlangte; indessen ging die Sammlung nicht sowohl auf städtische Initiative zurück als auf Anregungen von Mr. Sam Timmins und Mr. George Dawson. Birmingham wurde jedoch von dem Unglück betroffen, seine erste Shakespearesammlung von 7000 Bänden bei dem großen Bibliotheksbrande des Jahres 1879 zu verlieren. Indessen zählt die Sammlung jetzt wieder mehr als 12 000 Bände. Sie besitzt u. a. einige kostbare erste Shakespeare-Ausgaben. Auch mehrere andere englische und amerikanische öffentliche Bibliotheken können sich ähnlichen Besitzes rühmen. Andererseits abonnierten auf die Faksimile-Ausgaben der Clarendon Press nur acht Volksbibliotheken in England und nur ebenso viele in Amerika.

Die Free Library in Cambridge besitzt eine Shakespeare Memorial Library von mehr als 1000 Bänden. In Birkenhead hat die öffentliche Bibliothek eine Shakespearesammlung von 800 Bänden zusammengebracht, in Liverpool und Manchester besitzt man je etwa 700 solcher Bände, in Leeds, Plymouth,

¹⁾ Näheres siehe bei William Edward Hartpole Lecky: Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Deutsch von Ferdinand Löwe. Leipzig und Heidelberg: C. F. Winter, 1879. Band 1, S. 582.

Wigan usw. je mehrere hundert Bände. Die Volksbibliothek in Lambeth (Südlondon) hat etwa 500 Bände hauptsächlich über Bacon geschenkt erhalten, die von einem Bacon-Schwärmer gestiftet wurden.

Zuweilen wird behauptet, daß in England selbst keine Shakespeare-Gesellschaft besteht, während die deutsche Shakespeare-Gesellschaft seit mehr als zwei Jahrzehnten eine eifrige Wirksamkeit entfaltet. Es gebe zwar in England Gesellschaften zum Studium von Browning, von Dickens, selbst von Omar Khayyam — aber keine für Shakespeare. Dies ist nicht richtig: seit 1874 besteht die von Dr. F. J. Furnivall begründete »New Shakespeare Society«. Auch gibt es hier und da Shakespeare-Lesegesellschaften (Shakespeare Reading Societies), wie z. B. in Bristol und in Clifton; in einigen Städten wirkt ein Zweigverein der »British Empire Shakespeare Society«, in Worcester hat die öffentliche Bibliothek zwei Zirkel zum Studium Shakespeares ins Leben gerufen. Sie zählen 120 Mitglieder und halten ihre Sitzungen zweimal wöchentlich im Vorstandszimmer der Volksbibliothek ab. In Dundee hat sich durch die Bemühungen der Volksbibliothek eine »Gesellschaft von Shakespeare-Liebhabern (Society of Shakespeare Lovers)« gebildet, die seit 1891 wöchentlich einmal zusammenkommt, um Vorträge und Diskussionen zu veranstalten und Shakespearesche Stücke zu lesen. In einigen anderen Volksbibliotheken werden Vorträge über Shakespeare gehalten, auch Bücherlisten für das Shakespearestudium gedruckt. Zuweilen werden Shakespeare-Ausstellungen veranstaltet, wie z. B. in Manchester 1905¹⁾. Indessen ist man der Ansicht, daß von seiten vieler Bibliotheksverwaltungen noch erheblich mehr geschehen könnte, um das Interesse für Shakespeare und das Studium seiner Werke zu fördern.

*

Besondere Erwähnung verdient die Entwicklung des billigen Buches in England. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sie sich allmählich vorbereitet. So hat z. B. die »Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse (Society for the Promotion of Useful Knowledge)« namentlich

¹⁾ Siehe John Ballinger: Shakespeare and the municipal Libraries. (The Library. New Series. Band 7. London 1906. S. 181—191.)

unter dem Einflusse Lord Broughams nach Kräften für die Herausgabe billiger Literatur gewirkt. Aber auch große Verlagsfirmen haben dafür Sorge getragen. Die von Sir John Lubbock eingeleitete Bewegung der »hundert besten Bücher« hat einen weiteren kräftigen Anstoß gegeben. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist ferner durch die Initiative eines Verlagshauses und durch den energisch geäußerten Wunsch der einflußreichen Leihbibliotheken dem teuren dreibändigen Roman, der den englischen Büchermarkt jahrzehntelang beherrscht hatte, das Todesurteil gesprochen worden. Endlich ist (namentlich im letzten Jahrzehnt) eine Fülle billiger Ausgaben guter Bücher erschienen, so daß England auf diesem Felde literarischer Kultur allen anderen Völkern voraus ist. Das billige Buch hat hier eine geradezu staunenswerte Entwicklung erfahren, die das Volksbildungswesen insbesondere dadurch aufs günstigste beeinflußt hat, daß nun jedem, der ein Freund des Lesens ist, der Besitz einer eigenen Bibliothek ermöglicht ist¹⁾.

* * *

Noch auf ein Gebiet sei hingewiesen, das, scheinbar weit abliegend, doch auch zur Verbreitung guter Literatur und zur Förderung aller der veredelnden Einflüsse benutzt werden kann und soll, die aus ihr entspringen können: das Gefängniswesen. Seit langem hat es sich als notwendig herausgestellt, auch in den Gefängnissen für den Lesestoff ihrer Insassen zu sorgen. Das Bedürfnis nach Büchern wird von vielen Gefangenen mit außerordentlicher Stärke empfunden, da eben andere Möglichkeiten, sich mit dem Leben der Außenwelt zu beschäftigen oder der quälenden inneren Stimme zu entfliehen, meist nicht vorhanden sind. Es läßt sich nun verfolgen, wie — man könnte fast sagen, schrittweise von einer Generation zur anderen — die Anschauungen über die Versorgung der Gefangenen mit Büchern immer menschlicher geworden sind. Zu Anfang des Jahres 1911 hat ein Ausschuß, der zur Untersuchung der Frage der Gefängnisbibliotheken eingesetzt

¹⁾ Leider ist es aus Raummangel nicht möglich, an dieser Stelle mehr über diese wichtige Entwicklung zu sagen. Ich gedenke, eine ausführliche Darstellung der Geschichte des billigen Buches in England an anderer Stelle zu veröffentlichen.

worden war, dem Minister des Innern (Home Secretary) einen vortrefflichen Bericht abgestattet, der in dieser Entwicklung einen weiteren Fortschritt bedeutet¹⁾.

* * *

Im allgemeinen läßt sich also sagen, daß für die Verbreitung guter Literatur in England viel geschehen ist. Volksbibliotheken sind in den Städten, insbesondere in den Großstädten, fast allgemein vorhanden und verfügen in der Regel über sehr viel größere Summen, als dies für die deutschen Schwesteranstalten gilt. Von einigen amerikanischen öffentlichen Bibliotheken mögen sie übertroffen werden — die Vereinigten Staaten stehen jedoch in der Gleichmäßigkeit der Verbreitung, zum mindesten wenn die Südstaaten mitberücksichtigt werden, hinter England zurück.

Schritt vor Schritt hat sich die Entwicklung in England vollzogen. Ursprünglich nicht so sehr von Rücksichten auf das Volkswohl, als von gelehrten Bedürfnissen ausgehend, ist sich die Bibliotheksbewegung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr ihrer Aufgabe bewußt geworden, für alle Klassen der Bevölkerung ohne Unterschied, für jedes Geschlecht, für jedes Alter, für jede Bildungsstufe guten Lesestoff darzubieten. Ich betone: guten Lesestoff. Ein wenig zu lange hat man sich mit der Darbietung von Lesestoff überhaupt begnügt. Es kann jedoch kaum in Zweifel gezogen werden, daß in letzter Zeit das ernsthafte Streben herrscht, die Volksbibliotheken auch in literarischer Beziehung auf eine höhere Stufe zu heben. Sie wollen sich nicht mehr mit dem Ruhm begnügen, daß ihre Türen vom Morgen bis zum Abend für jeden, der Lesestoff sucht, offenstehen, daß keinerlei beschränkende Formalität oder bürokratische Kleinlichkeit den Zugang zu ihnen verhindert — sondern sie wollen sich auch des Ruhmes würdig erzeigen, der ihnen mehr und mehr als höchstes Ziel vorschwebt: Bildungsanstalten im wahrsten Sinne des Wortes zu sein.

¹⁾ Es ist hier leider nicht der Platz, näher darauf einzugehen. Eine ausführliche Würdigung dieses Ministerialberichtes aus meiner Feder wird an anderer Stelle (»Blätter für Gefängniswesen«, Jahrgang 1912) erscheinen.

3. Kapitel.

Theater und Volksbildung.

Eine große Klasse unter den Werken der Dichtkunst kann durch die Lektüre allein dem Verständnis nicht voll erschlossen werden: Schauspiele, Lust- und Trauerspiele üben die tiefste Wirkung erst aus, wenn wir sie in einer guten Darstellung sehen. Alle Bestrebungen, die darauf abzielen, Dichtung und Volksbildung miteinander in Beziehungen zu setzen, können daher für das Drama nicht des Theaters entbehren.

Es gibt wenige Volksbildungsveranstaltungen, die eine tiefer greifende Wirkung ausübten als gute volkstümliche Theatervorstellungen. In Deutschland ist auf diesem Gebiete innerhalb der letzten 15 Jahre mancherlei erreicht, an einigen Stellen sogar Vorbildliches geschaffen worden. Die volkstümlichen Sonntagnachmittags-Vorstellungen, die von vielen größeren Theatern, auch von manchen Hofbühnen, zu billigen Preisen veranstaltet werden, haben sich so fest eingebürgert, daß ihre Wiederabschaffung gar nicht denkbar wäre. Und eine so prächtige Einrichtung wie das Schillertheater in Berlin, das in Form einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft mit begrenzter Dividendenzahlung ursprünglich ein Theater, seit einer Reihe von Jahren deren zwei betreibt, welche Gedicgenheit der Auswahl, möglichste Vortrefflichkeit der Darstellung und Billigkeit aller Preise in glücklicher Weise zu vereinigen wissen, ist uns bisher vom Auslande noch nicht nachgemacht worden.

Wo volkstümliche Theatervorstellungen fehlen, wird weiten Kreisen ein wichtiges Gebiet der Dichtkunst verschlossen bleiben. Wer schon, bevor er die Schule verließ, Bühnenvorstellungen gesehen und seither das Theater regelmäßig besucht hat, kann

sich gar nicht mehr in die Lage eines Menschen zurückversetzen, der noch nie ein solches betreten hat. Und doch gibt es wohl in jedem Lande Hunderttausende, ja Millionen von Menschen, die niemals eine gute Vorstellung gesehen haben. Auch für Deutschland gilt dies. Unsere b ä u e r l i c h e B e v ö l k e r u n g hat dazu meist keine Gelegenheit. Die Folge ist denn auch, daß sie zu der dramatischen Literatur noch nicht das leiseste Verhältnis gewonnen hat. Deutlich spricht sich dies in der Abneigung des überwiegenden Teils der Leser unserer ländlichen Volksbibliotheken gegen jede Art dramatischer Literatur aus. Wer unsere volkstümlichen Büchereien auf dem Lande kennt, wird wissen, daß Dramen dort fast nie gelesen werden, so daß es scheinbar zu den Dingen der Unmöglichkeit gehört, selbst ein so einfaches und leicht verständliches Stück wie Goethes »Götz von Berlichingen« unseren Bauern näher zu bringen.

Damit das Theater auf weitere Kreise wirken kann, muß noch eine andere Vorbedingung erfüllt werden: der V o l k s w o h l s t a n d muß soweit gehoben sein, daß sich auch Angehörige der weniger bemittelten Volksklassen gestatten können, zuweilen ein Theater zu besuchen. Aus diesem Grunde ist das Bühnenwesen in Deutschland in den letzten Jahrzehnten stark in die Breite gegangen. Gewiß hat die Einführung der Gewerbe-freiheit im Jahre 1869 viel dazu beigetragen, ihm eine schnelle Entwicklung zu gestatten; ohne die überraschende Zunahme des Volkswohlstandes hätte jedoch eine so große Zahl von Theatern nicht entstehen können. Erleichtert wurde dieser Vorgang ferner durch die Zusammenballung der B e v ö l k e r u n g in s t ä d t i s c h e n M i t t e l p u n k t e n , insbesondere durch die Vermehrung der Großstädte.

Auch in anderen Ländern finden wir eine rege Entwicklung des Theaters, sobald dieser Prozeß der Urbanisierung und zugleich eine beträchtliche Zunahme des Volkswohlstandes zu beobachten war: namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in England.

In England haben beide Entwicklungsvorgänge schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eingesetzt. Der äußere Aufschwung des Theaterwesens ist daher ein staunen-erregender gewesen, nachdem etwa zwei Jahrhunderte lang sein Fortschritt fast völlig unterbunden worden war. Denn die Geschichte der englischen Bühne zeigt in der 2. Hälfte des 17. Jahr-

hundreds einen so bedenklichen Absturz, daß es sich seither ganz wohl noch immer nicht davon erholt hat. Zur Zeit der Königin Elisabeth bestanden in London 10—11 Theater, unter ihrem Nachfolger noch mehr. Als aber der Puritanismus sein Werk getan und das Theaterspiel ebenso wie den Besuch des Theaters als sündhaft hingestellt hatte, war die Zahl der Bühnen so zurückgegangen, daß unter der Regierung Karls II. nur noch zwei bestanden. Auch diese erschienen jedoch dem muckerhaften Geist jenes Zeitalters noch als zu viel, so daß man 1684 beide Gesellschaften verschmolz — obwohl gerade damals zum ersten Male Schauspielerinnen auftraten und obwohl sich unter den männlichen Schauspielern einige Genies (namentlich Hart und Betterton) befanden.

Wie es so zu gehen pflegt, hatte die erbitterte Feindschaft der puritanischen Kreise gegen das Theaterwesen nicht vermocht, die noch bestehenden Theater vor schwerem sittlichem Verfall zu schützen. Im Gegenteil hatte sich die Sittenlosigkeit im Theaterwesen während der Jahrzehnte, die auf die Revolution folgten, dermaßen eingebürgert, daß bedeutende Geschichtsschreiber meinen, man könne bei ihrer Schilderung »kaum in Übertreibung verfallen«. ¹⁾ Diese Sittenlosigkeit dauerte ohne wesentliche Milderung zwei Regierungen hindurch. Die Stücke waren von einer Art, daß wenige achtbare Damen es wagten, bei der Erstaufführung einer Komödie zu erscheinen; diejenigen, bei denen die Neugier das Zartgefühl überwog, erschienen maskiert. Diese Sitte bürgerte sich so ein, daß sie, wie sich leicht denken läßt, weitere Unsitten nach sich zog, so daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 18. mancherlei Flugschriften gegen die Sittenlosigkeit des Theaters erschienen. Die Folge war, da König Wilhelm sich mit dieser scharfen Kritik einverstanden erklärte, daß ein königlicher Befehl gegen die auf der Bühne eingerissenen Mißstände erlassen wurde, und daß der Aufseher über die Hoflustbarkeiten (der Master of the Revels), dem damals die Zensur der Theaterstücke oblag, mit großer Schärfe vorzugehen pflegte. Unter der Regierung der Königin Anna geschah ein weiterer wichtiger Schritt, indem man Masken den Eintritt in die Theater untersagte. Indessen wurden besondere Maskeraden nach wie vor

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 577.

gern gestattet, weil der Hof selbst sie ebenfalls schätzte. Belustigungen dieser Art waren im 18. Jahrhundert sehr beliebt und wurden z. B. von Georg I. eifrig begünstigt. Auf einer der berühmtesten Maskeraden war er in Verkleidung anwesend, während Miß Chudleigh, eine bekannte »Ehrendame«, allen »Personen von Schicklichkeitsgefühl ein Ärgernis gab, weil sie fast nackt als Iphigenia erschien«¹.) Nach dem Erdbeben von Lissabon 1775 wurden diese Maskeraden kurze Zeit hindurch unterdrückt, damit sie nicht ein ähnliches Strafgericht des Himmels auf London herabrufen sollten.

Man hielt damals in weiten Kreisen noch an der Anschauung fest, daß nicht nur die Stücke, die auf dem Theater gegeben wurden, Anlaß zu Ärgernis zu geben vermöchten, sondern daß schon die Thatsache des Bestehens von Theatern an sich anstößig sei. Sir John Barnard brachte 1735 im Unterhause den Zustand des Theaters zur Sprache, wobei er bitter darüber klagte, daß in London 6 Anstalten dieser Art beständen und daß sie die Quellen großer Verderbnis seien. Einer seiner Freunde unterstützte ihn, indem er darauf hinwies, »daß es ebenso überraschend wie schmachvoll sei, die große Verschlimmerung in der Sinnesart und den Neigungen der britischen Nation wahrzunehmen, die jetzt schlüpfrigen und leeren Zerstreungen in solchem Übermaße ergeben sei, daß London doppelt so viel Schauspielhäuser habe als Paris . . . , daß ganz Europa darüber erstaune, daß italienische Eunuchen und Damen feste Gehalte bezögen, die denen der Lords des Schatzes und der Richter von England gleichkämen.«²)

Nachfrage nach Stücken besserer Art war fast gar nicht vorhanden. Das, was gewöhnlich gegeben wurde, waren flache und sehr unfeine Lustspiele, oder bunte Schau- und Spektakelstücke mit Seiltänzern und Balletts. In den ernsteren Stücken herrschte »jene für die englische Bühne so charakteristische Vorliebe für Mord, die so lange und so unausgesetzt ein Gegenstand des Tadels von Seiten ausländischer Kritiker war.«³)

Jede Höherentwicklung der englischen Bühne wurde lange Zeit hindurch von dem Puritanismus unmöglich gemacht. Seine

¹) Lecky a. a. O. Band 1, S. 581.

²) Lecky a. a. O. Band 1, S. 579.

³) Zitiert nach Lecky a. a. O. Band 1, S. 581.

Tradition hatte mindestens ebensoviel wie die grobe Unsittlichkeit, die sich eine Zeit lang auf dem Theater eingebürgert hatte und die vielleicht auch ihrerseits durch den beständigen Hinweis auf dessen Sündhaftigkeit hervorgerufen war, zu seinem Sinken in der öffentlichen Meinung beigetragen, so daß eine Hebung nur allmählich und mühsam erreicht werden konnte. Im 18. Jahrhundert trug insbesondere der geniale Schauspieler G a r r i c k ungemein viel zur Veredelung des Theatergeschmackes und zur Erlösung seines Berufes von der Mißachtung bei, unter der er bis dahin zu leiden hatte. Es war keine vereinzelt dastehende Ansicht, wenn William Law in einer Abhandlung »Über die gänzliche Unzulässigkeit der Bühne« behauptete, daß »die Schauspielkunst der gottloseste und abscheulichste Erwerbszweig von der Welt sei, daß das Schauspielhaus nicht bloß, wenn ein besonders profanes Stück gegeben wird, sondern auch mit seinen täglichen gewöhnlichen Unterhaltungen so gewiß das Haus des Teufels sei, wie die Kirche das Haus Gottes, und daß, wer ins Theater gehe, eben so gewiß zum Triumph des Teufels gehe, als wenn er zu jenen Spielen des Altertums ginge, wo die Leute mordeten und Christen den wilden Tieren preisgaben.«¹⁾

Am schärfsten waren solche Ansichten in S c h o t t l a n d verbreitet. Dort hielten sie sich auch am längsten. Alle Versuche, die im Laufe des 18. Jahrhunderts von Männern wie Allan Ramsay gemacht wurden, den Geschmack am Drama zu fördern, scheiterten fast gänzlich. Selbst Jakob I. hatte ein Jahrhundert zuvor nicht vermocht, den Schauspielern in Schottland Duldung zu verschaffen; er war, bevor er den englischen Thron bestieg, über diese Frage mit den Puritanern in einen heftigen Konflikt geraten. Als im Jahre 1726 in Edinburgh ein Theater errichtet wurde, blieb es vielen Überfrommen ein Dorn im Auge und konnte sich daher lange Zeit hindurch nur sehr notdürftig halten. 1728 folgte Glasgow mit der Errichtung eines Theaters; auch hier erregte die öffentliche Gestattung von Theatervorstellungen das allergrößte Aufsehen und vielfaches Mißfallen.²⁾

Als in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die M e t h o - d i s t e n b e w e g u n g emporkam, zeigte sie sich ebenfalls

¹⁾ Zitiert nach Lecky a. a. O. Band 1, S. 588.

²⁾ Lecky a. a. O. Band 2, S. 92.

dem Theater ungemein feindlich. Wesley und die übrigen Führer der Bewegung verwarfen es unbedingt, ebenso selbst das Lesen von Theaterstücken. Wo die Methodisten irgendwelchen Einfluß auf die Behörden besaßen, suchten sie die Errichtung von Schauspielhäusern zu verhindern. Als sich einst bei der Aufführung des »Macbeth« im Drury Lane-Theater zu dem künstlichen Donner in der Hexenszene ein wirkliches Gewitter gesellte, scheint man dies für ein Gottesgericht gehalten zu haben. Einer der Methodistenführer eiferte in einer Flugschrift gegen das Theater, »das sich vermesse, Gottes Stimme in seinen Donnern und Blitzen nachzuäffen.«¹⁾

Diese Grundstimmung gegen das Theater hielt sich nach Überwindung des Puritanismus noch viele Jahrzehnte hindurch am Leben und äußerte sich zum Teil in den merkwürdigsten Erscheinungen und Sitten. Auch die Entwicklung des amerikanischen Theaters ist dadurch hintangehalten und ungünstig beeinflußt worden. Wenn bis heute in England wie in den Vereinigten Staaten das Theater sich nicht auf eine Entwicklungsstufe zu heben vermocht hat, die der übrigen Kulturhöhe dieser Völker entspricht, so ist der Grund wohl hauptsächlich in jener puritanischen Feindschaft gegen alles Theaterwesen überhaupt zu suchen. War es doch den Studenten in Oxford und Cambridge bis in die 70er und 80er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein nicht gestattet, Theateraufführungen zu veranstalten. Sie mußten erst einen harten Kampf mit den puritanischen Gewissensbedenken ihrer Vorgesetzten durchfechten, bevor endlich die Erlaubnis gegeben wurde.

*

Nun hat trotz alledem in England, dessen geistiges Leben noch vor wenigen Menschenaltern unter dem Zwange der Prüderie stand, wo es daher zahlreichen Menschen mindestens als unfein (unrespectable), wenn nicht als sündhaft erschien, das Theater zu besuchen, letzteres allmählich eine Ausbreitung gewonnen, die selbst über seinen Siegeslauf in Deutschland triumphiert hat. Wenigstens ist dies der Eindruck, den ich von der Entwicklung des Theaters in England gewonnen habe. Eine vergleichende Statistik ist mir leider nicht bekannt. Es

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 2, S. 635.

ist indessen Tatsache, daß Städte von etwa 30 000—60 000 Einwohnern in Deutschland häufig kein Theater besitzen, während sie in England fast stets ein solches aufweisen, falls nicht gar mehrere vorhanden sind.

Wenn man gar die Verhältnisse in London betrachtet, so findet man, daß sich hier namentlich in demjenigen Stadtteil, der als das Zentrum der Vergnügungen angesehen werden kann, die Theater förmlich zu Dutzenden zusammendrängen. Abend für Abend ergießt sich während der Wochentage aus allen Teilen der Stadt — mit alleiniger Ausnahme des Ostens — ein ununterbrochener Strom von Automobilen und Cabs nach Piccadilly, um Zehntausende von Besuchern und Besucherinnen in das Shaftesbury oder Globe-, in His Majesty's oder das Prince of Wales-Theater zu führen, in das Drury Lane, das St. James', das Garrick oder Daly's, das Duke of York oder das Haymarket Theater — und wie die unzähligen Bühnen dieses Stadtteiles noch heißen mögen. Zwischen 11 und $\frac{1}{2}$ 12 Uhr abends wälzt sich dann derselbe Strom zurück, soweit nicht vorher noch die umliegenden Restaurants aufgesucht werden. Ein geradezu lebensgefährlicher Automobilverkehr herrscht dann in diesen Straßen, während gleichzeitig der bei weitem überwiegende Teil der Theaterbesucher mit den Untergrundbahnen oder mit einem Motoromnibus oder zu Fuß wieder der Wohnung zustrebt. Wenn irgendwo auf der Welt eine wahre Theaterstadt im Entstehen begriffen oder eigentlich schon vorhanden ist, so gilt dies für die Umgegend von Piccadilly Circus in London.

Eine offizielle Statistik stellte schon für das Jahr 1899 für Großbritannien und Irland eine Zahl von mehr als 3000 Theatern und Singspielhallen fest, die zusammen 850 000 Köpfe Personal beschäftigten und Abend für Abend von mehr als 1 250 000 Personen besucht wurden. Allein in London gab es damals 581 Theater- und Singspielhallen, die 151 216 Personen beschäftigten. Der Durchschnittsbesuch überstieg in der Regel 500 000 Köpfe.

Auf das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Besucher und der der Angestellten, das in diesen Zahlen zum Ausdruck kommt, sei hier nur kurz hingewiesen. Es zeigt sich darin ein soziales Elend der Schauspieler und Angestellten, das man sich kaum schlimm genug vorstellen kann. Besondere Schärfe gewinnt es dadurch, daß fast alle Schauspieler nur für

einen Teil des Jahres Beschäftigung finden. In der Provinz geht diese vielfach kaum über 25 Wochen hinaus, eine Anstellung von 35 Wochen jährlich gilt als Höchstgrenze. Anfänger, die fast stets in der Provinz ihre Laufbahn beginnen, erhalten als Gage höchstens 40 M. wöchentlich, so daß sie im allgünstigsten Falle 1400 M. jährlich haben. Häufig genug werden indessen Mann und Frau zusammen für 35 M. wöchentlich engagiert. Folge oder Ursache dieses Systems — wahrscheinlich beides zusammen — ist die Tatsache, daß die Singspielhallen gegenüber den Theatern immer mehr Boden gewinnen. Ähnliche Verhältnisse kennen wir ja auch aus Deutschland und anderen »Kulturländern«.

Die Zahl der Schauspieler und Schauspielerinnen im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung von mehr als 10 Jahren stellte sich in England 1901 auf 1 : 2028. Das bedeutete innerhalb eines Jahrzehnts (1891—1901) eine Zunahme von 70,6%, innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte (1881—1901) sogar eine solche von 173,5%. Selbst in den Vereinigten Staaten, in denen das Anwachsen der Städte und damit die Entwicklungsmöglichkeit des Theaterwesens in denselben Jahrzehnten außerordentlich stark ausgeprägt waren, betrug die Zunahme von 1880 bis 1900 zwar 205,4%, in dem Jahrzehnt 1890—1900 indessen nur 51,1%.

Die große Beliebtheit der Theater in England wird deutlich durch ihre Verbreitung in den Industriestädten erwiesen. Nach den Angaben Shadwells hat in England »jede kleinste Industriestadt von 20 000 oder 30 000 Einwohnern (so wie Bilston im Black Country oder Fenton im Töpfereibezirk) ihr Theater, was in anderen Ländern nicht der Fall ist«. Was noch schlagender ist: sogar in Zeiten der Arbeitslosigkeit, der Streiks und des Hungers kann man sehen, wie sich die Menge vor den Eingängen der Theater und Singspielhallen drängt — nicht nur erwachsene oder jugendliche alleinstehende Arbeiter, auch verheiratete Paare mit ihren Säuglingen auf dem Arme. Shadwell stellt ausdrücklich fest, daß Arbeitslosigkeit wegen schlechten Geschäftsganges oder Arbeitsstreitigkeiten die Besucherzahl der Theater auch in den kleineren Industriestädten wenig zu berühren schienen.¹⁾ Er sagt wörtlich: »Ich erinnere mich, daß

¹⁾ A. a. O. S. 463.

gelegentlich eines längeren Streiks, der das Geschäftsleben einer Stadt von 60 000 Einwohnern völlig lahm legte, die beiden Theater niemals stockten. Es gab Unterstützungsfonds, Bitten um Unterstützung ergingen im ganzen Land, Gratisverteilungen aller Art an die hungernde Bevölkerung usw. Mitten drin kam eine Operettengesellschaft zum dritten Male mit demselben Stück in die Stadt und hatte bessere Einnahmen als je vorher. Im Winter 1904/05, als die Not der Arbeitslosen in West Ham so viel Aufsehen machte, füllten sich die Theater am Ort Abend für Abend mit einem Arbeiterpublikum.«

In Städten, deren Bevölkerung sich aus den Angehörigen der verschiedensten Klassen zusammensetzt, ist es zuweilen recht schwer, zu bestimmen, wie viele Besucher und Besucherinnen dem Arbeiterstande angehören. Denn so schmutzig sich der englische Arbeiter während der Arbeit trägt, so gentlemanlike versucht er doch bei solchen Gelegenheiten zu erscheinen. Er ist dann von kleinen Geschäftsangestellten oder Beamten nur zu unterscheiden, wenn man seine Hände betrachten kann. Indessen wird man kaum in der Annahme fehlgehen, daß sich unter den Besuchermassen auch der Theater im Londoner Piccadillybezirk, geschweige denn in den mehr an der Peripherie gelegenen Stadtteilen, zahlreiche Angehörige der ärmeren Volksschichten befinden. Sie mischen sich hier stark mit Angehörigen des unteren Mittelstandes, so großen Wert auch im übrigen die »middle class« darauf legt, ihre soziale Stellung zu betonen.

Es ist geradezu erstaunlich, welche Massen von weniger wohlhabenden Leuten Tag für Tag die Londoner Theater besuchen. Insbesondere gilt dies vom weiblichen Geschlecht. Zwar ist die Mehrzahl der Plätze in den meisten Theatern sehr teuer — man kann einen einigermaßen guten numerierten Sitzplatz nicht unter 4 M. erhalten — die Zahl der billigen Plätze insgesamt mag aber hinter der der teuren nicht allzu sehr zurückstehen. Auch ist zu bedenken, daß die teuren Plätze nicht immer ausverkauft sind, während es zu den Ausnahmen gehört, daß die billigen Plätze nicht sämtlich vergeben sind. Sowohl im Pit, der »Grube« des Theaters aus der Shakespearezeit), deren Plätze meist 2¹/₂ Shilling kosten, als auch auf der Galerie, die auf schmalen Sitzbänken vielfach Hunderte von Menschen auf-

zunehmen imstande ist und die man für 1 Shilling besuchen kann, drängt sich in den meisten Theatern eine dichte Menschenmenge. Die Theaterdiener sorgen dafür, daß nicht das kleinste Plätzchen freibleibt, und hinter den Sitzreihen pflegt noch eine erhebliche Anzahl von Menschen zu stehen. Während es auf den teuren Plätzen, auf den Rängen, auf denen man die Besucher in großer Gesellschaftstoilette sieht — die Herren meist im Smoking, die Damen tief ausgeschnitten, kunstvoll frisiert, mit Schmuck aller Art behangen, vielfach mit kostbaren Theaternänteln angetan — fast zum guten Ton zu gehören scheint, wie dies ja auch in Frankreich Mode ist, zu Beginn des Stückes noch nicht anwesend zu sein, sind die Pit- und Galeriebesucher schon bei der Eröffnung vollzählig da; wer zu spät kommt, ist sicherlich nur durch dringende Notwendigkeit dazu gezwungen worden.

Denn schon lange vor der Eröffnung drängt sich vor der Eingangstür zur Pit und vor der anderen zur Galerie eine dichte Menschenmenge. Nicht etwa erst eine halbe Stunde vor Beginn beginnen hier die Besucher sich zu sammeln, um einen möglichst guten Platz zu erhalten, sondern tatsächlich schon stundenlang zuvor. Fast vor jeder dieser Türen sieht man schon 2 oder 3 Stunden vorher ein paar jüngere oder ältere weibliche Wesen, die sich einen Feldstuhl mitgebracht haben und sich dort, mitten im Gewühl der Londoner Straßen, dicht an die Wand des Theatergebäudes gedrückt, häuslich niederlassen. Wer später kommt, muß sich hinten an die Menschenschlange anschließen, die immer mehr anwächst.

Die Schwierigkeit für jemand, der erst eine halbe Stunde vor der Eröffnung kommt, noch einen guten Platz zu erhalten, hat — insbesondere in London — in den letzten Jahren zu einer höchst merkwürdigen Erscheinung geführt. Schon vor 2 Jahrhunderten war es einmal üblich, einen Platz im Theater dadurch für sich zu reservieren, daß man einen Platzhalter hinschickte. Nur handelte es sich damals um die besten Plätze, da auch diese früher nicht numeriert zu sein pflegten. Die wohlhabenden Leute, die häufig noch nicht während der ersten Akte, sondern erst später ins Theater gingen, ließen sich bis dahin den Platz durch einen ihrer Diener freihalten. Auch damals führte dies zu Mißständen, die jedoch anderer Art waren. Denn wenn die Diener ihren Herren den Platz abtreten mußten, dachten

sie nicht daran, das Theater zu verlassen, pflegten sich vielmehr auf die Galerie zu begeben, zu der sie freien Einlaß beanspruchten. Dort stifteten sie häufig Unruhe und Unordnung, wie auch im übrigen damals häufig über das »wüste Geschrei und zügellose Treiben« geklagt wurde, das die Diener der Vornehmen vollführten. Infolgedessen wurde ihnen 1737 der Zutritt zu dem Drury Lane-Theater verboten. Sie rächten sich dafür durch einen wütenden Tumult, der selbst durch die Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin von Wales nicht unterdrückt werden konnte. Die Ordnung ließ sich erst wieder herstellen, nachdem etwa 25 Personen ernsthafte Verletzungen davongetragen hatten.¹⁾

Kleinere oder größere *Tumulte* haben sich in den englischen Theatern auch sonst nicht selten abgespielt. 1763 versuchte man, das System abzuschaffen, nach welchem der Eintritt in die Theater nach dem 3. Akt zum halben Preise gestattet war; ein System stufenweiser Bemessung des Preises, das heute noch in den chinesischen Theatern geübt wird, auf einer gewissen Stufe der Theaterentwicklung also wohl in jedem Lande vorkommt. Da man sich mit dieser neuen Bestimmung nicht befreunden mochte, wurden das Drury Lane-Theater und das von Covent Garden vollständig demoliert. Alle Sitze und Dekorationen wurden zerstört, der Pöbel versuchte sogar, die Pfeiler, auf denen die Galerie im Covent Garden Theater ruhte, umzuhauen. — Er konnte das alles ungestraft tun, da das Gesetz sich in jener Zeit in vielen Fällen als schwach erwies.²⁾

In den letzten Jahren hat sich ein anderer Mißstand in den englischen Theatern herausgebildet. Leute, die einen der unnummerierten Plätze zu erhalten wünschten und selbst nicht die Zeit hatten, sich stundenlang vor die Eingangstür zu stellen, kauften sich als *Platzhalter* irgendeinen Herumtreiber, wie sie auf den Londoner Straßen gerade auch im Piccadillyviertel stets zu finden sind. Diese, nicht mit Unrecht geradezu als »Tramps« (Strolche) bezeichnet, leben von ihrer Untätigkeit. Sie betteln, und sie erspähen jede Gelegenheit, wo sich ohne tatsächliche Arbeit Geld verdienen läßt. Wer abends in diesem Viertel ein Cab oder ein Automobil besteigen will, ist

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 611.

²⁾ Lecky a. a. O. Band 3, S. 141 f.

sicher, daß irgendein schmutziger Kerl vor ihm die Tür aufreißt und für diese Arbeit einen Zoll von mindestens 1 Penny erhebt; je nach der Vornehmheit der Kleidung beansprucht er auch mehr. Solche Gesellen wurden nun in die Menschenschlange eingeschoben, die auf die Öffnung der Theaterkassen warteten. Ursprünglich hatte man dazu die kleinen sauberen Messengerboys benutzt, dann war irgend jemand auf den Gedanken gekommen, daß man ja auch einen alten schmierigen Tramp dazu verwenden könnte — ja daß dadurch sogar noch die Möglichkeit geschaffen wurde, daß andere Leute, angeekelt von dem Schmutz und den Düften des Tramp, darauf verzichteten, vor der Kasse zu warten, so daß man nachher einen um so besseren Platz erhalten würde.

Das war jedoch nur der Anfang. Bald hatten die Tramps entdeckt, daß sie dieses Geschäft auch auf eigene Faust unternehmen könnten, ohne irgendeinen bestimmten Auftrag zu haben. Sie brauchten sich nur rechtzeitig in die Reihe der wartenden Menschen zu stellen, um alsdann mit aller Gemütlichkeit den Platz zu verkaufen, den sie dort einnahmen, bevor sie überhaupt an die Kasse gelangt waren. Die Sache lohnte sich, denn meist brachte dieses Geschäft einen Shilling oder wenigstens einen Sixpence (50 Pf.) ein.

Nun aber revoltierte das Publikum, dem dieses System höchst unangenehm wurde, sobald es sich nicht mehr auf Ausnahmen beschränkte. Die Theaterdirektoren sahen sich daher veranlaßt, entweder die Polizei auf diesen Mißstand aufmerksam zu machen, oder durch ihre eigenen Angestellten Mr. Weary Willie und Mr. Tired Tim — das sind so einige der typischen englischen Trampnamen — entfernen zu lassen, die man doch lieber in den Adelphi Arches oder bei der Nadel der Kleopatra oder an anderen sonst von ihnen bevorzugten Orten sah als vor den Kassen der Theater.

Das Übel war damit jedoch noch immer nicht beseitigt. Denn die pfiffigen Zeitungsjungen, die in den Abendstunden ihre Ware auf den Straßen ausbrüllen, hatten alle diese Vorgänge beobachtet und zogen nun ihrerseits Vorteil davon. Sie arbeiteten Hand in Hand miteinander, indem sie einige aus ihrer Mitte bestimmten, die sich rechtzeitig in die Reihen vor den Theaterkassen zu stellen hatten, während die übrigen sich in der Straße frei bewegten und dort einen schwunghaften Handel mit den durch ihre Kollegen eingenommenen Plätzen trieben.

Die Preise gingen zuweilen bis zu 2 Shilling für den Platz herauf — so daß man also für das Recht, als einer der ersten an die Kasse zu kommen und dort einen billigen unnummerierten Platz zu erhalten, schon vorher 2 M. zu zahlen hatte.

War ein solcher Platz in der Schlangenreihe erfolgreich verkauft, so wurde der Käufer von einer ganzen Bande von Zeitungsjungen an seine Stelle geleitet. Hier verstanden es diese betriebsamen Jünglinge häufig genug, bei dem Wechseln der Plätze unter großem Lärm eine solche Verwirrung anzurichten, daß an Stelle des einen ausscheidenden Platzhalters nicht nur der Käufer seines Platzes an Ort und Stelle kam, sondern gleichzeitig ein oder auch mehrere Zeitungsjungen. Natürlich hüteten sie sich, dies auszuführen, wenn der behäbige Policeman, der für die Ordnung in der Menschenschlange zu sorgen hatte, gerade zufällig hinsah. Sobald er aber den Rücken wendete, wußte man das Kunststück, für das man bald bemerkenswerte Übung entwickelte, geschickt durchzuführen.

Es wird aus diesen Gründen von den verschiedensten Seiten dringend empfohlen, daß die Theater auch ihre billigen Plätze numerieren und in den Vorverkauf geben sollten. Im Frühling 1911 wurde diese Forderung auch in der Presse — namentlich im »Daily Chronicle« — energisch erhoben. Gewiß wird das den Theaterverwaltungen mehr Arbeit machen, aber ein kleines Aufgeld würden die Käufer sicherlich gern zahlen, und die in den letzten Jahren vor den Kassen zutage getretenen Übel würden sich dadurch mindestens zum Teil beseitigen lassen. Vor allem würde dadurch größere Sicherheit für die Angehörigen der ärmeren Volksklassen, die das Theater besuchen wollen, geschaffen werden, ihren Wunsch erfüllt zu sehen — während sie gegenwärtig entweder überhaupt nicht mehr ins Theater kommen, weil ihre Arbeitszeit erst kurz vor dessen Anfang beendet ist, oder doch lange Zeit auf der Straße zu warten haben, ehe sie ans Ziel gelangen.

*

Sucht man die Frage zu beantworten, in welchem Maße das heutige englische Theater der literarischen Bildung der Besucher dient, so möchte man ein wenig mutlos werden. Denn die literarische Durchschnittshöhe der englischen Bühnen ist keineswegs bemerkenswert.

An hervorragenden Dramatikern zwar hat es im Lande Shakespeares nicht gefehlt. Aber die besten Dramatiker werden nicht gegeben. Man kann sich lange in England aufhalten, ohne Gelegenheit zu haben, ein Shakespearesches Stück zu sehen. Unter den vielen Dutzend Theaterdirektoren in London denkt die überwiegende Mehrzahl nicht im Traum daran, ein klassisches Stück aufzuführen. Vergleichen wir damit die Häufigkeit der Shakespeare-Aufführungen in Deutschland, so mögen wir daraus einigen Trost über den Tiefstand eines Teils unseres eigenen Theaterwesens schöpfen. Nach der Statistik der deutschen Shakespeare-Gesellschaft betrug die Zahl der Shakespeare-Aufführungen im Deutschen Reiche im Jahre 1876 400, im Jahre 1910 sogar 1220. Zieht man ferner in Betracht, daß unsere größten deutschen Dramatiker und Lustspieldichter nie völlig von der deutschen Bühne verschwinden, so mögen wir im Vergleich mit englischen und amerikanischen Zuständen noch einigermaßen zufrieden sein. Man versteht dann den Stoßseufzer des amerikanischen Geschichtsforschers Andrew D. White, der in seinen Lebenserinnerungen ausspricht, daß er für die Vereinigten Staaten gern drei Dinge aus Europa eingeführt sehen möchte: das deutsche Theater, das englische Kriminalverfahren und die Stadtverwaltung irgendeiner Nation mit Ausnahme Spaniens und der Türkei.

Tatsächlich kann man an das, was auf der englischen Bühne gegeben wird, meist einen künstlerischen Maßstab überhaupt nicht anlegen. Die Theaterdirektoren suchen im Interesse ihrer Kassen nur den Wünschen des Publikums gerecht zu werden. Dieses aber verlangt vor allem zwei Dinge: entweder recht viel Aufregung, oder statt dessen einen Einblick in das Leben der reichsten Bevölkerungskreise, wenn irgend möglich sogar beides zusammen — und zweitens unter allen Umständen einen guten Ausgang. Die ganze Entwicklung des Stückes mag darauf hinstreben, daß ein anderer als ein tragischer Schluß gar nicht möglich ist — tut nichts, es muß sich alles in Freude und Wohlgefallen auflösen. Die Besucher würden mit jedem Theater unzufrieden sein, das sie »mit einem üblen Geschmack im Munde« verlassen müßten. Hier kommt die ganze Sentimentalität, deren der Engländer fähig ist, zur Geltung. Auf dem Festlande wird er gewöhnlich als ganz kühler, geschäftsmäßig klarer, aller tieferen seelischen

Erregungen unfähiger Mensch betrachtet. Diese Ansicht ist grundfalsch. Denn wenn der Engländer auch äußerlich stets seine Ruhe zu bewahren sucht, wenn selbst in seinem Familienkreise Gefühlsausbrüche — sogar in Trauerfällen — verpönt sind, so ist er doch im Grunde genommen ungemein sentimental veranlagt. Nichts zeigt dies deutlicher als der melodramatische Charakter fast aller englischen Theateraufführungen. Sie müssen unter allen Umständen gut ausgehen. Möglichst viele Szenen sind rein melodramatisch aufgebaut, und alles Gefühlsmäßige wird durch die Mittel der Bühnentechnik und die begleitende Musik so stark wie möglich unterstrichen.

Ach ja, diese Musik! Alle rührenden, erhebenden und schrecklichen Momente des Stückes werden von ihr eingeleitet und begleitet. Ohne Orchester ist ein englisches Theater nicht denkbar. In den Zwischenakten zu spielen, ist der unwesentlichere Teil seiner Aufgabe. Vor allem hat es bei offenem Vorhang seine Melodien erklingen zu lassen — nicht beständig zwar, aber an allen Stellen, an denen das Herz des Zuschauers zu Butter erweicht werden soll. Das kommt in jedem Akte ein paarmal vor. Die Geigen- und Violoncellspieler brauchen den Dämpfer kaum noch abzunehmen; hier möchte man für dieses kleine Instrument nur noch die schöne Bezeichnung »Flennbock« gebrauchen.

Noch ein Grund kommt hinzu, um dem englischen Theater ein höheres künstlerisches Streben schwer zu machen: das Repertoire spielen ist so gut wie völlig abgeschafft. Insbesondere in den Großstädten haben sich die Theaterdirektoren im Interesse möglichst hoher Dividenden daran gewöhnt, ein und dasselbe Stück nicht nur wochenlang, auch nicht nur monatelang, vielmehr möglichst jahrelang hintereinander zu geben. Gelingt es einer Direktion, ein Stück bis zur 999. Aufführung zu bringen, so wird dieses Jubiläum pomphaft angekündigt. In den letzten Jahren erging es so z. B. mit dem wertlosen »Scarlet Pimpernell«. Aber man ist auch damit zufrieden, das Jahresjubiläum oder das Zweijahresjubiläum eines Stückes zu feiern. Geht es dagegen nur ein paar Monate über die Bühne, so wird es fast als Mißerfolg betrachtet. Den künstlerischen Nachteilen solcher beständigen Wiederholungen steht außer dem Vorteil, der sich für die Bequemlichkeit der Schau-

spieler ergibt, nur der einzige weitere gegenüber, daß in die Ausstattung erheblich mehr Geld hineingesteckt werden kann, als wenn der Spielplan häufig wechselt. Es fragt sich nur, ob man Wesen und Aufgabe des Theaters darin erblicken will, Ausstattungsstücke zu geben, oder künstlerisch-literarischen Zwecken zu dienen.

Daß die Ausstattung einzelner Stücke insbesondere in den großen Londoner Theatern ungeheure Summen kostet, erkennt auch das ungeübteste Auge. Es können daher zum Teil Bühnenbilder von überraschender Pracht und Wirksamkeit gestellt werden — wie z. B. in dem Märchenstück »Kismet«, das dem Kreise von 1001 Nacht entnommen ist; es wurde im Jahre 1911 im Londoner Garrick-Theater gegeben. Der ausgebildete historische Sinn des Engländers kommt solcher prächtigen Ausstattung und ihrer stilgerechten Durchführung sehr zugute. Wir wollen uns dankbar erinnern, daß unsere Meininger, die für die Wiederbelebung des deutschen Theaters im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts so viel getan haben, wichtige Anregungen für die Stellung von Bühnenbildern und für die Ausstattung namentlich historischer Stücke vom englischen Theater erhalten haben.

Größer als diese Vorzüge scheinen mir jedoch die Nachteile des englischen Theaterwesens zu sein. Vor allem werden Probleme kaum auf die Bühne gebracht. Das Publikum will sich belustigen und wünscht daher gar nicht, vor Fragen gestellt zu werden, die unser Innerstes aufwühlen und uns in Zweifel versetzen können, wie sie fast von jedem Problem aufgelöst werden. In der deutschen Bühnenproduktion spielen Probleme glücklicherweise einstweilen noch eine maßgebende Rolle. Ein echtes deutsches Stück kann man rein äußerlich häufig daran erkennen, daß es im letzten Akt eine oder mehrere Leichen gibt: insbesondere in historischen Stücken, meistens auch in Gesellschaftsdramen; früher wurde darin der Mord, in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr der Selbstmord bevorzugt. In England kann ein tragischer Ausgang fast als ausgeschlossen gelten. Selbst wenn die ganze Anlage des Stückes logisch gar keinen anderen Schluß zuläßt, wird dennoch aller Logik zum Hohn im letzten Akt alles zum Guten gewendet. Im Globe-Theater wurde im Frühling 1911 ein von einem Rechtsanwalt und Parlamentsmitglied verfaßtes Ehescheidungsstück gegeben,

in welchem im vorletzten Akt eine packende Ehescheidungs-Verhandlung vor Gericht vorgeführt wurde; ein anderer Schluß als die Scheidung war gar nicht möglich — allem gesunden Menschenverstand zum Trotz aber versöhnten sich die Ehegatten am Schluß des letzten Aktes, und das Publikum konnte beruhigt nach Hause gehen. Legt man den deutschen Maßstab an solche Stücke an, so glaubt man zuweilen allen Ernstes, dass mit dem vorletzten Akte alles beendet sei; will man dann nach Hause gehen, so muß man staunend entdecken, daß das Publikum ruhig sitzen bleibt, um noch den letzten Akt zu genießen, der aller Logik zuwider die Versöhnung und den guten Ausgang bringt. Es ist uns dann so, als wenn eine höhere Tochter auf ein tragisches Stück — sagen wir die »Räuber« — noch einen letzten kleinen Akt aufgepappt hätte, in welchem in der Gerichtsverhandlung gegen Karl Moor der Landesfürst erscheint und den Räuber gerührt in die Arme schließt, um ihn zu begnadigen, ihm gleichzeitig als Zeichen seiner Hochschätzung den Posten des Ministerpräsidenten übertragend

Stirbt in einem englischen Theaterstück ein Mensch, so muß damit eine außerordentliche Wirkung beabsichtigt sein. Dies gilt z. B. von dem Sensationsstück »Eines Engländers Heim«, das in den Jahren 1908 und 1909 in Großbritannien vielfach gegeben wurde und das man im April 1909 auch in Berlin zu geben versuchte. Am Schluß des 2. Aktes wird die beste Figur des Stückes, auf einem Tische stehend, erschossen. Im 3. Akte liegen mehrere Leichen in einem völlig zerstörten, lichterloh brennenden Hause. Das Ganze hatte den Zweck, die patriotischen Gefühle der Söhne Albions gegen die Möglichkeit der »Invasion« eines fremden Volkes zu erregen. Welches Volk dies sein sollte, war durchsichtig genug. Es war daher auch eine Taktlosigkeit sondergleichen, den Versuch zu machen, solchen Unsinn auf eine deutsche Bühne zu verpflanzen. Das Berliner Theaterpublikum hat dem Stück mit Recht schon bei seiner ersten Aufführung ein gründliches Ende bereitet, indem es mit vernichtendem Hohn dagegen Stellung nahm.

Sonst kommen Morde oder Selbstmorde eigentlich nur in Theatern vom Range des Drury Lane-Theaters in London vor, einer großen Ausstattungsbühne, die ihre Stücke mindestens 1 Jahr lang hintereinander zu geben sucht. Hier müssen sich stets die aufregendsten Ereignisse abspielen. Zuweilen ge-

schehen sie hinter der Bühne. Gern versucht man, um die Aufregung auf das äußerste anzustacheln, Massenunglücksfälle vorzuführen: etwa das Auflaufen eines Militärtransportschiffes, dessen Deck sich nach der Abfahrt aus dem Hafen auf und niederzubewegen beginnt, um die Fahrt des Schiffes anzuzeigen, und das dann, als es mit großem Knall auf das Felsenriff aufgefahren ist, zersplittert — selbstverständlich nicht ohne daß die Mannschaft zuvor auf Aufforderung ihrer Offiziere, den Tod im Auge, ein patriotisches Lied gesungen hätte.

Von solchen Ausnahmen abgesehen, die die stärkste Erregung in den Zuschauern auslösen sollen, geschieht keinem Menschen auf der englischen Bühne ein Leid. Während wir auf der deutschen Bühne glücklicherweise noch immer Stücke sehen können, die uns das Ringen und Streben eines bedeutenden Menschen, oder die tiefen Konflikte einer zwischen Neigung und Pflicht schwankenden Menschenseele, oder das leidenschaftliche Streben eines Volkes nach einem hohen politischen Ziele vor Augen führen, kann man in England fast nichts dieser Art beobachten. Zwar haben sich in den letzten Jahrzehnten Männer wie Oskar Wilde und der Ire Bernard Shaw, auch Jerome K. Jerome und andere bestrebt, das Theater ihres Landes zu heben — aber sie haben wenig Erfolg damit gehabt. Die amüsanten Lustspiele Bernard Shaws gibt man hier und da — obwohl er, soweit ich beobachten konnte, in England weit seltener gespielt wird als in Deutschland — aber man spielt sie meist nur, weil man darüber lachen kann, nicht ihres tieferen Gehaltes wegen. Ernste Bühnenstücke von literarischem Wert werden kaum gegeben.

Vielleicht kann man diese Erscheinung nicht ganz verstehen, ohne zu berücksichtigen, daß einige Kreise von besonders ernster Lebensauffassung in England dem Theater noch heute ablehnend gegenüberstehen. Die puritanische Scheu vor den Dingen dieser Welt ist im britischen Inselreich trotz der tiefgreifenden Stimmungsänderung der letzten Jahrzehnte, zu der vielleicht niemand mehr beigetragen hat als König Eduard VII. während und schon lange vor seiner Regierungszeit, noch immer in ausgeprägtem Maße vorhanden. Der Geistliche mancher kleineren Orte darf noch immer nicht wagen, sich im Theater sehen zu lassen. Er darf ein vortrefflicher Golfspieler und Angler, überhaupt ein großer Sportsmann vor dem Herrn sein — ja die

Gutsherrschaft erwartet dies fast von ihm; nimmt er sich aber heraus, ein Theater zu besuchen, das in seinem Orte ein Gastspiel gibt, so kann er sich gezwungen sehen, eine öffentliche Erklärung zu erlassen, daß er nicht glaube, durch den Besuch des Theaters etwas getan zu haben, was nicht achtbar (respectable) sei.¹⁾

Auf der anderen Seite kommt dem Theater eine Gegenströmung zustatten, die in dem englischen Nationalcharakter schon seit viel längerer Zeit als der Puritanismus festgewurzelt ist: der Sinn für Humor. Das »merry old England« hat sich in gewissen Charakterzügen des britischen Volkes bis in die Gegenwart erhalten. Alles, was humoristisch gefärbt ist, findet in der Seele des Engländers starken Anklang. Ein guter Witz ist ihm auf der Bühne fast noch lieber als die aufregendste Handlung. Es ist kennzeichnend, daß Trauerspiele von irgendwelcher literarischen Bedeutung in den letzten Jahrzehnten in England fast gar nicht — oder überhaupt nicht — geschrieben worden sind, daß dagegen eine ganze Anzahl vortrefflicher Lustspiele gedichtet wurde. Auch wer Bernard Shaws allgemeine Geistesrichtung nicht billigen mag, wird zugeben müssen: ein witziger Kopf ist er, und einige seiner Lustspiele sind literarisch ausgezeichnet. Das höhere Lustspiel findet auch heute noch eifrige Pflege. Unter den Dichtern, die sich ihm widmen, wären hauptsächlich zu nennen Pinero, der meines Wissens aus spanisch- oder portugiesisch-jüdischer Familie stammt, ferner Jerome K. Jerome, der auch in Deutschland — insbesondere durch seine humoristischen Erzählungen — bekannt geworden ist, und Henry Arthur Jones.

Mit Rücksicht auf den heiteren Grundcharakter mancher seiner Stücke gibt man zuweilen sogar Shakespeare; allerdings einen Shakespeare nach dem englischen Theatergeschmack der Jetztzeit. Ich muß gestehen, daß ich einigermaßen enttäuscht war, als ich den »Sommernachtstraum« in His Majesty's Theater sah. Der Direktor, Mr. Beerbohm-Tree,

¹⁾ Siehe einige bezeichnende Beispiele der puritanischen Ablehnung des Theaters im modernen England in einem Buche, das in vielen anderen Dingen in Rücksicht auf seine verkehrten Schlußfolgerungen nur mit Vorsicht aufzunehmen ist: Das kranke England von Dr. Curt Abel-Musgrave (Frankfurt a. M.: Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., 1909) S. 193 f.

bestrebt sich bekanntlich, aus diesem Theater eine Art Musterbühne zu machen. Man wird jedoch seinem Shakespeare nicht viel Geschmack abgewinnen können, wenn man den »Sommernachtstraum« schon auf deutschen Bühnen gesehen hat. Es ist eben unvermeidlich, daß der dichterische Gehalt des Stückes leidet, sobald man ein Ausstattungsstück daraus macht. Das englische Publikum allerdings war begeistert über die Sorgfalt und Kostspieligkeit, die man für die Ausstattung aufgewendet hatte. Da waren nicht nur Bäume vorhanden, sondern auf dem Rasen blühten echte Himmelschlüsselchen. Von Zeit zu Zeit hüpfen zwei Kaninchen einher. Wirkliches nasses Wasser plätscherte durch die Wiesen, und die Elfen und Elfchen sprangen tatsächlich hinein. Dann flogen sie wieder an dünnen Drahtseilen über die Bühne. Und das Ganze wurde durch Beleuchtungseffekte aller Art noch weiter »verschönert«. Nimmt man hinzu, daß Puck statt von einer Schauspielerin von einem Jungen gespielt wurde, der die rechte Grazie nicht entwickeln konnte und dessen geschminktes kleines Gesicht immer etwas von Angst zeigte, daß anderseits der Oberon unnötigerweise von einer Dame gespielt wurde — so wird man die Vorstellungen auf deutschen Bühnen, nicht nur die des Deutschen Theaters in Berlin, durchaus vorziehen.

Die Schicksale der Shakespeareschen Dramen auf dem englischen Theater zeigen deutlich, wann der literarische Geschmack der Nation sank und wann er sich wieder hob. Als Evelyn 1661 einer Vorstellung des »Hamlet« beigewohnt hatte, schrieb er, daß die alten Stücke diesem verfeinerten Zeitalter nicht mehr behagten. Einige Jahrzehnte später war Shakespeare in der Gunst des Publikums so gefallen, daß Dryden, der ihn verteidigte, nur schüchtern wagte, ihn Ben Jonson an die Seite oder wohl gar noch etwas höher zu stellen. Während eines kurzen Zeitraums nach der Restauration hielten sich die Shakespeareschen Dramen, dank dem vortrefflichen Spiel Harts und Bettertons, noch einigermaßen auf der Bühne — aber man war geneigt, sie für barbarisch oder geschmacklos zu halten. Ein Mann wie Pepys sprach sich auf das schärfste über fast alle Stücke Shakespeares aus; den »Sommernachtstraum« z. B. nannte er »das abgeschmackteste, lächerlichste Stück« und den »Othello« »ein elendes Ding«; nur dem »Macheth« räumte er den Rang »eines recht guten Stückes« ein.

So wurden allmählich die meisten und gerade die schönsten Stücke Shakespeares ganz von der Bühne verbannt. Diejenigen aber, die sich noch einiger Beliebtheit erfreuten, wurden umgearbeitet, unter anderem Namen gedruckt, auf die Norm französischer Korrektheit reduziert — oder durch Musik und Tanz «belebt»¹⁾. Auch der Puritanismus trug dazu bei, die Aufführung Shakespearescher Stücke unmöglich zu machen. Als Garrick, der hervorragendste englische Schauspieler des 18. Jahrhunderts, 1769 während des Shakespearejubiläums in Stratford on Avon spielte, soll ihn der große Haufe als einen Hexenmeister betrachtet haben, so daß man den heftigen Regen, der während des Festes fiel, der Rache des Himmels zuschrieb.²⁾

Gegenwärtig ist der Krebs Schaden des englischen Theaters darin zu sehen, daß sich die Zuschauer vor allen Dingen amüsieren wollen. Das kann man entweder durch die Vorführung aufregender Geschehnisse erzielen oder durch eine sogenannte glänzende Ausstattung, oder endlich, indem die Schauspieler karrierieren. Der Sache der Volksbildung dient das englische Theater in seiner gegenwärtigen Gestalt jedenfalls nur in geringem Maße.

*

So bedeutet es denn keinen weiten Schritt, wenn man von den Stücken der besseren englischen Theater zu dem Melodrama der weniger guten hinabsteigen will. Die englische Pantomime wurde 1717 von Rich erfunden und hat seither fast unangefochten große Beliebtheit bewahrt. Sie hat mit dem Melodrama mancherlei Verwandtschaft. Will man den Versuch machen, die Bedeutung des letzteren für die Volksbildung gerecht abzuschätzen, so wird man den rein ästhetischen Gesichtspunkten nicht ausschließliche Geltung zuschreiben dürfen. Man wird vielmehr der Ansicht eines der besten Kenner des englischen Volkslebens beipflichten müssen, der dem Melodrama in seiner älteren Gestalt einen ethisch bildenden Einfluß zuerkannt wissen will. Arthur Shadwell, selbst Engländer mit Leib und Seele, äußert sich darüber folgendermaßen: »Das Melodrama ist, wie ich glaube, England und Amerika eigen-

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 582.

²⁾ Ebenda S. 588.

tümlich, es war früher das einzige Genre, das den Arbeitern gefiel, und beeinflusste sie sehr stark. Die Idee ist immer dieselbe, nur die Ausführung variiert etwas. Es ist immer die Geschichte von der verfolgten Unschuld, die am Schlusse triumphiert, mit Sentimentalität und billiger Komik versetzt und mit einer Menge unmöglicher Zufälle ausgeschmückt. Dem feiner Empfindenden erscheint es unwahr und lächerlich, aber an den Empfindungen, die es auslöst und großzieht, ist nichts Unwahres oder Lächerliches. Diese sind aufrichtig, menschlich und gesund. Es ist eine gute ethische Schule, grobfädig, einfach und verständlich, die sich an die innersten und primitivsten Elemente in der menschlichen Natur wendet. Nur ein Tor, der sich einbildet, weise zu sein, verachtet etwas, das es in sich hat, die Menge zu packen. Das Melodrama ist durchaus nicht tot, aber es schwindet mehr und mehr vor dem Erscheinen einer Unterhaltungsform, die noch lächerlicher und absolut nicht gesund ist. Eine Operette kann brilliant, witzig und unschuldig sein, hat keinen sittlichen Wert und will auch keinen haben, aber sie verkürzt eine Stunde in angenehmer und erheiternder Weise, und das hat in einem öden Leben auch seinen Wert. Unglücklicherweise gehört Talent, wenn nicht Genie dazu, etwas dieser Art zu schaffen, und es ist viel leichter, eine Imitation zu liefern, die den Mangel an Witz oder geistigem Reiz durch allerhand Sinnenreize ersetzt. Der Text ist Blödsinn und die Musik leieriges Zeug, das ebenso wenig mit Musik zu tun hat wie die Reime mit Poesie. Die Verdrängung des Melodramas durch solches Zeug ist keine Verbesserung. Es scheint gleich beliebt in England und Amerika, und wenn ein Unterschied besteht, so ist es der, daß die Stücke, die aus Amerika kommen, noch um eine Schattierung langweiliger und dümmer sind, mit einem Stich ins Ordinäre.« —

Von den Variétébühnen (man nennt sie in England gewöhnlich Music Halls) ist nicht viel Gutes zu sagen. Ihre Vorführungen sind ohne jeden bildenden Wert, häufig sogar — insbesondere in der Provinz — recht roh. Sie werden von den Kreisen des Handelsstandes und von Arbeitern und ihren Frauen in Scharen besucht. Allzuhäufig werden auch Kinder dorthin mitgenommen.

Der Einfluß des besseren Theaters auf die großen Volksmassen wird wesentlich dadurch abgeschwächt, daß kein Theater am Sonntag spielen darf. Es bleibt vom sozialen Gesichtspunkt aus völlig unverständlich, wie der Engländer sich auch heute noch damit einverstanden erklären kann, daß aus rein puritanischen Gründen, wie sie vor einigen Jahrhunderten maßgebend waren, noch immer verboten wird, daß irgend ein Theater am Sonntag seine Pforten öffnet. Die Hunderttausende und Millionen von Menschen, denen die ganze Woche hindurch die Arbeit so reichlich zugemessen ist, daß sie erst spät abends nach Hause kommen, so daß sie ein Theater entweder überhaupt nicht rechtzeitig erreichen können oder doch erst hinkommen, wenn sie von der Tagesarbeit zu ermüdet sind, werden dadurch jeder Möglichkeit beraubt, die Bühne als Stätte der Erholung und Erhebung zu besuchen. Man sollte sich in England entschließen, einen Studienausschuß nach Deutschland zu entsenden, der über unsere billigen Sonntagnachmittags-Vorstellungen, insbesondere die Klassikeraufführungen, berichten müßte. Man würde sich dann überzeugen können, wie verkehrt die Aufrechterhaltung jenes alten Verbotes ist. Doppelt und dreifach unsinnig wirkt es, wenn man sieht, daß gleichzeitig den Kinematographentheatern erlaubt wird, auch Sonntags Vorstellungen zu geben, und daß die Kneipen, auch solche der schlimmsten Art, Sonntags geöffnet sind.

*

Mit dem Beifall pfl egt das englische Theater-Publikum nicht zu kargen. Der Grad der Aufregung oder der Rührung, die das Stück erzielt hat, läßt sich danach bemessen, wie oft der Vorhang wieder aufgezogen wird. Eine barbarische Sitte der Zuschauer besteht darin, jeden beliebten Schauspieler und jede gefeierte Schauspielerin, wenn sie zum erstenmale in dem Stück erscheinen, mit lautem Beifall zu begrüßen. Die Bühnendichter haben darauf Rücksicht zu nehmen: die betreffende Figur darf infolgedessen nicht etwa eilig die Bühne betreten, um sofort etwas zu sagen; sie muß vielmehr Zeit zu stummem Spiel haben, damit das Publikum sich austoben kann.

Andererseits steht der Schauspieler, der einen Bösewicht zu geben hat, zuweilen vor keiner angenehmen Aufgabe. In

Theatern, die ein besonders naives Publikum haben und die ihre Stücke darauf zuschneiden, indem sie sie rein schematisch gestalten, wird der Bösewicht nicht beklatscht, sondern ausgepiffen und verhöhnt. Im Drury Lane-Theater habe ich dies wiederholt mit angesehen — nicht nur bei offener Szene, sondern selbst nach dem Aktschluß, wenn die Schauspieler der Reihe nach vor dem Vorhang erscheinen. Da wird der Held beklatscht — der Bösewicht muß unter verächtlichem Lärm vor der Rampe vorbeipassieren. Man erzählt von einem englischen Schauspieler, der einen Bösewicht zu geben hatte, er habe eines schönen Tages auf der Straße von einem Handwerker eine schallende Ohrfeige erhalten, weil der Biedere die Bühnenfigur und ihren Träger nicht voneinander zu trennen vermochte.

Die Vortäuschung eines Sieges der Tugend ist in England eine alte Eigenschaft der Bretter, die die Welt bedeuten. Swift forderte sie 1709 in einem Aufsatz »A Project for the Advancement of Religion«, in welchem er die gesunkene Beschaffenheit des englischen Theaters zu den Hauptursachen der Verderbnis des Zeitalters zählt: »Es verlohnt sich zu beobachten, in welcher Weise unsere Autoren Gerechtigkeit üben, da sie immer die Tugend Strafe leiden und das Laster belohnt werden lassen; ganz im Widerspruch mit den Vorschriften der besten Kritiker sowie mit der Praxis dramatischer Dichter in allen Zeitaltern.«

Eine weitere Eigenschaft, die mit diesem niedrigen Stande des Geschmackes des englischen Theaterpublikums zusammenhängt und die in gewissem Grade noch heute zu beobachten ist, ist die Vorliebe für schwülstige Redensarten und für auffälliges und gemachtes Benehmen auf der Bühne. Voltaire fiel dies aufs stärkste auf. Er sagte in seinem Essay über die englische Dichtkunst: »Reden, die nach Pathos streben und von heftigen Geberden begleitet sind, würden in einer englischen Gemeinde Lachen erregen. Denn so sehr sie dort eine schwülstige Sprache und die leidenschaftliche Darstellung auf der Bühne lieben, ebenso sehr streben sie auf der Kanzel nach der schmucklosesten Einfachheit.« —

Alles in allem bietet das englische Theater, vom Standpunkte des Volksbildungswesens aus betrachtet, kein günstiges Bild dar. Die Bühnenkunst ist zwar popularisiert, aber nicht im guten Sinne. Sie ist unkünst-

lerischen Nebenzwecken preisgegeben. Der Zuschauer will etwas erleben, findet aber keine Gelegenheit, sein Inneres zu erheben oder zu läutern. Man möchte Rennpferde und Schiffsuntergänge auf der Bühne sehen, aber keine Probleme. Man will beobachten, wie die reichen Leute leben, aber man möchte nicht zum Zeugen tiefer seelischer Konflikte gemacht werden. England braucht dringend einen Bühnenreformatoren: einen Mann, der bereit wäre, nicht nur ein ganzes Vermögen für seine Aufgabe zu opfern, sondern auch seine volle Arbeitskraft einzusetzen und Enttäuschungen zu ertragen, die ihm anfänglich in schwerer Menge beschieden sein würden. Ohne Frage wäre es aber eine Aufgabe von höchster Bedeutung, das englische Bühnenwesen zu heben und der Sache der Volksbildung besser nutzbar zu machen. Muß Shakespeare für sein eigenes Volk weniger bedeuten als für fremde Nationen? Sollen sich die dichterischen Kräfte, die zweifellos in der englischen Literatur auch unserer Tage vorhanden sind und nach Betätigung streben, von der Kunstform des Dramas ängstlich fernhalten müssen? Soll endlich eines der kraftvollsten Mittel, die Seele eines ganzen Volkes zu beeinflussen und zu läutern, dauernd unbenutzt bleiben?

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß das Bedürfnis nach guten Bühnendarbietungen auch in England stark vorhanden ist und daß das Verständnis dafür weiter entwickelt werden könnte. Die Freude am Theater tritt selbst in Kreisen immer mehr hervor, die bisher puritanischen Anschauungen ergeben waren. Nimmt doch die Lust, Theater zu spielen, allenthalben in England in unverkennbarer Weise zu. Überall bürgern sich die sogenannten »Pageants« ein — Vorstellungen unter freiem Himmel, welche die Form der Pantomime mit der des gesprochenen Schauspiels verbinden.

Meist werden geschichtliche Ereignisse zur Darstellung gebracht. Selbst die Hochkirche hat dieses Mittel benutzt, um durch die Vorführung ihrer historischen Entwicklung größeres Interesse für ihre Sache zu erwecken. Bei mannigfachen geschichtlichen Gedenktagen oder bei wichtigen zeitgenössischen Ereignissen bilden die Pageants einen wichtigen Teil, nicht selten den wichtigsten. Als Kanada 1909 die Dreihundertjahrfeier seiner Besiedelung beging, fand eine großartige Vorführung dieser Art in Gegenwart der höchsten Würden-

träger und vieler Tausende von Zuschauern in Quebec statt. Zuweilen spielen mehrere tausend Personen bei solcher Aufführung mit. In Cardiff fand vor einigen Jahren ein Nationalfestspiel statt, das die Geschichte von Wales mit nicht weniger als 5000 Personen zur Darstellung bringen sollte. Ähnlich wurde in Bath die Geschichte dieser Stadt von der Römerzeit an bis zum Besuche der Königin Charlotte 1817 durch ein Festspiel dargestellt, an dem 2000 Personen mitwirkten. Solche Vorstellungen tragen zur Anregung und Vertiefung der historischen Bildung ungemein viel bei und scheinen in England immer beliebter zu werden. Man sollte glauben, daß es Erfolg versprechen müßte, von hier aus einen Versuch zu machen, um das Theater auch in England einer seiner vornehmsten Aufgaben wiederzugeben: der Aufgabe, den Zuschauern ein Stück Leben vorzuführen und ihnen zu zeigen, von welchen Regungen das menschliche Herz geleitet oder zerrissen werden kann.

4. Kapitel.

Kirchliche Bestrebungen.

Wie im Mittelalter, so bot noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Kirche in England vielen Tausenden durch ihre Predigten und ihren Gottesdienst das einzige Mittel der Belehrung dar. Das Schulwesen war unentwickelt; insbesondere die niederen Schulen waren in den Anfängen stecken geblieben — falls nicht gar eine Rückbildung eingetreten war. Vor allem war die Kirche damals noch die natürliche Führerin des Landadels und der Bauern; und das bedeutete in einem Lande, welches noch fast ausschließlich Agrarstaat war und nur sehr wenig größere Städte aufwies, daß die Kirche in den wichtigsten Klassen der Bevölkerung über den entscheidenden Einfluß gebot. Auch in den übrigen Gesellschaftsschichten war ihr Einfluß nicht gering.

Ja, man kann vielleicht sagen, daß die Kirche in England damals größeren Einfluß besaß als in den meisten Teilen Deutschlands. Selbst für die Gegenwart kann noch Ähnliches gelten, wenigstens wenn man die nichtkatholischen Gebiete im Auge hat. Dafür sind keineswegs nur religiöse Gründe maßgebend. Vielmehr hält der Engländer gewisse Forderungen der Kirche — namentlich in bezug auf das äußere Verhalten ihrer Anhänger — aus gesellschaftlichen Gründen für selbstverständlich. Höher als der innere Wert der Frömmigkeit steht ihm zuweilen die äußere »Achtbarkeit (respectability)«, die nach weit verbreiteter Anschauung nur durch wiederholten (zwei- oder dreimaligen) Kirchenbesuch an jedem Sonntag, durch die Enthaltung von Kartenspiel und anderen weltlichen Vergnügungen an diesem Tage des Herrn, und durch ähnliche äußere Gebräuche erzielt werden kann.

In einem Volke, das von solchen Anschauungen durchdrungen ist — und dies galt gegen Ende des 17. Jahrhunderts fast für ganz England —, hatte die Geistlichkeit leichtes Spiel, bestimmte Forderungen durchzusetzen, auch wenn diese sich von dem Geiste der Religion der Liebe, die man doch öffentlich bekannte, himmelweit entfernten. Infolgedessen waren mit der äußeren Frömmigkeit zahlreiche Handlungen äußerster U n d u l d s a m k e i t verbunden. Die Stellung z. B., in die man alle Katholiken Irlands (d. h. die große Mehrzahl der dortigen Bevölkerung) durch gewisse Gesetze hineinzwang, kann nicht anders denn als im höchsten Maße unwürdig bezeichnet werden. Ähnliche Bestimmungen gab man auch für England selbst und für Schottland.

Nicht selten wirkten solche Gesetze, die keinen anderen Zweck hatten als den, einer anderen Religionsgemeinschaft das Lebenslicht auszublase, auf das V o l k s b i l d u n g s - w e s e n hinüber. Von einer in religiöser Beziehung unparteiischen Haltung konnte daher auf diesem wichtigen Kulturgebiet damals nicht die Rede sein.

In Irland hatte man mit staatlicher Unterstützung die C h a r t e r S c h o o l s geschaffen, die im Sinne der englischen Staatskirche tätig sein sollten. Die katholische Bevölkerung des Landes warf ihnen nicht mit Unrecht vor, daß sie Fanganstalten für katholische Kinder seien, um sie dem Glauben ihrer Eltern abtrünnig zu machen. In England versuchte man ganz ähnlich gegen die Dissenters vorzugehen. So wurde im Jahre 1714 das S c h i s m a - G e s e t z eingebracht, das dazu bestimmt war, ihre Seminare zu vernichten und sie der Möglichkeit zu berauben, ihre Kinder in ihrer eigenen religiösen Überzeugung zu erziehen. Diese Maßregel, die eine der tyrannischsten im ganzen 18. Jahrhundert darstellt, erhielt, wie Lecky hervorhebt, ein b e s o n d e r s s c h m a c h v o l l e s A u s s e h e n dadurch, daß diejenigen, die den Hauptanteil an ihrer Durchbringung hatten, »nicht einmal durch religiöse Wahnfrömmigkeit entschuldigt werden können. Bolingbroke, der sie im Oberhaus, und Windham, der sie im Haus der Gemeinen einbrachte, waren beide Männer von den laxesten Ansichten und der laxesten Moral . . .«¹⁾.

1) Lecky a. a. O. Band 1, S. 102.

Die Bestimmungen dieses Gesetzes, das trotz anfänglichen Widerstandes des Oberhauses angenommen wurde, zeigen einen empörenden Geist der Unduldsamkeit z. B. in der Verfügung, daß niemand bei Strafe von drei Monaten Gefängnis irgendeine Schule halten oder auch nur als Lehrer oder Lehrgehilfe tätig sein dürfe, falls er nicht eine Erlaubnis vom Bischof erhalte, sich zur Beobachtung der anglikanischen Liturgie verpflichtete und im Laufe des letzten Jahres in einer anglikanischen Kirche das Abendmahl genommen hätte; wurde solch ein Lehrer im Gottesdienst irgendeiner anderen Religionsgemeinschaft betroffen, so verfiel er sofort einer dreimonatigen Gefängnisstrafe und wurde lebenslänglich unfähig, als Lehrer oder Hofmeister tätig zu sein.

Die Dissenters hatten verlangt, gegen dieses Gesetz durch einen Anwalt in ihrer Vertretung gehört zu werden; die Petition wurde verworfen. Da man die Behauptung ausgesprengt hatte, es seien viele Kinder von Kirchenmännern in nonkonformistische Schulen gelockt worden, so wurde im Oberhause von Halifax beantragt, die Dissenters sollten Erlaubnis haben, Schulen zur ausschließlichen Erziehung von Kindern ihres eigenen Glaubens zu unterhalten; der Antrag wurde abgewiesen. Nur wenige Milderungsbestimmungen wurden von der Whigpartei, die im Oberhause herrschte, eingefügt: so z. B. die, daß den Dissenters gestattet sein solle, Schullehrerinnen zu haben, bei denen ihre Kinder lesen lernten; ferner, daß das Gesetz sich nicht auf Personen erstrecken solle, welche die Jugend nur in irgendeiner mechanischen Geschicklichkeit, in einem auf Navigation bezüglichen Zweige der Mathematik oder im Lesen, Schreiben oder Rechnen unterrichteten; endlich, daß Hofmeister in den Häusern des hohen Adels von der Notwendigkeit, sich eine bischöfliche Erlaubnis zu verschaffen, befreit sein sollten. Lecky nennt dieses Schisma-Gesetz eine »abscheuliche Akte«, die mehr als zur Genüge die Gefahr zeige, der die Religionsfreiheit in den letzten Jahren der Königin Anna ausgesetzt war.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts trat allmählich eine Milderung dieses Geistes kirchlicher Unduldsamkeit ein. Indessen wurde wieder eine Verschlechterung durch den Methodismus und andere schwärmerische Volksbewegungen erzielt, die in seiner zweiten Hälfte über das Land hinfluteten. Erst am Ende des Jahrhunderts beginnt, wohl unter dem Einflusse der alle Lebensverhältnisse umstürzenden

industriellen Revolution, ein anderer Geist einzuziehen. Und wenn nun auch trotzdem mancherlei Maßnahmen zur Hebung des Volksbildungswesens, die um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert getroffen wurden, in stark kirchlichem Sinne gehalten waren, so tritt doch im Laufe des letzten Jahrhunderts die Beschränkung auf eine bestimmte religiöse Richtung mehr und mehr zurück, um das Volksbildungswesen nicht unnötig zu hemmen.

*

Manche der frühesten Anstalten für Volksbildung, die im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geschaffen wurden, sind auf religiöser Grundlage entstanden; im Grunde gehen sie auf gewisse Bestrebungen am Ende des 17. Jahrhunderts zurück¹⁾. Bevor der Staat vom Jahre 1870 an durchgreifende Gesetze zur Hebung des Volksschulwesens schuf, haben kirchliche Bestrebungen der verschiedensten Bekenntnisse und Richtungen viel zu der Entstehung mancher wichtigen Volksbildungseinrichtung beigetragen. Dies gilt von den Sonntagsschulen für Erwachsene, aber es hat auch Geltung für die christlich-soziale Bewegung, der das englische Volksbildungswesen starke Antriebe verdankt. So sind die Arbeiter-Kollegs (Working Men's Colleges), in sehr viel geringerem Grade auch die Bestrebungen der Volksheime (Social Settlements) ursprünglich von reformatorischen Richtungen ausgegangen, die sich, durchtränkt mit religiösem Geiste, dem Volksbildungswesen zuwandten.

Dies trifft auch für eine eigenartige Richtung innerhalb der anglikanischen Kirche zu, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa gleichzeitig mit der christlich-sozialen Bewegung emporkam. Sie verdankt ihre Entstehung dem Domherrn Pusey von dem Domkapitel in Oxford. Er hat in streng hochkirchlichem Geiste die Kirche zuerst wieder als Schützerin der »Armen« gepredigt und den Dienern der Kirche das entsagungsvolle Leben der Heiligen des Mittelalters als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt. In rein orthodoxem Sinne verneinte Pusey die Selbständigkeit des Einzelnen, während die Christlich-Sozialen — an ihrer Spitze Maurice, der einer Dissenterfamilie entstammte — das Recht und die Selbstbestimmung des erwachsenen Christen in Glaubens-

¹⁾ Siehe die Ausführungen des 1. Kapitels von Band 1, S. 9 ff.

sachen, ja seine Pflicht betonten, nur nach dem eigenen Gewissen zu entscheiden. Von diesem Standpunkte aus mußte man die Möglichkeit verschiedener Glaubensanschauungen zugeben und die Einheit nicht sowohl in ihnen als auf dem Gebiete der Wirkungen des Glaubens suchen, also in jenem inneren Umschwung, der von dem Christentum als »Wiedergeburt« bezeichnet wird. Pusey dagegen sah die Menschheit als unmündig an; die Kirche, »die Mutter unser aller«, müsse sie leiten, wie es das Bibelwort »Weide meine Lämmer!« andeute. Die sichtbare Kirche, die gewissermaßen die Vertreterin Gottes auf Erden sei, habe daher die Verpflichtung, ihre Geistlichen zu einem Leben besonderer Heiligkeit zu veranlassen. Puseys Anhänger besaßen daher eine gewisse Neigung zur Askese, zur Ehelosigkeit der Priester und zum mittelalterlichen Mönchtum — wie sie sich überhaupt der römisch-katholischen Kirche nahe verwandt fühlten. Einer ihrer Führer war der später allgemein bekannte römisch-katholische Kardinal Newman, dessen Übertritt das größte Aufsehen erregte.

Pusey und seinen Anhängern standen also die jenseitigen Interessen der Menschheit im Vordergrund des Interesses, während die Verhältnisse der Gegenwart, des Staates und der Gesellschaft demgegenüber nur untergeordnete Bedeutung besaßen. Schulze-Gaevernitz meint mit Recht: »Soziale Reform kann nicht auf dem Programm einer Kirche stehen, welche in der Abwendung von der Welt das höchste Ziel des Menschen erblickt«¹⁾. Dennoch hat die Pusey-Bewegung mancherlei bedeutungsvolle soziale Wirkung hervorgebracht.

Denn zunächst rief sie den besitzenden und gebildeten Klassen ihre Pflichten gegen die Armen wieder ins Gedächtnis. Pusey und seine Schüler haben in konservativen Kreisen unter den Reichen und Mächtigen Anhänger gefunden und haben hier auf das segensreichste gewirkt, während Maurice und die Christlich-Sozialen für die Mehrzahl der Konservativen im Verdacht des Radikalismus standen; versuchte man doch in gewissen Kreisen, sie zu boykottieren.

¹⁾ Ich stütze mich für die Darlegungen der von Pusey hervorgerufenen Bewegung auf das vortreffliche Buch von Schulze-Gaevernitz: Zum sozialen Frieden. Eine Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im 19. Jahrhundert. (Leipzig: Duncker & Humblot, 1890.) Band 1, S. 380 f.

Ferner hat die Puseysche Bewegung durch ihre Forderung eines besonders heiligen Lebens der Geistlichen mächtig dazu beigetragen, die Staatskirche wieder zum Bewußtsein ihrer sozialen Pflichten zu bringen. Sie lernte nun wieder, daß sie nicht nur ein Institut zur Erhaltung der bestehenden Ordnung sei. Ein Leben der Selbstaufopferung, der selbstgewählten Heiligkeit, der anspruchslosen Lebensführung und der Beschäftigung mit den Ärmsten unter den Armen ist erst wieder durch Pusey in die Geistlichkeit der Staatskirche eingedrungen. Viele seiner Anhänger gehörten den angesehensten Familien des Landes an, nicht selten waren es jüngere Söhne des Adels; und doch waren sie es, die sich zuerst in die Verbrecherhöhlen Londons, in die Slums, überhaupt in die am tiefsten gesunkenen Schichten der Bevölkerung hineinwagten — während die Christlich-Sozialen ihre Hauptanstrengungen auf die weitere Hebung der hochstehendsten Teile der Arbeiterschaft richteten.

Einer jener Hochkirchenmänner, die ein Leben voll unbeschreiblicher Selbstaufopferung führten, um den Allerärmsten zu helfen, war Charles L o w d e r (1820—1880). In Oxford war er unter den Einfluß Puseys und Newmans geraten, vorübergehend hatte er in Frankreich ein katholisches Priesterseminar besucht. Im Alter von 36 Jahren trat er sein geistliches Amt in einem der elendesten Teile Londons an. Sein Vorgänger hatte es nur als Pfründe benutzt, so daß er während sieben Jahren nur einmal in seiner Kirche erschienen war und sich im übrigen durch einen unfähigen Kuraten hatte vertreten lassen. In unmittelbarer Nähe der Docks herrschten hier schreckliche Zustände. Lowders Arbeitsbezirk umfaßte 753 Häuser — unter denen sich 40 Schenken und 154 verrufene Häuser befanden. 300 bis 400 Kinder lebten auf und von der Straße in einer moralisch geradezu fürchterlichen Umgebung. Hier Wandel zu schaffen, erschien fast als aussichtslos. Viele Kinder und Männer seines Bezirks hatten, wie er erzählt, bis dahin niemals etwas von Religion gehört. Lesen und Schreiben waren unbekannte Künste. So richtete er denn Abendschulen ein, begründete Arbeiterklubs und Knabenvereine, schuf Sonntagsschulen und versuchte auch in der Gemeindeverwaltung bessernd einzuwirken. Der Haß der Machthaber der bestehenden Zustände war ihm infolgedessen gewiß. Die gottesdienstlichen Versammlungen, die er nicht selten unter freiem

Himmel an den Toren der Docks abhielt, wurden häufig von seinen Gegnern gewaltsam unterbrochen, und er und die ihn unterstützenden Geistlichen und Laien mußten des öfteren die athletischen Künste zu Hilfe nehmen, die sie in Oxford geübt hatten, um sich ihrer Angreifer zu erwehren. Einmal entging Lowder nur mit knapper Not der Todesgefahr, da ihn seine Feinde bereits ergriffen hatten, um ihn von einer Brücke in das Bassin der Docks hinabzuwerfen. Aber die staunenswerte Energie, mit der er seinem Ziele treu blieb, half ihm über alle diese Schwierigkeiten hinweg. Namentlich als er 1866 während der Cholera furchtlos auch die Stellen der größten Gefahr aufsuchte, um überall helfend und tröstend bei der Hand zu sein, erwarb er sich eine treue Anhängerschaft, so daß sich die Zustände seiner Gemeinde allmählich, wenn auch nur langsam, besserten.

Die Pusey- Bewegung konnte ihrer ganzen Wesensrichtung gemäß dem Volksbildungswesen nur gelegentlich Beachtung schenken. Während die Christlich-Sozialen in ihm eines der Hauptmittel zur Förderung und Hebung der Arbeiterklasse sahen, bedienten sich die Puseyisten der Schaffung von Volksbildungseinrichtungen nur als Notbehelf, und zu den großen Bewegungen, die auf diesem Gebiet im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden, hatten sie keinerlei Beziehungen.

*

In gewissem Sinne, wenn auch nicht in ganz dem gleichen Maße, gilt dies auch von den »Christlichen Vereinen junger Männer«.

Diese Vereine haben der Volksbildung mancherlei Dienste geleistet. Die »Young Men's Christian Association«, die nach dem englischen Abkürzungsbrauch selten anders denn als Y. M. C. A. bezeichnet wird, ist 1844 von George Williams zum Zwecke der Förderung des Betens und Bibellesens unter den jungen Leuten der Großstadt, insbesondere der Ladenangestellten, begründet worden. Er tat sich mit mehreren Bekannten zusammen, um eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Zweck es sein sollte, junge Leute dazu zu veranlassen, »das Königreich des Erlösers unter ihrer Umgebung auszubreiten«. Die Gesellschaft hatte drei Ziele: Kameradschaft, gemeinschaftliches Gebet, und das Studium der Bibel. Sie breitete sich rasch aus, und da George Williams es verstand, auch einflußreiche Leute

für sein Unternehmen zu gewinnen und insbesondere Lord Shaftesbury dafür zu begeistern, so sprang die Mitgliederzahl von einem Tausend zum andern. Als 1851 die erste Weltausstellung in London stattfand, versuchte man, Besucher aus allen Teilen der Welt für den Verein zu interessieren, und hatte damit großen Erfolg. So wurde im selben Jahre der »Amerikanische Verein christlicher junger Männer« begründet, der sich fast noch schneller entwickelte als der englische.

In London mußte die Y. M. C. A. von einem Gebäude ins andere ziehen, weil sich immer bald der Zeitpunkt einstellte, wo das frühere Gebäude zu klein wurde. Auch gegenwärtig hat der Verein wieder ein neues riesenhaftes Gebäude (ganz in der Nähe des Britischen Museums, zwischen diesem und Tottenham Court Road) hergestellt. 1894 konnte man in England die 50jahrfeier begehen, zu der Abgesandte aus allen Teilen der Welt eintrafen. Die Bewegung hat sich über fast alle christlichen Völker verbreitet¹⁾.

Nach den Satzungen des Gesamtverbandes der christlichen Vereine junger Männer kann jeder junge Mann von gutem, moralischem Charakter, der die christlichen Grundsätze des Vereins anerkennt, »angeschlossen« werden. Dagegen kann als »Mitglied« nur aufgenommen werden, wer von einem anderen Mitglied vorgeschlagen wird, das ausdrücklich versichern muß, daß der Vorgeschlagene »bekehrt« ist. Ja, der christliche Verein junger Männer ist nicht nur christlich, sondern in England auch hochkirchlich gesinnt. Sein Ausschuß besteht fast ganz aus Bischöfen und Geistlichen der Hochkirche und aus solchen Angehörigen des Hochadels, die ihr nahestehen.

Andererseits sind die weitergehenden Zwecke des Vereins z. B. in den Worten seines berühmtesten Gönners, des Grafen Shaftesbury ausgedrückt, der meinte: »Ich habe immer die Jünglingsvereine und die verwandten Vereine in allen Teilen des Vereinigten Königreichs und Amerikas als großartige Stätten der Zuflucht (grand cities of refuge) betrachtet, als Plätze, wo junge Leute, die aus der Entfernung kommen und dem Einfluß der Eltern und des Familienlebens entrückt sind, Unterkunft finden können, wo sie den Weg des Heils kennen lernen und Mut und Zutrauen gewinnen, um darauf zu wandeln«²⁾.

¹⁾ Sadler a. a. O. S. 50 f.

²⁾ Schulze-Gaevernitz a. a. O. Band 1, S. 387 ff.

In einem der größten Säle des inneren London, der am »Strand« gelegenen Exeter Hall, hat der Y. M. C. A. jahrelang seine Hauptwirksamkeit für London entfaltet — in unmittelbarer Nachbarschaft von Theatern, Variétés, Spielhöhlen und Sitzen des Lasters. Neben der religiösen Wirksamkeit, deren Kern das tägliche Mittagsgebet, das Bibellesen in mehreren Sprachen, die religiösen Ansprachen in größerem und kleinerem Kreise sind, um »junge Seelen den Stricken des Versuchers zu entreißen«, hat der Verein sich auch das Ziel gesteckt, jungen Leuten Heim und Familie zu ersetzen. Deshalb wird auf gesellige Veranstaltungen großes Gewicht gelegt. Den Mitgliedern stehen ein Lesezimmer und eine Bibliothek zur Verfügung, ferner Unterhaltungszimmer und Speiseräume, in denen zu sehr geringen Preisen Mittags- und Abendtisch verabreicht wird. Auch finden von Zeit zu Zeit große Gesellschaftsabende statt, die zuweilen von dem Verein, häufig auch von Privatleuten zu seinen Gunsten veranstaltet werden. Religiöse Bewegungen dieser Art können in England immer sicher sein, in den Kreisen der Wohlhabenden und Reichen viel Anklang zu finden. So werden die Mitglieder denn zuweilen von solchen Gönnern zum Tee oder zum Abendessen nach Exeter Hall oder in andere Versammlungsräume eingeladen, wobei durch Musikvorträge und Ansprachen für Unterhaltung gesorgt wird. — Übrigens wird auch das körperliche Wohl nicht vernachlässigt. Es bestehen innerhalb des Y. M. C. A. Turnvereine und Turnhallen, ferner Rudervereine und selbstverständlich Klubs für die beliebtesten englischen Nationalspiele: Fußball und Cricket.

Der Unterricht, insbesondere der in weltlichen Fächern, tritt bei dem englischen Y. M. C. A. nicht in den Vordergrund — wenigstens nicht im Vergleich zu den Leistungen, die die amerikanischen Brudervereine aufweisen. Ich habe in Amerika wiederholt den nicht religiösen Veranstaltungen dortiger Vereine christlicher junger Männer beigewohnt, die zum Teil in umfangreichen eigenen Gebäuden untergebracht sind, und habe mich überzeugt, daß dort die Unterrichtszwecke neben den religiösen nicht zu kurz kommen. In England stehen die ersteren doch wohl mehr im Hintergrund. —

Unter den mannigfachen Sekten haben die Quäker dem Volksbildungswesen von jeher die lebhafteste Aufmerksamkeit geschenkt. Schon ihr Gründer, C. Fox, hat den »Freunden« die Erziehung der Jugend warm ans Herz gelegt. Als die Masse des Volkes ohne Unterricht aufwachsen mußte, bestanden vielfach Quäkerschulen, die sich keiner geringen Berühmtheit erfreuten. Es war für die Quäker um so wichtiger, ihre Mitglieder zu einer gewissen Bildung emporzuführen, als sie keinerlei geistliches Amt anerkennen, vielmehr in ihren religiösen Zusammenkünften jedermann zu Worte kommen lassen, der sich getrieben fühlt, etwas zu sagen. Auch auf mannigfachen anderen Gebieten haben die Quäker der Kultur die Wege geebnet: sie haben zuerst ein nationales System der Gesundheitspflege gefordert und ebenso ein planmäßiges Krankenhauswesen; sie waren auch die Vorkämpfer einer Reform des Strafvollzugs, da sie die Gefängnisse ihrer Zeit als Verbrecherschulen verurteilten. Des weiteren haben sie schon im Jahre 1710 für die Mitglieder ihrer Sekte Bestimmungen über die Armenfürsorge getroffen, die »den Gedanken des Unterstützungswohnsitzes vorweg nahmen.« Sie verbanden ferner damit eine über das ganze Land organisierte Arbeitsvermittlung.¹⁾ Ihre Leistungen für das Volksbildungswesen sind neben diesen sozialpolitischen Bestrebungen die bemerkenswertesten. Es ist kein Zufall, daß der erste angelsächsische Staat, der die allgemeine Schulpflicht einführte, der Quäkerstaat Pennsylvania war, der sie nicht nur durch Gesetz, sondern durch einen Artikel der Verfassung festlegte.

*

Die wichtigsten kirchlichen Bestrebungen auf dem Gebiete des Volksbildungswesens, die sich bis in die Gegenwart hinein erhalten haben, sind die Sonntagsschulen und die daraus hervorgegangenen Adult Schools (Schulen für Erwachsene). Ihre Entwicklung sei daher hier kurz geschildert.

¹⁾ Siehe Professor Dr. G. von Schulze-Gaevernitz: *Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts.* (Leipzig: Duncker & Humblot, 1906) S. 61 f.

Die Sonntagsschulen.

Eine der frühesten Volksbildungseinrichtungen der neueren Zeit hat sich aus der alten Gewohnheit der Kirche entwickelt, jung und alt im Katechismus und in den Glaubensartikeln zu unterrichten. Der 59. Kanon der anglikanischen Staatskirche, der im Jahre 1603 aufgestellt wurde, fordert von jedem Pfarrer oder Kuraten, jeden Sonntag oder Feiertag vor dem Abendgebet eine halbe Stunde lang oder länger die Jungen und Unwissenden der Gemeinde in den Zehn Geboten, den Glaubensartikeln und dem Vaterunser (Lord's Prayer) zu prüfen und zu unterrichten und sie im Katechismus und im Gebetbuch zu unterweisen; Väter und Mütter sollten ihre Kinder nicht nur veranlassen, zu der genannten Zeit in die Kirche zu gehen und »gehorsam zu lauschen und sich von dem Geistlichen unterweisen zu lassen, bis sie den Katechismus gelernt haben«, es wurden auch alle Meister unter eine gleiche Verpflichtung für ihre Lehrlinge gestellt.

Die 1698 begründete »Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnisse« (»Society for the Promotion of Christian Knowledge«), im Englischen häufig unter der Abkürzung S. P. C. K. genannt, schuf zwischen den Jahren 1698 und 1750 Wohltätigkeits-Schulen (Charity Schools) in großer Zahl. Sie scheinen ausdrücklich für Kinder im Alter von 7 bis 12 Jahren bestimmt gewesen zu sein. Indessen empfahl die S. P. C. K. die Begründung und Unterhaltung von Abendschulen für Erwachsene schon in einem Zirkularbrief vom 20. Dezember 1711¹⁾.

In Wales hatte Griffith Jones aus Llanddowror 1730 begonnen, Wohltätigkeits- oder Wanderschulen (Charity oder Circulating Schools) zu gründen. Sie spielen in der Geschichte der Volksbildung für jenen Landesteil eine große Rolle. Griffith Jones, der schon 17 Jahre der S. P. C. K. als korrespondierendes Mitglied angehörte und in ihrem Sinne zu wirken suchte, ließ zu seinen Wanderschulen Eltern ebenso zu wie Kinder. Sein ausgesprochener Zweck war, »sowohl die

¹⁾ Aus »The History of the S. P. C. K.« (Verlag Allen & MacClure) S. 143 zitiert nach Sadler a. a. O. S. 14. Siehe im übrigen Band 1 des vorliegenden Buches, Kapitel 1, S. 8 ff.

jungen wie die alten unwissenden Leute zu unterrichten«. Als Ziel verfolgten diese Schulen, ihre Schüler so weit zu bringen, daß sie die Bibel in welscher Sprache lesen konnten. Sie führten den Namen Wanderschulen, weil der Lehrer so lange an einem bestimmten Platze blieb, bis eine gewisse Zahl von Leuten das Lesen erlernt hatte, um dann zum selben Zwecke in einen anderen Ort zu gehen. Die S. P. C. K. unterstützte diese Schulen durch Schenkungen von Bibeln und anderen Büchern. Es nahmen Menschen aller Altersklassen teil. Zuweilen kam es vor, daß arme Familien während der Monate unterstützt wurden, während deren sie die Schule besuchten. Griffith Jones starb 1761. Während der letzten 30 Jahre seines Lebens hatte er im ganzen 3495 Wanderschulen begründet oder begründen helfen, in denen insgesamt mehr als 158 000 Menschen das Lesen lernten. Die Abendschulen für Erwachsene wurden doppelt so stark besucht als die Tageschulen, aber auch in den Tageschulen waren die Erwachsenen in der Mehrzahl: nicht weniger als zwei Drittel ihrer Schüler gehörten dazu. Die wallisischen Sonntagsschulen standen in enger Verbindung mit der religiösen »Erweckungs«-Bewegung, die sich vom Jahre 1735 an über das Land ausbreitete.

In Gloucester wurde 1780 durch die Bemühungen von Robert Raikes und Thomas Stock eine Reihe von Sonntagsschulen begründet. Sie waren hauptsächlich für Kinder bestimmt. Andererseits war z. B. eine Sonntagsschule für Bibellesen und Unterricht in den weltlichen Künsten des Schreibens und Rechnens, die in Nottingham (1798) begründet wurde, wieder für Erwachsene bestimmt. Sie wurde in einem Zimmer abgehalten, das der »Methodist New Connexion« gehörte. — Auch in Wales ging die Bewegung weiter. Eine große Zahl von Schulen für Erwachsene (Adult Schools) wurde vom Jahre 1785 an von Thomas John Charles aus Bala begründet, der seine Bemühungen bis zu seinem Tode (1814) fortsetzte. Sein Ziel war, »Sabbath- und Abendschulen für das Wohl derer zu begründen, die zu stark beschäftigt oder zu arm sind, um aus den Tageschulen Vorteil ziehen zu können.« Eine weitere Förderung erhielt die Bewegung dadurch, daß die Bibel-Gesellschaft (siehe S. 156), die 1804 begründet worden war, die selbstverständliche Beobachtung machte, daß viele armen Leute die Bibeln, die man ihnen schenkte, nicht lesen konnten. In Wales blieb die Bewegung besonders stark; zeitweise stand fast die ganze Bevölkerung auf ihren

Listen¹⁾. Ein Unterscheidungsmerkmal der wallisischen Sonntagschulen von den englischen hat immer darin bestanden, daß in jenen die Verhältniszahl der Erwachsenen besonders groß war, während sich England wenigstens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hauptsächlich auf die Heranziehung von Kindern beschränkte.

1803 wurde eine »Sunday School Union« ins Leben gerufen. Die Staatskirche begründete 1844 »The Church of England Sunday School Institute«. Die Methodisten ihrerseits schufen 1874 die »Wesleyan Sunday School Union«. Auch die »Sunday School Association« und die »Society of Friends First-Day School Association« wären zu nennen.

Der starke Besuch, den die Sonntagsschulen Jahrzehnte hindurch erzielt haben, hat an die kirchlichen Organisationen, die für sie zu sorgen hatten, große Anforderungen gestellt. So mußte z. B. die anglikanische Staatskirche lange Zeit hindurch etwa 200 000 Lehrkräfte zur Verfügung halten, die an jedem Sonn- und Feiertag völlig unentgeltlich Sonntagsschulunterricht zu übernehmen gewillt waren. Um sie entsprechend anzuleiten, ist 1844 das schon genannte Institut begründet worden, das eine umfangreiche Literatur geschaffen hat. Es gibt drei Zeitschriften heraus, stellt Befähigungsscheine aus, veranstaltet Kurse für Sonntagsschullehrer und hat ein Bibelmuseum eingerichtet. Zu dem gleichen Zwecke haben die Diözesan-Verwaltungen die Organisierung der Sonntagsschulen erstrebt, um für einheitliches Vorgehen und tüchtige Leistungen Sorge zu tragen. Von Zeit zu Zeit veranstalten die Sonntagsschulen in London und in anderen Großstädten Feste, bei denen nicht selten 20 000 bis 70 000 Kinder zusammenkommen, die zu Fuß herbeimarschieren, im Freien lagern, sich an Gesang und Spiel erfreuen und einige Ansprachen mit anhören²⁾.

Sowohl nach der Länge ihrer Geschichte als nach dem Umfang der von ihr berührten Kreise hat also die Sonntagsschulbewegung eine große Rolle im englischen Volksbildungswesen gespielt. Den tiefsten Einfluß hat sie vielleicht in Wales geübt. Noch zu Beginn des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts sollen von der Kinderbevölkerung in England und Wales etwa 6 Mil-

¹⁾ Sadler a. a. O. S. 13—17.

²⁾ Schulze-Gaevernitz: Zum sozialen Frieden. Band 1, S. 392.

tionen Köpfe in den Sonntagsschulen unterrichtet worden sein — d. h. die größere Mehrzahl aller Kinder¹⁾.

*

Die Schulen für Erwachsene (Adult Schools).

Die erste Schule für Erwachsene (Adult School) wurde in Nottingham 1798 von Singleton Fox begründet. Sie war ursprünglich nur für den Unterricht von Arbeiterinnen bestimmt, doch fügte man bald eine Klasse für Männer hinzu. Diese Schule besteht noch heute — während alle anderen ähnlichen Anstalten, soweit sie vor dem Jahre 1845 begründet wurden, in der Zwischenzeit wieder zugrunde gegangen sind.

Die nächste Schule wurde 1812 in Bristol begründet. Ihre Entstehung geht auf das Erstaunen der Angehörigen der »Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft (British and Foreign Bible Society)«, die 1804 begründet worden war, zurück, eine große Zahl von armen Leuten zu finden, die überhaupt nicht lesen konnten. Man lenkte die Aufmerksamkeit der Bibel-Hilfsgesellschaft in Bristol im Jahre 1812 auf diese Tatsache. Die Folge war, daß ein Mitglied, William Smith, im bürgerlichen Leben Portier, mit Hilfe eines Kaufmanns, Stephen Prust, zwei Schulen für den Unterricht Erwachsener einrichtete. Bald darnach wurde dort eine Gesellschaft begründet, die den Titel führte »Institut für den Unterricht erwachsener Personen im Lesen der Heiligen Schrift (Institution for Instructing Adult Persons to read the Holy Scriptures)«. An den Schulen für Erwachsene in Bristol beteiligte sich auch eine Anzahl von Mitgliedern der »Society of Friends«, also der Quäker.

Bald dehnte sich die Bewegung auch auf andere Teile des Landes aus. Insbesondere faßte sie in Plymouth, London, Yarmouth und Sheffield Fuß. 1813 wurde eine Schule für Erwachsene in Brighton begründet. Im Jahre darauf traten nicht weniger als 57 solcher Schulen in Buckingham und Berkshire ins Leben. Wieder ein Jahr später wurde eine solche in Ipswich eröffnet, dann in York und Leeds, 1818 in Edgbaston.

¹⁾ Schulze-Gaevernitz berichtet, daß ihm die betreffende Statistik, die man fast für etwas unwahrscheinlich halten möchte, von dem früheren Unterrichtsminister Mundella als annähernd genau bezeichnet worden sei (a. a. O. S. 391).

Die große Mehrzahl dieser Schulen bestand aus Bibelklassen für Erwachsene auf sektenfreier (undenominational) Grundlage. Als Beispiel sei erwähnt, daß die Schule in Birmingham (in Severn Street), die, im Oktober 1845 für junge Burschen über 14 Jahre eröffnet, von 6 bis 8 Uhr Sonntag abends offen war (im Sommer erst von ½8 Uhr abends an) und auch von vielen Männern besucht wurde, folgende Zeiteinteilung hatte: zuerst wurde eine Stunde lang geschrieben, dann las einer der Schüler und ein Lehrer ein Kapitel laut vor, die verbleibende Zeit wurde zum Bibellesen und zum Lesen, zum Buchstabieren und zu Fragestellungen durch den Lehrer verwendet.

Alle jene früheren Schulen sind bis auf die in Nottingham nach einiger Zeit wieder zugrunde gegangen. Gehalten hat sich ferner die 1845 begründete, soeben erwähnte Schule in Birmingham, deren Lehrer ursprünglich nicht davon erbaut waren, daß auch erwachsene Männer den Unterricht besuchen wollten. Indessen wurde diese unkluge ablehnende Haltung bald überwunden, und Birmingham wurde einer der Mittelpunkte der Bewegung. Die »Society of Friends« und die 1847 begründete »Friends First-Day Schools Association« waren dafür tätig. Seit 1873 ist die Zahl der erwachsenen Schüler verhältnismäßig größer gewesen als die der in kindlichem oder jugendlichem Alter stehenden.

1871 erlitt die Ausbreitung der Schulen für Erwachsene einen Rückschlag — wohl infolge des 1870 erlassenen ersten allgemeinen Volksschulgesetzes. Indessen hat sie von 1874 an wieder lebhaften Aufschwung genommen. 1906 bestanden in England 1 200 Adult Schools — darunter 850 für Männer und 360 für Frauen. In Yorkshire wurden 100 neue Schulen dieser Art begründet. Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder betrug 1906 82 600, unter denen kennzeichnenderweise 60 000 Männer und 20 000 Frauen, aber nur 2 600 »Juniors« waren. Am 1. Januar 1909 belief sich die Zahl der vorhandenen Adult Schools auf 1662 — darunter 1102 für Männer und 560 für Frauen. 1908 sind nicht weniger als 220 neue Schulen eröffnet worden, von denen 120 für Männer und 100 für Frauen bestimmt waren. Die Zahl der Mitglieder betrug 1909 insgesamt mehr als 110 000.

Die Atmosphäre dieser Schulen ist eine religiöse, doch sind sie nicht mit einer bestimmten Religionsgemeinschaft verknüpft; falls man nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit der Quäkerbewegung in ihnen sehen will. Denn ganz wie

in den Quäkerversammlungen hat hier jeder das Recht, seine Meinung zu äußern — ja nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, wenn der Geist über ihn kommt. Auch daß sie sich mit weltlichen Gegenständen ernsthaft und eifrig beschäftigen, entspricht ganz dem vernünftigen Sinn, der die Quäker von jeher in den meisten Dingen ausgezeichnet hat. Als letztes Ziel dieser Schulen wird bezeichnet, »den sozialen Geist zu stärken, indem man die Menschen für das freie Studium der tieferen Probleme des Lebens zusammenbringt, die in Beziehung auf das Ideal der Menschenliebe angesehen werden, das ihnen in der Heiligen Schrift vorgezeichnet ist«.

Seit dem Jahre 1899 sind die verschiedenen Adult School-Vereine in dem »National Council of Adult Schools Associations« zusammengefaßt. Dieser Gesamtausschuß gibt ein Verzeichnis aller seiner Schulen heraus, veröffentlicht ferner eine Zeitschrift »One and All«, sorgt für das Erscheinen entsprechender Literatur und versucht auf alle Weise die Bewegung zu fördern.

Adult Schools findet man heute allenthalben in England — sowohl in den Großstädten wie in kleineren Städten und in Dörfern. Auch in den Vorstädten und in den übelsten und verkommensten Teilen der Großstädte, den Slums, fehlen sie nicht. Man benutzt als Unterrichtsraum Klassenzimmer, die von den verschiedenen Schulbehörden oder von Kooperativ-Genossenschaften, von Kirchengemeinden oder von irgend welchen Vereinen zur Verfügung gestellt werden; im Notfalle werden die Zusammenkünfte in Werkstätten abgehalten. Gewöhnlich kommt man in den Männerschulen um $\frac{1}{2}$ 8, 8, $\frac{1}{2}$ 9 oder 9 Uhr am Sonntag morgen zusammen — während die Frauenschulen ihre Zusammenkünfte an den Sonntagnachmittagen oder an einigen Wochenabenden abhalten. Einige Schulen haben passende Räume gemietet, die sie an jedem Abend in der Woche für den Zweck freundschaftlicher Zusammenkünfte und Spiele, zuweilen auch zur Abhaltung von Unterrichtsklassen oder Diskussionsabenden, öffnen.

Bemerkenswert ist in den letzten Jahren die Entwicklung der Bewegung in Leicestershire gewesen. Dort nimmt bereits ungefähr ein Zwanzigstel der erwachsenen Bevölkerung, in einigen Dörfern sogar eine noch höhere Verhältniszahl teil.

Bei jeder Sonntags-Zusammenkunft gehört die erste halbe Stunde dem allgemeinen Unterricht: da wird diktiert, Unterricht im Schreiben erteilt, oder es werden kurze Vorträge

über Geschichte, Naturwissenschaft oder Geographie gehalten. Dann folgt Bibellesen oder Religionsunterricht. In manchen Schulen für Erwachsene wird die Diskussion ermutigt, in anderen wieder wünscht man sie nicht. Die geselligen Zwecke der Bewegung haben z. B. in Leicestershire dazu geführt, daß Vereine für Chorgesang in Verbindung mit einigen der Schulen gebildet worden sind. Daß auch Cricket und Fußball unter den Mitgliedern gespielt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Endlich sei mitgeteilt, daß auch Blumenausstellungen von einigen Adult Schools veranstaltet werden, und daß sie zuweilen für Sommerwanderungen und Erholungen zu sorgen bemüht sind.

Wie es scheint, geht die Entwicklung der »Schulen für Erwachsene«, die in den letzten Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung genommen haben, darauf hin, ihren weltlichen Unterricht systematischer zu gestalten und auf ihn besonderes Gewicht zu legen. Die Zusammenfassung der einzelnen Anstalten in dem erwähnten Gesamtausschuß hat viel dazu beigetragen. Letzterer hat z. B. 1908 selbst 29 Lecture Schools (Vortrags-Schulen) eingerichtet, deren Unterricht stets an das Wochenende gelegt wurde, um die Teilnahme möglichst vielen, die an der Bewegung interessiert sind, zu ermöglichen. Auch hat der Gesamtausschuß für die Auswahl besonders befähigter Vortragender (Lecturers) gesorgt und diese in verschiedene Schulgruppen entsandt. Entwickelt sich die Bewegung weiter so, wie dies jetzt den Anschein hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die »Schulen für Erwachsene« in Zukunft eine nicht unerhebliche Rolle in dem Volksbildungswesen für die weniger wohlhabenden Volksklassen spielen.

5. Kapitel.

Sonntagsheiligung und Volksbildung.

Es ist ein eigen Ding um den englischen Sonntag. Viele Engländer halten ihn für eine zweckmäßige Einrichtung, wengleich sie gewöhnt sind, Ausländern gegenüber mit einer Miene leiser Entschuldigung davon zu reden. Der Fremde aber findet diese Art, einen Tag in der Woche der furchtbarsten Langeweile auszuliefern, unausstehlich. Wenn der Sonntag einer echten und tiefen Frömmigkeit gewidmet würde, so wäre dies zu verstehen; jede Kritik müßte davor schweigen. Die Art und Weise aber, wie der Brite und der zufällig anwesende Nichtengländer infolge der herrschenden Gesetze und Anschauungen dazu verdammt wird, jeden 7. Tag in der Woche in Verhältnissen zu verbringen, die vielfach zu einem kaum zu überbietenden Stumpfsinn führen, kann nicht wohl durch Gründe der Vernunft oder der Moral gerechtfertigt werden.

Fast alle auswärtigen Beobachter Englands sind sich darüber einig. Taine schreibt z. B. in seinen feinsinnigen Aufzeichnungen über England: »Immer wieder steigt mir die Frage auf: Was beginnen sie in müßigen Stunden, z. B. am Sonntag? Klub und bisweilen Portwein. — F . . . hatte in dem seinen einen Nachbar, welcher im Lesezimmer ein großes Glas Wein trank, einschlief, nach einer halben Stunde ein zweites Glas trank, wiederum einschlief und so fort, und das immer ohne ein Wort zu sprechen.«¹⁾

Wie reimt sich dieses merkwürdige Verhalten mit all dem zusammen, was wir von dem »merry old England« wissen?

¹⁾ Taine: Aufzeichnungen über England. Deutsch. Jena: Diederichs, 1906. S. 21.

Die fröhliche Grundstimmung, die das englische Leben in früheren Jahrhunderten durchdrang, ist nicht zuletzt durch die übertriebene, ja man möchte sagen sinnlose Heiligung des Sonntags zerstört worden, die infolge der Herrschaft der Puritaner im 17. Jahrhundert aufkam. Bis dahin hatte es nicht als Sünde gegolten, irgendeine unschuldige Lebensäußerung am Sonntag von sich zu geben, auch ohne daß man sie in einen Bibelspruch einwickelte. Als es aber den Puritanern gelungen war, das gesamte geistige und gesellige Leben Englands in ihren eisernen Bann zu schlagen, wurde jede noch so unschuldige Fröhlichkeit, ja selbst jedes Gefühl der Lebensfreude aus dem »Tage des Herrn« verdammt. Und nicht nur aus dem Sonntag — vielmehr zum großen Teil aus dem Leben überhaupt. Das starre, freudlose Gesicht, das so manche Dinge in England noch heute ohne jede Not zeigen, ist diesen Einflüssen zuzuschreiben.

Wie eisern die Fesseln waren, in die jene puritanische Sonntagsheiligung das Leben aller Gesellschaftskreise geschlagen hatte, zeigen deutlich die Klagen über große und zunehmende Nichtachtung des Sonntags, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts von kirchlicher Seite erhoben wurden. Zumal in den höheren Klassen hatte man sich von der Pflicht, den Sonntag in den starren Formen zu heiligen, die sich nun einmal eingebürgert hatten, allmählich ein klein wenig freier gemacht. Durch ein Gesetz Karls II. war allen Mietskutschen untersagt worden, ihr Gewerbe am Sonntag zu betreiben. 1693 erhielten von den 700 Londoner Mietskutschen 175 die Erlaubnis, am Sonntag auf den Straßen zu erscheinen. Dies erregte nicht nur das lebhafteste Mißfallen der Königin, sondern auch erbitterte Kritik in den Mittelklassen, in denen der Sonntag — ganz besonders unter den Dissenters — nach wie vor mit aller Strenge gefeiert wurde. Defoe, der sich gern zum Sprachrohr der Dissenters machte, erklärte infolgedessen, daß jene Erlaubnis für 175 der Londoner Mietskutschen, ihr Gewerbe auch am Sonntag auszuüben, der »schlimmste Makel« der Regierung des Königs Wilhelm sei. Noch bitterere Klage führte er gegen Ende der Regierung der Königin Anna darüber, daß nun »alle Kutscher, die Lust haben, am Sabbat fahren dürfen«.

Indessen wurde die Sonntagsheiligung noch so streng gehalten, daß es dem Kanzler Harcourt zustoßen konnte, als er eines Sonntags während des Gottesdienstes durch Abingdon

fuhr, von einem Polizisten angehalten zu werden, ohne daß dieser auf seinen hohen Rang Rücksicht nahm. Daß sich nun gar Landkutschen oder Lastwagen am Sonntag hätten sehen lassen, gehörte zu den Dingen der Unmöglichkeit. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam dies auf; Bischof Watson erwähnt in einem Briefe an Wilberforce vom Jahre 1800, daß sich dieses Übel namentlich in den letzten 30 Jahren eingebürgert habe. Es steht zweifellos mit dem schnellen Wachstum der Industriestädte in Verbindung, deren Verkehrsbedürfnisse sich rasch entwickelten.

Als im Jahre 1757 in Folge drohender Kriegsgefahr die Miliz organisiert wurde, schlug die Regierung vor, um das Einexerzieren zu beschleunigen und doch die Privatgeschäfte der Freiwilligen möglichst wenig zu stören, daß die Übungen am Sonntag stattfinden sollten. Von den Bischöfen wurde keine Opposition gemacht — aber wieder waren es die Dissenters, unter denen sich ein solcher Unwille gegen diese Maßregel zeigte, daß sie alsbald aufgegeben werden mußte. Um diese Zeit bildeten sich auch Vereine von Kaufleuten zu dem Zweck, alle Bäcker, die sich am Sonntag des Backens oder des Verkaufens von Brot schuldig machten, zur Anzeige zu bringen. Seither waren Gesellschaften, die sich das Ziel der »Reformierung der Sitten« setzten, keine Seltenheit. Schon in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts hatten sich solche Vereine gebildet und Einfluß erlangt. Bald hatten sie sich in verschiedene Gruppen geteilt, die sich mit der Auffindung und Unterdrückung übelberufener Häuser, mit der gerichtlichen Verfolgung von Fluchenden, Trunkenbolden und Sabbatbrechern befaßten. In dem 40. Jahresbericht der »Gesellschaft für die Reformierung der Sitten« wurde 1735 festgestellt, daß die Zahl der gerichtlichen Verfolgungen wegen Liederlichkeit und Gottlosigkeit in London und Westminster allein seit Gründung der Gesellschaft sich auf 99 380 gestellt habe.

Unter den höheren Klassen scheint der Sonntag im Laufe des 18. Jahrhunderts sein religiöses Gepräge allmählich eingebüßt zu haben. Die Klagen der Geistlichkeit darüber werden allgemein. Erzbischof Secker meinte: »Die vornehme Welt, besonders aber dasjenige Geschlecht, welches sich das meiste Wissen zuschreibt, hat die Beobachtung des Tages des Herrn fast ganz hintangesetzt . . . und wenn sie, um Ärgernis zu vermeiden,

bisweilen geruhen, dem Gottesdienste auf dem Lande anzuwohnen, so tun sie das in der Stadt selten oder nie.« Die Regierung hielt Sitzungen und Dinners mit Vorliebe am Sonntag ab. In den besten Gesellschaftsschichten wurden Kartenpartieen am Sonntag beliebte Unterhaltungen. Vor allem war der Einfluß des Hofes unter Georg I. und Georg II. einer strengen Sonntagsheiligung nicht günstig. Lady Huntingdon weigerte sich, ihre Tochter Ehrendame werden zu lassen, weil bei Hofe am Sonntag Kartenpartieen stattfänden.¹⁾

Aber es kamen auch edlere Vergnügungen am Sonntag auf. Mit einiger Schüchternheit wurden z. B. Konzerte an diesem Tage eingeführt, um sich bald großer Beliebtheit zu erfreuen. Eine gewisse Lady Brown, eine beharrliche Feindin Händels und Anhängerin der italienischen Musik, war unter den Personen der vornehmen Welt eine der ersten, die es um das Jahr 1749 wagte, »auf das Risiko ihrer Fenster hin« an Sonntagabenden Konzerte bei sich zu veranstalten.

In Schottland war die Entwicklung ähnlich verlaufen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Sonntagsheiligung in strengster Weise befolgend, hatte man sich doch auch hier allmählich wenigstens von den größten Übertreibungen freigemacht. 1790 war ein Tanzverein, der sich in Edinburgh gebildet hatte, von der Kanzel herab angegriffen worden, worauf ein wütender Haufe das Lokal überfiel, in welchem der Verein zusammenkam, und die Türen, die man geschlossen hatte, mit glühenden Spießen durchbohrte. Als Allan Ramsay 1728 die erste Leihbibliothek in Schottland ins Leben rief, wurde sie ebenfalls von der Geistlichkeit angegriffen, und die Behörde wurde veranlaßt, Maßregeln dagegen zu ergreifen, weil dadurch Schauspiele und andere leichte Literatur verbreitet würden. In ganz Europa wurde der schottische Sabbat sprichwörtlich. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatten die städtischen Behörden Edinburghs sogenannte »Seizers (Fänger)« angestellt, deren Aufgabe darin bestand, während der Predigt die Straßen abzuschreiten und jeden festzunehmen, der beim Spaziergehen betroffen wurde.

¹⁾ Siehe Lecky: Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Deutsch von Ferdinand Löwe. Band 2. Leipzig: Winter, 1880. S. 573—576 und S. 589 f.

»An diesem trübseligen Tage wurde es für sündhaft gehalten, über Feld zu gehen, auf der Straße stehen zu bleiben, aus dem Fenster zu sehen, kleinen Kindern das Spielen zu erlauben, eine Reise zu machen, selbst wenn die dringendsten Gründe vorlagen — sich der unschuldigsten weltlichen Erholung oder Beschäftigung hinzugeben, zu pfeifen, eine Melodie zu summen, zu baden, und nach der Ansicht einiger Geistlichen auch sich zu rasieren. Wenige Dinge berühren das Glück und die Zivilisation eines Volkes so nahe wie die Art und Weise, in welcher dasselbe den einzigen Tag in der Woche zuzubringen pflegt, an welchem für die große Mehrzahl der Menschen die Mühsal einer fast unablässigen Arbeit unterbrochen wird. In Schottland war, soweit kirchlicher Einfluß reichte, aller Glanz und Frohsinn an diesem Tage verbannt, jede Art intellektueller und ästhetischer Übung streng verpönt. In jedem Kirchspiel war eine aus dem Geistlichen und den Ältesten bestehende Kirksitzung (Kirk Session) eingerichtet, die oft Spione hielt, um Verfehlungen zu entdecken, und unaufhörlich nicht nur den Meinungen, sondern auch den häuslichen Bedürfnissen und Privatbeschäftigungen und Gewohnheiten der Eingepfarrten nachspürte; die sich Verfehlenden zitierte der Geistliche vor die Gemeinde, legte ihnen öffentliche und beschämende Bussen auf, und verhängte, wenn sie Widerstand leisteten, die Exkommunikation über sie, welche sie bei dem damaligen Zustande der Gesellschaft von allem näheren Verkehr mit ihren Nachbarn abschnitt, und ihre zeitlichen sowie nach ihrem Glauben auch ihre ewigen Aussichten vernichtete. In der That bestand im 17. Jahrhundert mehr wirkliche Religionsfreiheit in Neapel und in Kastilien als in den westlichen Unterlanden von Schottland.«¹⁾

Wie es unter solchen Verhältnissen stets zu gehen pflegt, beschränkte sich der Zwang, eine bestimmte Gesinnung und Zerknirschung zur Schau zu tragen, nicht auf rein religiöse Dinge, sondern beeinflusste auch das Privatleben. So durften sich z. B. die Töchter wohlzogener Familien bei Tisch niemals satt essen, weil das für unanständig galt; infolgedessen nahmen sie schon vorher etwas Nahrung zu sich, »damit sie sich beim Mittag-

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 2, S. 88 f.

essen bei der Gesellschaft geziemend benehmen könnten«. Der Sonntag verlief in solchem wohlgesitteten und wohlhabenden Hause in der Art, daß um 9 Uhr der Kaplan der Familie Gebete vortrug; um 10 Uhr ging alles, was Beine hatte, in die Kirche, die bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr dauerte. Um 1 Uhr las der Kaplan abermals Gebete vor. Nun durfte man kaltes Fleisch oder ein Ei genießen. Um 2 Uhr ging es wieder zur Kirche. Dieses Mal dauerte der Gottesdienst bis 4 Uhr. Darauf gab man sich der Privatandacht hin — mit Ausnahme der Kinder und Diener, die von dem Kaplan examiniert wurden. Das dauerte bis 5 Uhr, wo das Mittagessen eingenommen wurde, an dem gewöhnlich einige befreundete Herren teilnahmen. Auf das Mittagessen folgte Gesang, Lektüre und Gebete unter Leitung des Hausherrn. »Furcht vor der Hölle und der tückischen Macht des Teufels lag allen ihren religiösen Empfindungen zugrunde.«

Indessen wurde auch in Schottland schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Verfall der Frömmigkeit beklagt. 1729 faßte das Presbyterium in Edinburgh einige Resolutionen über diese beklagenswerte Änderung. Jetzt hätten sich die Leute gewöhnt, am Sonntag vor oder nach dem Gottesdienst auf den Straßen umherzugehen oder stehen zu bleiben, ja sogar in die Felder und Gärten oder auf den Burghügel zu ziehen, oder müssig gaffend am Fenster zu stehen. Ja manche gingen in ihrer Gottlosigkeit so weit, »daß sie sich nicht schämten, am heiligen Sabbat sich im offenen Wasser zu waschen oder zu schwimmen«.

Im Jahre 1717 waren in Edinburgh Liebhaberkonzerte aufgekommen. 2 oder 3 Jahre später entstand die Mode, größere Teezirkel zu veranstalten, was den gesellschaftlichen Ton stark beeinflusste. Zur selben Zeit nahm die Zahl der Klubs rasch zu. Auch getanzt wurde nun in mancher Gesellschaft. Als Mittelpunkte des geselligen Verkehrs war man nun geneigt, nicht mehr wie bisher die Taufen, Heiraten und Begräbnisse zu betrachten, sondern die wöchentlichen Tanzgesellschaften oder die Privatbälle auf Subskription. 1726 wurde schrecklicherweise sogar ein Theater errichtet.

Auch die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und die zwischen Herren und Dienern erhielten infolge der Abnahme des religiösen Terrorismus einen milderen Charakter. Der Spukaberglaube und die Furcht vor Gespenstern

nahmen erheblich ab. Wärterinnen, die mit Kindern von Hexen oder Geistern sprachen, wurden entlassen, und die alten Geistlichen, die beständig von Hölle und Verdammnis sprachen, wurden lächerlich gemacht.¹⁾

Selbst in Wales, das wenige Jahrzehnte später der Hauptherd der Methodistenbewegung wurde, hielt sich die Gentry von der Kirche ziemlich fern. Sogar die kirchengläubigen Klassen der Bevölkerung waren gewohnt, den Sonntagnachmittag mit Ringspielen, mit Tanz, Harfenspiel und anderen Belustigungen zu verbringen. Die leidenschaftliche Vorliebe für Musik, die eine Eigentümlichkeit der wallisischen Bevölkerung ist, trug wohl viel dazu bei, diese alten Volksvergnügungen aufrecht zu erhalten. Die methodistische Bewegung vernichtete später diese unschuldigen Lebensfreuden, da ihre Anhänger gewohnt waren, allenthalben nach dem Pferdefuß des Teufels zu forschen, insbesondere auch alle Vergnügungen als einen Quell der Sünde zu betrachten.

Überhaupt zeigt sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Großbritannien gleichzeitig mit der Zunahme schwärmerischer religiöser Stimmungen und Bewegungen eine wenigstens vorübergehende Verschärfung in der Handhabung der Sonntagsheiligung. So sei auf die Art hingewiesen, wie ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Grimshaw, den Lecky neben Berridge als besonderes Beispiel »einer exzentrischen und aufgeregten, von religiösem Eifer vollständig beherrschten Natur« anführt, in despotischer Weise auf die Sonntagsheiligung drang. Es war ihm ganz besonders daran gelegen, seine Pfarrkinder vom Spaziergehen am Sonntag abzuhalten; er begab sich deshalb verkleidet an den Ort, wo sie sich zu treffen pflegten, um so die Schuldigen zu entdecken und ihnen ihr Unrecht auf der Stelle verweisen zu können. Infolge all seiner strengen Maßregeln hatte er die Gemeinde in solche Furcht versetzt, daß ein Mann, der eines Sonntags eines wohlthätigen Zweckes wegen einen eiligen Ritt zu machen hatte, den Hufschmied nicht eher bewegen konnte, sein Pferd zu beschlagen, als bis dieser die Erlaubnis des Geistlichen eingeholt hatte.²⁾

*

¹⁾ Siehe Lecky a. a. O. Band 2, S. 88—92.

²⁾ Siehe Lecky a. a. O. Band 2, S. 670—672.

Auch im ganzen Verlaufe des 19. Jahrhunderts herrschte in vielen englischen Kreisen eine Stimmung vor, die eine unbedingte Sonntagsheiligung erstrebte — gleichgültig, welche Opfer dafür gebracht werden müssen. Taine erzählt,¹⁾ daß die Herzogin von . . ., die ihre sterbende Mutter besuchen wollte, in Schottland den Extrazug, den sie bestellt hatte, nicht bekommen konnte, weil es Sonntag war. Noch heute ist der Fahrplan aller englischen Bahngesellschaften, ja selbst der Straßenbahnen und der Omnibusse am Sonntag gegenüber den Wochentagen erheblich eingeschränkt. Während man in Deutschland und in fast allen anderen Ländern der Welt am Sonntag einige Fahrten mehr einschiebt, um allen den vielen Menschen, die während der Woche durch ihren Beruf zu Hause oder an ihrer Arbeitsstätte festgehalten werden, zu ermöglichen, nun in die Umgegend hinauszufahren oder Bekannte oder Verwandte zu besuchen, ist die Zahl der im Betrieb befindlichen Bahnen in England am Sonntag stark eingeengt; und zwar wird diese Beschränkung nicht mit sozialen Gesichtspunkten begründet, die sich gewiß hören ließen, sondern fast ausschließlich mit streng puritanisch-religiösen. Ist man doch vielfach so peinlich verfahren, daß man an solchen Stellen, wo man sich nach langem Zögern und endlosen Überlegungen etwa für die Sonntagsöffnung der Lesesäle einer Volksbibliothek entschloß — für den Sonntagsdienst ein besonderes Personal anstellte, das ausschließlich aus Juden bestand, um jedem auch nur möglichen Vorwurf, der sich auf kirchliche Rücksichten stützen könnte, die Spitze abzubrechen.

Und doch verfährt man auch in der Sonntagsheiligung wieder mit all der Inkonsequenz, die sich vielfach in England beobachten läßt. Denn am Nachmittag und Abend kann man des Sonntags z. B. eine Menge von Zigarren- und Zigarettenhandlungen geöffnet finden, die nach dem Gesetz geschlossen sein müßten. Fragt man einen Engländer, weshalb diese Läden geöffnet sind, so zuckt er die Achseln und meint mit stoischer Ruhe: »Eigentlich dürften sie es ja nicht sein.« Während man hier also trotz aller sozialen Gründe, die gegen diese unberechtigte und auch vom Gesetz nicht gestattete Ausnahme sprechen — selbst der stärkste Raucher kann seinen Be-

¹⁾ Taine a. a. O. S. 187.

darf wohl einen Tag vorher einkaufen — eine offenbare Nichtachtung des Gesetzes ruhig hinnimmt, gerät ein Teil der Öffentlichkeit noch immer in Aufregung, sobald irgendein Versuch unternommen wird, um am Sonntag wenigstens für die Möglichkeit edlerer Volkserholungen und Volksunterhaltungen zu sorgen.

Dazu würde auch gehören, daß an allen Sonntagen eine Anzahl von Zügen aus den Großstädten in die Umgebung hinausgehen. Daß die Eisenbahngesellschaften dabei auf die Kosten kommen würden, scheint mir zweifellos zu sein. Aber gegen solche Maßnahmen bestehen die herbsten Vorurteile. Wenn eine gemeinnützige Gesellschaft, die in dieser Beziehung Besserung schaffen will, wie etwa die »National Sunday League«, besondere Vereinbarungen mit einzelnen Eisenbahngesellschaften trifft, um für die Ablassung entsprechender Züge zu sorgen, so pflegt nicht einmal gestattet zu werden, daß die Fahrkarten wie sonst am Schalter gelöst werden — vielmehr muß sich einer der Beamten der Gesellschaft auf die Straße stellen und dort die Karten persönlich verkaufen. Als die National Sunday League im Jahre 1910/11 mit der Midland Railway eine Abmachung über die Ablassung von Zügen nach Matlock Bath und Buxton treffen wollte, um den Londonern die Möglichkeit des Besuches einiger der schönsten Punkte von Derbyshire zu verschaffen, wurde ein »Sabbat-Protest (Sabbatarian Protest)« gegen die Einführung einer solchen »Neuerung« erlassen. Indessen erklärte sich eine so große Zahl von Aktionären der Eisenbahngesellschaft für den Plan, daß er trotz dieses Widerspruches durchgeführt wurde.

Manche Stadtbehörden, die unter dem Einfluß der strengsten kirchlichen Richtung standen, haben lange Zeit hindurch nicht nur verboten, daß die Lokomotiven in ihrer Nachbarschaft am Sonntag einen Pfiff ertönen ließen, damit dadurch die heilige Ruhe nicht gestört würde, sondern sie haben auch — wie z. B. in Beckenham — durchaus verboten, daß selbst die wenigen Züge, die am Sonntag laufen, in der Stadt anhalten dürften

*

Was konnten nun wohl die Folgen solcher Sonntagsheiligung auf die Entwicklung des Volksbildungswesens sein? Sie mußte geradezu verderblich wirken. Ein

Historiker von so weitem^v Blick und von so ruhiger und gemäßigter Gemütsart wie Lecky faßte vor 30 Jahren seine Meinung über die Verschärfung der Sabbatgesetze, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch die methodistische und die sogenannte evangelische Bewegung veranlaßt wurde, in die Worte zusammen: »Der Macht methodistischer und evangelischer Ansichten ist hauptsächlich die seltsame Anomalie zuzuschreiben, daß noch heute, nach bald 50 Jahren fast ununterbrochener demokratischer Gesetzgebung, die große Mehrzahl öffentlicher Museen und Galerien in England an dem einzigen Tage geschlossen ist, an welchem die Masse des Volkes sich ihrer erfreuen könnte. Die arbeitenden Klassen sind dadurch einer höchst wertvollen Quelle des Genusses und der Belehrung beraubt, und die Schenken ihrer furchtbarsten Konkurrenten entledigt worden.«¹⁾

Als seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine moderne Volkselementarbildungseinrichtung nach der anderen ins Leben getreten war, hatte man sie doch in der Regel nicht des Sonntags geöffnet. Vielmehr hielt man in Rücksicht auf die Wünsche der Geistlichkeit und auf die Vorurteile der öffentlichen Meinung selbst die meisten Volksbibliotheken und Lesehallen nur während der Wochentage offen, während man sie Sonntags schloß. Wer die Trostlosigkeit eines Sonntags in englischen Großstädten, ganz besonders in den Stadtteilen der Armen kennt, wird sich über die Kurzsichtigkeit solchen Verfahrens nicht genug wundern können. Es konnte unmöglich ausbleiben, daß nun an jedem Montag die Krankenhäuser überfüllt waren, weil die Zahl der Trunkenheitsfälle und der infolgedessen verübten Ausschreitungen an jedem Sonntag ungeheuer in die Höhe schnellte. In diesen aller Schönheit baren, von dem furchtbarsten Elend und der entsetzlichsten Not erfüllten Stadtteilen, in denen viele Menschen nicht einmal eine einigermaßen zureichende oder auch nur menschenwürdige Behausung besitzen, bleibt ihnen, wenn die Lesehallen der öffentlichen Bibliotheken ihre Tore schließen, gar nichts anderes übrig als die Kneipen, die an jeder Straßenecke zu finden sind. Wenn in England die Trunksucht auch unter den Frauen noch heute eine beklagens-

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 2, S. 691.

werte Rolle spielt, wenn sie mit all den furchtbaren Folgeerscheinungen, die sie nach sich zieht, eines der am tiefsten greifenden Übel der englischen Kultur darstellt, so wird man nie vergessen dürfen, daß die sinnlose Sabbathheiligung, die von kirchlichen Kreisen gefordert wird, daran einen großen Teil der Schuld trägt.

Taine schrieb vor etwa 4 Jahrzehnten, was aber noch heute fast in derselben Weise zutrifft: »Die Türen der Schenken werden zwar während der Kirche geschlossen, aber sie lassen sich öffnen, und man trinkt hübsch in den hinteren Räumen. — In jedem Falle liegt hierin ein Überbleibsel des alten Puritanertums, das in Frankreich äußerstes Ärgernis erregen würde. Den Leuten am Sonntag zu trinken und lustig zu sein verbieten? . . . Einem französischen Arbeiter oder Bauern scheint der Sonntag ja gerade dazu gemacht zu sein. Stendhal sagte, hier, in Schottland, in allen wahrhaft biblischen Ländern verdürbe die Religion auf sieben Tage immer einen und zerstöre den siebenten Teil des möglichen Glückes. Er beurteilt den Engländer, den Nordländer, nach dem Vorbild des Südländers, den der Wein erheitert und nicht vertiert, der sich ohne Schaden seinen Trieben hingeben kann und dessen Lustigkeit poetisch ist. Hier ist die Wesensveranlagung anders, gewalttätiger und streitsüchtiger, das Vergnügen ist eine rohe, fast viehische Sache.« Und im Anschluß daran erzählt Taine, was ihm ein Engländer sagte: »Wenn ein Franzose betrunken ist, so schwatzt er, wenn es ein Deutscher ist, so schläft er, und wenn es ein Engländer ist, so prügelt er sich.«¹⁾

Weitblickende Männer haben auch in England erkannt, welches Unheil durch solche Verhältnisse angerichtet werden muß. Sie haben daher schon seit Jahrzehnten die Sonntagsöffnung von Volksbibliotheken und Lesehallen, von Museen und Kunstgalerien, kurzum der Stätten der Belehrung und edlen Unterhaltung gefordert. Aber sie haben dabei auch von jeher mit Unverstand und Bigotterie zu kämpfen gehabt. Es ist bezeichnend, daß man in England erst eine lebhaftere Agitation für die Sonntagsöffnung von Museen, Bibliotheken und Kunstgalerien entfalten mußte, um wenigstens einige wenige

¹⁾ Taine a. a. O. S. 16.

bescheidene Resultate zu erzielen — während man sich in Deutschland über diese Frage, die eigentlich gar keine Frage ist, nicht lange den Kopf zerbrochen hat, sondern diese Anstalten, wenn sie überhaupt dem weiteren Publikum geöffnet wurden, vor allen Dingen Sonntags offen gehalten hat.

Jenseits des Kanals muß die »National Sunday League« noch heute um dieses Prinzip kämpfen. In einer kleinen Schrift hat sie vor einer Reihe von Jahren die wichtigsten Forderungen auf diesem Gebiete und das, was bis dahin erreicht worden war, nebst Urteilen bedeutender Männer zusammengestellt. Im Unterhause brachte Lord Thurlow im Jahre 1884 die Frage zur Besprechung, indem er darauf hinwies, daß von 25 Magistratsbeamten in London 22 sich für die Sonntagsöffnung ausgesprochen hätten, und daß auf ihre Seite 400 Mitglieder der Londoner Geistlichkeit sowie 76% der Leiter von Bankhäusern getreten seien. Auch hatten sich die Arbeitgeber von mehr als 90 000 Arbeitern in London für die Sonntagsöffnung erklärt, nachdem sie eine Umfrage unter den von ihnen Beschäftigten veranstaltet hatten. Der Gewerkskongreß des Jahres 1887 sprach sich im gleichen Sinne aus. Im Januar 1890 kamen ferner Abgesandte verschiedener großer kaufmännischer und Arbeiter-Bildungsvereine in London, die über eine Mitgliederzahl von mehr als 66 000 Köpfen verfügten, zusammen, um dieselbe Forderung zu erheben. Als man der Arbeiterbevölkerung von Ostlondon die Frage vorlegte, ob der Volks-Palast (People's Palace) auch Sonntags geöffnet werden sollte, entschieden sich 55 717 Stimmen für Bejahung dieser Frage. 1889 nahm der Londoner Grafschaftsrat, der durch direkte Wahl der steuerzahlenden Einwohner Großlondons gebildet wird, fast einstimmig eine Petition zugunsten der Sonntagsöffnung an. Die königliche Kommission des Jahres 1883 für das gewerbliche Bildungswesen hatte die Forderung aufgestellt, daß Museen und technische Sammlungen dem Publikum am Sonntag geöffnet sein sollten. Mr. William Rossetter, der Begründer der Kunstgalerie in Südlondon, sagte: »Ich habe die Galerie an jedem Tage und zu allen Stunden geöffnet, in denen ich die Zahl der Besucher groß genug fand. Der Besuch am Sonntag ist immer sehr viel größer gewesen als an irgendeinem anderen Tage — oft ebenso groß als an allen Wochentagen zusammenge-

nommen.« In Birmingham hatte man die Aston Hall, eine Abteilung der dortigen Kunstgalerie, schon seit 1864 Sonntags geöffnet; sie pflegte in den 90 er Jahren einen Sonntagsbesuch von durchschnittlich etwa 2500 Köpfen zu erzielen.

Um von den unzähligen weiteren Urteilen, die sich zugunsten der Sonntagsöffnung ähnlicher Anstalten aussprachen, nur noch eines anzuführen, sei auf eine Äußerung von Walter Besant verwiesen, der über die Frage, soweit sie sich auf den durch seine Bemühungen zustande gekommenen People's Palace in Ostlondon bezog, folgendes sagte:

»Es gibt keinen schöneren, keinen religiöseren Anblick in London, als den der 2000 ersten Männer und Frauen, die sich am Sonntagmorgen — zwischen dem Kirchgang und dem Mittagessen, falls sie zur Kirche gegangen sind — versammeln, um im Volks-Palast die Orgelvorträge zu hören. Es gibt nichts, was die Seele des Schankwirts mehr beunruhigte, als der Gedanke an diese Männer, die von seiner Kneipe durch schöne und ernste Musik ferngehalten werden.

»Doch! Es gibt einen Anblick, der noch schöner ist. Das ist der Anblick der 2000 Menschen, die die Bibliothek des Volks-Palastes am Sonntag abend füllen. Sie verhalten sich ganz ruhig; sie genießen Wärme und Licht; sie befinden sich in der besten Gesellschaft; sie füllen ihren Geist mit edlen Gedanken an. Statt dessen möchten diejenigen, die ohne Erröten ein Schriftstück gegen die Sonntagsöffnung in Namen dessen unterzeichnen, was sie Religion nennen, diese Menschen fortschicken, um — um was zu tun? — Um auf den Straßen umherzustreichen. Um in überfüllten Kneipen Schutz gegen Regen und Kälte zu finden. Um die Reihen der Gefallenen zu vermehren, und um junge Männer der Versuchung auszusetzen. In dem geheiligten Namen der Religion! Ist es möglich?«

Die Bekehrungssucht, die den engherzigen Wunsch hat entstehen lassen, am Sonntag irgendeine Tätigkeit, die über Gebet und Gottesdienst hinausgeht, für sämtliche Menschen zu verbieten, äußert sich in England noch immer in den verschiedensten Formen. Man ist vielfach so sehr von der ausschließlichen Richtigkeit gerade der Form der Religion überzeugt, der man selbst huldigt, daß man es nicht begreifen kann, wenn andere Menschen sich nicht genau eben dieser selben Religionsform anschließen. Und so sendet man nicht nur Missionare zu allen möglichen fremden Völkern hinaus, um sie zu diesem allein selig machenden Glauben zu bekehren, sondern sucht auch die lieben Mitmenschen daheim in jeder möglichen Form

für den eigenen Glauben zu gewinnen. Diese Bekehrungsversuche werden von den Mitgliedern der verschiedensten Religionsgemeinschaften mit aller Naivität angestrebt. Besucht man eine der kleineren Zusammenkünfte oder eines der Massen-Meetings der Heilsarmee, so wird man von einem Soldaten und einem Offizier nach dem anderen eindringlich ermahnt, sich die Frage vorzulegen: »Have you found the Lord?« Aber auch die anderen Sekten und Kirchengemeinschaften möchten um alles in der Welt gern Proselyten machen. Auf den Eisenbahnhöfen befanden sich noch vor einem Menschenalter große angekettete Bibeln, damit die Reisenden während des Wartens darin lesen könnten. Und wohl jeder Reisende in England machte ähnliche Erfahrungen wie Taine, der erzählt, daß ein langer, gelber, knochiger Bursche ihm in Hyde Park 2 bedruckte Blätter über die eherne Schlange des Moses mit Anwendungen auf das gegenwärtige Leben in die Hand gedrückt habe: »Auch du, o Leser, bist von den Feuerschlangen gebissen worden. Um zu gesunden, erhebe die Augen zu dem, der da errichtet worden ist als Zeichen des Heils.«¹⁾

*

Die »National Sunday League« hat für ihre Zwecke im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte mancherlei zu erreichen gewußt. Selbst der Erzbischof von Canterbury soll ihren Anschauungen freundlich gegenüberstehen — wie überhaupt ein großer Teil der englischen Geistlichkeit ein offenes Auge für Kulturfragen besitzt und sich mit Eifer und Aufopferung gemeinnützigen Bestrebungen widmet. Aus dem 55. Jahresbericht der genannten Gesellschaft (über das Jahr 1910/11) sei erwähnt, daß sie im Laufe dieses Jahres 540 Sonntagsausflüge sowie 688 Volksunterhaltungsabende veranstaltete und 120 öffentliche Konzerte hat geben lassen. Sie beschränkt ihre Tätigkeit nicht auf London, sondern greift auch in die Umgebung hinaus, überläßt jedoch die Tätigkeit für die Provinz besonderen Gesellschaften ähnlicher Art, wie sie z. B. in Edinburgh, in Bristol und in Tyneside bestehen. In London selbst stößt die Gesellschaft kaum noch auf Schwierigkeiten. Dagegen mußte sie es in dem genannten Jahre erleben, daß gegen sie wegen eines

¹⁾ Taine a. a. O. S. 17.

ihrer Sonntags-Volksabende (Sunday Evenings for the People) bei dem Grafschaftsrat für Essex Strafantrag gestellt wurde, weil es unstatthaft sei, am Sonntag kinematographische Vorführungen zu bieten. Der Grafschaftsrat begnügte sich damit, die rein nominelle Strafe von 6 Pence (50 Pf.) zu verhängen. In dessen werden solche Liebesdienste der Gegner der Bewegung doch als Hemmung empfunden.

Immerhin ist es gegenüber früheren Jahrzehnten ein bemerkenswerter Fortschritt, daß in einem einzigen Jahre in London und seiner engeren Umgebung von der genannten Gesellschaft 688 Sonntagskonzerte veranstaltet werden konnten. Deren größte Zahl wurde im Alhambra-Theater in Leicester Square geboten, dem größten Variété ganz Englands, neben dem ebendort liegenden Empire Theatre. Hier werden an allen Wochentagen recht unheilige Vorstellungen gegeben, so daß man es der National Sunday League Dank wissen muß, daß am Sonntag, wo alle Theater in England geschlossen bleiben müssen, an deren Statt eine weit edlere Unterhaltung tritt. In anderen Theatern oder Vergnügungsstätten wurden im gleichen Jahre von der National Sunday League 30, 28, 22 usw. Sonntagskonzerte veranstaltet; insgesamt erstreckten sich diese über 27 verschiedene Stadtteile und Vororte.

Die Sonntagskonzerte, die von der gleichen Gesellschaft nachmittags und abends in verschiedenen Parken — wie z. B. in Regents-Park, in Greenwich-Park, ferner in den Parken in Battersea, Brockwell, Finsbury, Southwark, Victoria, Clapham Common und Parliament Fields — gegeben wurden, zählten insgesamt 120. Diese Konzerte haben sich in kurzer Zeit in erfreulichster Weise entwickelt, so daß heute in fast jedem Park und auf fast jeder Grünfläche in Großlondon in der schönsten Jahreszeit Sonntags ein Konzert gegeben wird. Übrigens pflegen Sonntag morgen zahlreiche andere Kapellen freiwillig zu spielen.

Die wichtigsten Museen in London sind jetzt Sonntags wenigstens einige Stunden lang geöffnet. So ist z. B. das Naturgeschichtliche Museum (Natural History Museum) Sonntags im Dezember und Januar von 2—4, im Februar von 2—4½ oder 5, im März von 2—5½, im April von 2—6, in den Sommermonaten von 2—7 Uhr geöffnet und in den Herbstmonaten wieder mit abnehmender Zeit. Die Besucherzahl stellte sich

hier in dem genannten Jahre, um Beispiele zu geben, im April auf 5567, im Januar auf 4133, im Juli, was man gewiß nicht erwarten wird, auf die höchste Ziffer, nämlich auf 7292, im September auf 5225, im November auf 2855, im Januar auf 2836, im März auf 5514. Je kürzer die Öffnungszeit, desto weniger wird das Museum also besucht — während die Jahreszeit gar keine Rolle zu spielen scheint, im Gegenteil der Besuch in den Sommermonaten eben wegen der längeren Öffnungszeit (zum Teil auch infolge des Fremdenzustroms) weit stärker ist.

Von Kunstgalerien sei die Tate Gallery herausgegriffen, die Sommer und Winter Sonntags von 2—6 Uhr geöffnet ist, und die an diesem Tage einen Durchschnittsbesuch von 1380 Köpfen erzielte. Insgesamt zählten die Sonntagsbesucher 1910/11 69 012 Köpfe. Im April waren es 6872, im Mai 5442, im Juli findet sich auch hier die höchste Ziffer mit 8952 Köpfen; der September weist noch 7387 auf, der November dagegen nur 2815, der Januar 2889 und der März wieder 5271 Besucher.¹⁾

In den letzten paar Jahren hat man Sonntags auch K i n e m a t o g r a p h e n - V o r s t e l l u n g e n gegeben. Gegen diese ist noch zu Beginn 1911 wahrhaft Sturm gelaufen worden. Sie dürfen nur gegeben werden unter der Voraussetzung, daß der Gewinn daraus nicht wie an den Wochentagen dem eigentlichen Unternehmer zufällt, sondern irgendeinem gemeinnützigen oder Wohltätigkeits-Verein. Von dieser Erlaubnis ist reichlich Gebrauch gemacht worden; die Folge ist, daß fast alle Kinetographentheater in London an keinem Tage besser besucht sind als am Sonntag. Insbesondere in den Abendstunden sieht man dann vor diesen Theatern große Menschenmengen stehen, die nur ja die Gelegenheit nicht versäumen wollen, Eintritt zu erhalten, sobald ein Platz frei wird. Die lebhafteste Diskussion, die man auch in der Tagespresse über die Frage der Sonntagsöffnung geführt hat, hat fast allenthalben mit dem Siege der Anschauung geendet, daß der Londoner Grafschaftsrat durchaus recht daran getan habe, als er die Erlaubnis zur Öffnung gab. Insbesondere hat man darauf aufmerksam gemacht, daß man da-

¹⁾ Die Zahlen für die übrigen Galerien und Museen siehe in dem Bericht der National Sunday League; es würde zu weit führen, sie hier alle zu wiederholen.

durch wohl niemand vom Kirchenbesuch abziehe; wer in den Kinematographen gehe, gehe vielleicht auch in die Kirche — wenn er diese aber nicht besuche, so würde er dies sicher auch nicht tun, wenn die Kinematographen-Theater geschlossen wären. — Es ist auch schwer zu verstehen, wie man deren Schließung am Sonntag fordern oder begründen kann, wenn man es jemals mit angesehen hat, wie hier Hunderte aus den ärmsten Bevölkerungsschichten ein wenig Erholung suchen, Leute mit abgearbeiteten und abgehärmten Gesichtern, Familienväter mit Frau und Kind, natürlich auch junge Leute und Pärchen. Daß man dahin streben sollte, die Kinematographen-Vorstellungen auf ein möglichst hohes Niveau zu heben, bedarf kaum besonderer Erwähnung.¹⁾

Auch gegen das Fußball- und Golfspiel am Sonntag hat man sich von gewisser Seite gewandt. Auch hier wird aber wohl der gesunde Menschenverstand auf die Dauer Sieger bleiben. Je mehr sich die Bevölkerung in Großstädten zusammendrängt, desto wichtiger ist es für sie, am Sonntag Gelegenheit zu geistiger und körperlicher Erholung zu finden, in der freien Natur einmal die Lungen voll frischer Luft saugen zu können, um mit vermehrter Kraft nach Hause zurückzukehren. Den wohlhabenden Gesellschaftsschichten stehen diese Möglichkeiten ohne weiteres offen. Es ist unsozial im höchsten Maße, sie den unteren Volkskreisen zu verwehren.

Kann man hoffen, daß man sich im Laufe der Zeit in England zu der Anschauung durchringt, daß es kein Verbrechen ist, am Sonntag ein gutes Theaterstück aufzuführen zu lassen? Die oberen Gesellschaftsschichten haben dies für sich durchgesetzt. Ihre Mitglieder können, wenn sie mögen, am Sonntag in schönen Restaurants speisen und im Automobil durch das Land jagen, oder eine Theatergesellschaft begründen, wie dies wiederholt geschehen ist, deren Jahresbeitrag 3 oder 4 Guineen (eine Guinee = 21 M.) beträgt, um am Sonntag jedes beliebige Stück in dieser »geschlossenen Gesellschaft« aufzuführen zu lassen, für die man ja ein Theater mieten kann. Man entgeht auf diese Weise sogar der Zensur und kann Stücke auführen, die von dieser nicht gestattet werden würden.

¹⁾ Siehe über die Kinematographentheater in England mein Buch »Der Kinematograph als Bildungsmittel« (Halle a. S.: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1911) S. 26 ff.

Gegenüber diesen Möglichkeiten, die den wohlhabenden Bevölkerungsklassen zur beliebigen Verwendung ihrer Sonntage offen stehen, ist es eine Kulturnotwendigkeit, alle diejenigen Bestrebungen zu fördern, die eine vernünftige und edle Verwendung des Sonntags auch durch die unteren Volksschichten ermöglichen. Der Anfang dazu ist durch die wohlüberlegte Tätigkeit der National Sunday League gemacht. Es ist zu hoffen, daß diese weiter erstarken und daß es ihr gelingen wird, die Widerstände zu überwinden, die ihrem Grundgedanken oft genug in den Weg geworfen werden. Besteht doch schon ein Vierteljahrhundert länger als diese Gesellschaft ein Verein, der genau das Gegenteil will: die »Society for Promoting the Due Observance of the Lords-day (Gesellschaft zur Förderung der strengen Innehaltung des Tages des Herrn)«. Sie arbeitet mit allen Mitteln dem entgegen, was die National Sunday League will. So zeigt z. B. ihr 79. Jahresbericht (über das Jahr 1910), daß sie sowohl bei dem Londoner Grafschaftsrat als bei dem Stadtrat von Bath dahin vorstellig geworden ist, die Sonntags-Vorstellungen in den Kinematographen-Theatern wieder zu verbieten. In Islington und in West Ham, einem Stadtteil Ostlondons, sind die Pläne dieser Gesellschaft erfolgreich gewesen.

Auch hat man sich verschiedentlich verleiten lassen, die Sonntagsöffnung von Bibliotheken und Museen wieder rückgängig zu machen, weil man mit den erzielten Erfolgen nicht zufrieden war. Man hat in solchen Fällen völlig übersehen, daß sich die üblen Gewohnheiten, die sich infolge der unsäglichen Trostlosigkeit des englischen Sonntags allmählich in weiten Volksschichten eingenistet haben, nicht in wenigen Wochen wieder beseitigen lassen, sondern daß man eine Zeit von vielen Jahren braucht, um an ihrer Stelle allmählich bessere Gewohnheiten aufzubauen. Auch spielt die geschickte Wahl einer passenden Öffnungszeit eine sehr große Rolle, ebenso wie auf zahllose andere Äußerlichkeiten geachtet werden muß. Die oben angeführten Zahlen für den Sonntagsbesuch des Naturgeschichtlichen Museums in London zeigen schlagend, wie stark der Besuch sein kann, wenn die Öffnungszeit sich über eine größere Anzahl von Stunden erstreckt, während eine Öffnungszeit von nur 2 Stunden unter Umständen einer Verhinderung des Besuches gleichkommt. Für die Lesehallen

ist es ferner von größter Wichtigkeit, daß man dem Sonntagspublikum nicht nur die sonst aufliegenden Zeitungen, Zeitschriften und Nachschlagebücher zur Verfügung stellt, sondern auch eine größere Anzahl von Büchern der schönen Literatur. Waltet über allen diesen Dingen eine geschickte Hand, so kann es nicht ausbleiben, daß der Besuch mit der Zeit ein sehr reger wird und daß dadurch alle die veredelnden Einflüsse ausgeübt werden, deren die Volksbibliotheken in so hervorragendem Maße fähig sind.

* * *

Es ist kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse, zu sehen, welche schweren Nachteile die übertriebene Sonntagsheiligung dem englischen Volke schon früher gebracht hat. Ich berufe mich dafür abermals auf das Zeugnis des ruhigen, maßvollen und weitblickenden Lecky.

Er sagt im 1. Bande seiner »Geschichte Englands im 18. Jahrhundert«: »Damit die künstlerischen Anlagen einer Nation zu rechter Entfaltung gelangen können, ist es notwendig, daß die große Masse des Volkes in häufige Berührung mit Kunstwerken komme, und daß Institutionen vorhanden seien, welche die Mittel zu künstlerischer Erziehung darbieten. Beide Bedingungen fehlten in England. Im alten Griechenland und im modernen Florenz hatten alle Klassen der Gesellschaft reiche Gelegenheit, mit den edelsten Werken des Meißels und des Pinsels vertraut zu werden; so ward ihr Geschmack allmählich gebildet, und wo ein künstlerisches Genie unter ihnen verborgen lebte, ward es geweckt. In England dagegen befanden sich weitaus die meisten Kunstwerke in Privathänden, während Sabbat-Vorurteile und die durch einen Ton aristokratischer Sitte bewirkte Klassentrennung die große Masse des Volkes tatsächlich von den wenigen Gemälden in öffentlichen Anstalten fern hielt.«¹⁾

Lecky spricht hier von der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts. Der Puritanismus hat der Kunst außerordentlich feindlich gegenüber gestanden. 1645 hatte das Parlament den Befehl gegeben, alle Bilder der

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 565 f.

Königlichen Sammlung, die Darstellungen Jesu Christi oder der Jungfrau Maria enthielten, zu verbrennen und alle anderen von Karl I. gesammelten zu verkaufen. Dieser war einer der größten Sammler seiner Zeit gewesen: er hatte die Raffaelschen Kartons und die ganze Sammlung des Herzogs von Mantua gekauft, damals die wertvollste in Europa; er hatte ferner Rubens und Van Dyck nach England gezogen, und seine Rivalität gegen Philipp IV. von Spanien war so weit gegangen, daß er den gewöhnlichen Preis für die Werke großer Künstler verdreifacht haben soll. Nun wurde diese Entwicklung durch den Puritanismus unterbunden. Infolgedessen entwickelte sich in den nächsten Jahrzehnten eine so völlige Sterilität der britischen Kunst, daß Lecky sagen kann: »Die vorzüglichste und in der Tat die angemessenste Beschäftigung des britischen Kunstjägers scheint die Anfertigung der bunten Aushängeschilder gewesen zu sein, die damals fast jeder Kleinhändler vor seinem Laden anzubringen pflegte.«¹⁾

Wenn auch jener Befehl des Parlaments nicht wörtlich hatte ausgeführt werden können, wenn es vielmehr Cromwell gelungen war, die Raffaelschen Kartons und einige andere Gemälde zu retten, so war doch ein großer Teil der Kunstschatze Karls I. zerstreut worden. Der englische Adel, der reich genug gewesen wäre, als Kunstmäzen aufzutreten, richtete seinen Geschmack hauptsächlich auf die Jagd und auf die Beschäftigung im Freien. Die Vorliebe für die Kunst nahm bei ihm niemals den hervorragenden Platz ein wie bei den römischen Kardinälen oder bei den reichen Kaufleuten von Florenz, Venedig oder Amsterdam. Wo aber schöne Privatsammlungen entstanden, wurden sie infolge jener Vorliebe des Adels für das Landleben über das ganze Land verstreut. Infolgedessen war um die Mitte des 18. Jahrhunderts, obwohl England damals an Privatsammlungen schon sehr reich war, doch die Zahl der Engländer, »die jemals ein gutes Gemälde oder eine gute Statue betrachtet hatten, sehr gering.«²⁾

Ausländische Schriftsteller schreiben den gänzlichen Mangel Englands an künstlerischen Talenten dem Anblick der Natur

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 564.

²⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 566.

des Landes, insbesondere der niederdrückenden Stimmung des düsteren Himmels zu. Indessen macht Lecky mit Recht darauf aufmerksam, daß diese Erklärung nicht stichhaltig sei, da doch auch Rembrandt und die anderen großen niederländischen Künstler »unter einem Himmel aufwuchsen, der kaum heller ist als der englische, und in einem Lande, das weit weniger Naturschönheiten aufzuweisen hat.«¹⁾

Es ist keine Frage, daß die Entwicklung der englischen Kunst, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung nahm, durch denselben Geist des Puritanismus, der die übertriebene Sonntagshheiligung hervorbrachte, zurückgeworfen worden war. So sehr die strenge Auffassung vom Leben und der Welt, die den Puritanismus kennzeichnet, für die Entwicklung bestimmter Seiten des Charakters des Einzelnen wie der ganzen Nation von Vorteil sein kann, von so unendlich großem Nachteil ist doch das Festhalten an diesem starren, strengen, unerfreulichen Geiste in den letzten Jahrhunderten gewesen. Die Entwicklung der englischen Kunst ist dadurch lange unterbunden worden. Mancherlei unschuldige Vergnügungen und Freuden, an denen das Herz von jung und alt gehangen hat, solange Menschen auf der Erde wandeln, sind dadurch mit dem giftigen Schein des Unerlaubten und Sündhaften umgeben worden. Hunderttausenden und Millionen von Menschen, die an den Wochentagen ein vollgerütteltes Maß von Arbeit und Sorgen zu tragen haben, hat man dadurch edle Erholungen und Vergnügungen an dem einzigen freien Tage unmöglich gemacht. Im Interesse aller Volksbildungsbestrebungen wie des gesamten Kulturlebens Englands muß man wünschen, daß dieser starre Geist nie wieder zur Herrschaft komme und daß es gelingen möge, seinen letzten Einfluß, der sich noch heute in einer übertriebenen Sonntagshheiligung bemerkbar macht, endgültig zu beseitigen.

¹⁾ Lecky a. a. O. Band 1, S. 565.

6. Kapitel.

Organisationswünsche.

In einem Zeitalter wie der Gegenwart, das eine Fülle der verschiedenartigsten Erscheinungen gezeitigt hat und das es selbst dem besten Sachkenner unmöglich macht, sich ohne schwere Mühe auf dem laufenden zu erhalten, ist es von größter Wichtigkeit, daß auf jedem Gebiete kultureller Tätigkeit durch geschickte Organisationsmaßnahmen dafür gesorgt wird, unnötige Zeit- und Kraftverschwendung zu ersparen.

Dazu gehört auf dem Gebiete des Volksbildungswesens zunächst die Schaffung von Einrichtungen, die es ermöglichen, eine Übersicht über die vorhandenen Bestrebungen ohne allzu große Mühe zu gewinnen und sich darüber dauernd auf dem laufenden zu halten.

Solche Einrichtungen sind in verschiedenen Ländern getroffen worden. Denn überall in der Welt ist das Interesse für das Volksbildungswesen im Steigen begriffen. Selbst das russische Ministerium der »Volksaufklärung«, das seinen Namen gewöhnlich zu Unrecht trägt, kümmert sich um seine Aufgaben heute vielleicht mehr als früher. In Tokio ist 1908 eine dauernde Erziehungs- und Bildungsausstellung eröffnet worden, die den bildungsenthusiastischen Japanern fortgesetzt neues Anschauungsmaterial über die Wichtigkeit und die Organisation des Bildungswesens zuführen soll. In Paris besteht ein pädagogisches Museum, das sehr gelobt wird. Die nordamerikanische Regierung besitzt schon seit dem Jahre 1867 ein Bildungsamt, das eine Abteilung im Reichsamt des Innern in Washington bildet.

In England hat das Unterrichtsministerium das Volksbildungswesen seit Jahrzehnten mit allem Eifer gefördert. An

Herrn Michael E. Sadler (jetzt Vizekanzler der Universität Leeds der jahrelang als Abteilungsvorsteher in diesem Ministerium mit dem Titel eines »Director of special inquiries« wirkte, hatte es einen Freund, der das tiefste Verständnis für seine Bedürfnisse und Forderungen zeigte und mit voller Hingebung für sie tätig war. Von den einzelnen Landesteilen war es besonders der Norden (namentlich Schottland und Lancashire), der dem Volksbildungswesen von jeher großes Interesse entgegenbrachte. Nun rührt sich auch der Südwesten. In Bristol hat sich 1908 ein Volksbildungsausschuß gebildet, der den langen Titel führt »Committee of educational inquiry and research of the University College«.

Wie der Name besagt, ist dieser Ausschuß von dem University College eingesetzt, das im Begriff ist, sich zu einer Volluniversität zu entwickeln. Der Ausschuß, dem eine große Zahl einflußreicher Persönlichkeiten angehört, hat den Vorschlag gemacht, der neuen Universität auch ein besonderes Auskunftsamt für das Bildungswesen anzugliedern. Dieses Bildungsamt (Educational Bureau) soll eine ähnliche Aufgabe übernehmen, wie sie in den Vereinigten Staaten von dem Bureau of Education in Washington gelöst wird.

Wer in Nordamerika eine Auskunft über irgendeine Frage des Bildungswesens braucht — ob sie nun zum Bereiche des Volksschulwesens oder des Mittelschul- oder des Bildungswesens für Erwachsene gehört — erhält von dem »Bureau of Education« in Washington die lebenswürdigste und beste Auskunft. Wie erwähnt, bildet es (seit 1869) eine Abteilung im Reichsamt des Innern, nachdem es im Jahre 1867 geschaffen wurde. Der spätere Präsident Garfield, der 1881 von Mörderhand fiel, stellte 1867 als Kongreßmitglied für Ohio im amerikanischen Repräsentantenhause den Antrag, ein Bildungsamt zu schaffen, das insbesondere dem Austausch von Erfahrungen dienen sollte. Zwei Jahre später wurde die neugeschaffene Behörde als Abteilung dem genannten Reichsamt angegliedert. Sie wird von den Amerikanern gern mit dem banktechnischen Ausdruck eines »Clearing House« für das Bildungswesen bezeichnet und hat im Laufe der Jahrzehnte eine Fülle weitschichtigen, aber übersichtlich geordneten Materials gesammelt. Unablässig gibt es Veröffentlichungen über einzelne Fragen heraus, die am Schlusse jedes Jahres zu Jahresberichten zusammengestellt werden.

In ihnen werden nicht nur Erziehungs- und Bildungsfragen behandelt, die sich auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Vereinigten Staaten beziehen, sondern auch historische Fragen des Bildungswesens (z. B. die Geschichte der Universität Paris im Mittelalter) sowie mit besonderer Vorliebe die gegenwärtigen Bildungsfragen und Bildungseinrichtungen des Auslandes.

Diese Berichte werden in vielen Tausenden von Exemplaren unentgeltlich über das ganze Land verteilt. Jede öffentliche Bibliothek erhält sie umsonst; dieser Bibliotheken gibt es aber in den Vereinigten Staaten viele Tausende. Lehrervereine und Lehrerbibliotheken, Klubbibliotheken, ja selbst Privatleute, bei denen Interesse für die behandelten Fragen vorzusetzen ist, erhalten diese Veröffentlichungen auf bloße Anfrage in liberalster Weise unentgeltlich zugeschiedt. Auch an Gelehrte des Auslandes werden sie unentgeltlich abgegeben. Sie streuen ein wahres Füllhorn von Anregungen aus. Zwar wird kaum jemand diese dickleibigen Jahresberichte von der ersten bis zur letzten Seite durchlesen. Wer sich aber für bestimmte Fragen interessiert, vermag diese an ihrer Hand leicht zum Gegenstand genaueren Studiums zu machen. Und wem die so erhaltene Auskunft nicht genügt, der kann durch Nachfrage beim Bureau of Education sich noch näheren Rat holen.

Dabei ist das Bildungsamt der Vereinigten Staaten mit irgendwelchen gesetzgeberischen oder administrativen Vollmachten nicht ausgestattet. Das Bildungswesen gehört verfassungsmässig — ganz wie in Deutschland — nicht zu der Machtvollkommenheit des Bundes, sondern zu der der Einzelstaaten, und diese wachen eifersüchtig über ihre Rechte. Durch die Tatsache jedoch, daß das Bildungsamt auch statistische Erhebungen etwa über Schulpflicht und Schulbesuch in den einzelnen Staaten der Union veröffentlicht, ist ein großer Einfluß gegeben. Denn es kann den Bewohnern eines Staates der Union keineswegs gleichgültig sein, ob in einer amtlichen Veröffentlichung der Bundesregierung festgestellt wird, daß dieser Staat auf einem so wichtigen Gebiete des öffentlichen Lebens, wie es das Bildungswesen ist, hinter den Schwesterstaaten allzuweit zurücksteht. Über die Nützlichkeit des »Bureau of Education« ist daher in den Vereinigten Staaten nur eine Stimme.

Ähnlich wie die Tätigkeit dieses amerikanischen Bildungsamtes ist nun auch die des »Educational Bureau« in Bristol

gedacht. Dieses soll sein Augenmerk ferner in besonderem Maße auf die Förderung des Bildungswesens durch den persönlichen Austausch von Meinungen und Erfahrungen richten. Schon haben einige Schulen in England begonnen, sich mit Anstalten in den englischen Kolonien in Verbindung zu setzen, um einen regelrechten Austausch von Schülerbriefen ins Werk zu setzen. Die »League of the Empire« ist in gleicher Richtung tätig gewesen. Englische Schuljungen schreiben daher an ihre australischen Kollegen und tauschen ihre Gedanken, ihre Erlebnisse, wohl auch ihre Photographieen aus. Die Ideen von Cecil Rhodes sind dadurch zu neuem Leben erweckt worden, und es ist damit neben dem Bildungswesen auch dem politischen Leben Englands ein großer Dienst geleistet worden.

Indessen sind die Pläne in Bristol noch nicht zu voller Ausführung gelangt, da die Organisationsfragen, die die dortige Universität bzw. das University College betreffen, einstweilen alle Kräfte verbrauchen. Man kann jedoch annehmen, daß der Plan nicht aufgegeben ist, sondern nach Erledigung dieser Organisationsfragen wieder aufgenommen wird.

In einem Vortrag, den Professor Sadler, der Führer des englischen Volksbildungswesens, im »Liberal Colonial Club« in Caxton Hall am 12. Dezember 1906 hielt, hat er den Vorschlag gemacht, in London ein Auskunftsbureau für das Volksbildungswesen und seine Statistik im ganzen britischen Reiche zu begründen. Dieses Bureau sollte einen dauernden Überblick über die Bewegungen und Fortschritte des Bildungs- und Erziehungswesens in England und seinen sämtlichen Kolonien bieten. Sadler weist darauf hin, daß in den letzten Jahren von mehreren Volksbildungsbehörden wichtige und lehrreiche Berichte veröffentlicht worden seien, die viel wertvolles Material enthielten, doch aber in der Regel dem Schulmann und den Schulverwaltungen in England unbekannt geblieben seien. Insbesondere lobt er die Berichte der betreffenden Behörden in Neu-Süd-Wales, Victoria, Neu-Seeland und Jamaica.¹⁾

¹⁾ Prof. M. E. Sadler: A bureau of education for the empire. The scope of its work and the possibility of its organisation. London: Longmans, Green & Co., 1907.

Auch betont Sadler, daß einige Körperschaften bereits jetzt eine energische und wirksame Arbeit für die Einigkeit des großbritannischen Reiches durch die Mittel des Volksbildungswesens leisteten: so z. B. die »League of the Empire«, der außer dem Briefwechsel zwischen Schulen in verschiedenen Teilen des Reiches auch die Zusammenberufung einer Bundeskonferenz über das Volksbildungswesen zu danken sei. Ferner bestehe ein »Education Committee« der »Victoria League«, das öffentliche Vorträge und Schulvorträge über die Geschichte des britischen Reiches oder einzelner seiner Kolonien und ihre Geographie veranstaltet; auch setzt es Preise für die besten Schülerarbeiten in diesen Fächern aus. Ferner sei das 1869 gegründete Royal Colonial Institute zu erwähnen und das »Educational Committee of the South African Colonization Society«, das Lehrkräfte in die südafrikanischen Kolonien sende.

Sadler bezeichnet es als eine Hauptaufgabe des von ihm vorgeschlagenen Bureaus, ein Jahrbuch zu veröffentlichen, das über alle wichtigen Erfahrungen und Veröffentlichungen auf dem Gebiete des Volksbildungswesens Auskunft gäbe. Dieses Jahrbuch müßte, ebenso wie die übrigen Veröffentlichungen des Bureaus, so liberal fortgegeben werden, wie dies klugerweise seitens der amerikanischen und der japanischen Regierung geschehe. Die Gesamtkosten des Bureaus schätzt Sadler auf nicht mehr als jährlich 10 000 Pfd. Sterl. (200 000 M.). Davon wäre z. B. für die Veröffentlichungen und ihre Verteilung eine Summe von 1500 Pfd. zu rechnen, für Reisekosten etwa 1000 Pfd., für die Bibliothek 750 Pfd.

Einstweilen ist dieser schöne Plan seiner Verwirklichung noch nicht näher gekommen. Vielleicht ist dies hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß das Interesse für das Volksbildungswesen in England wie in jedem anderen Lande gewissen Schwankungen unterworfen ist.¹⁾ Immerhin besitzt England schon heute in dem Unterrichtsministerium eine Behörde, die in vielen Fällen durch ihre Veröffentlichungen oder durch ihre sonstige Tätigkeit wenigstens einen Teil der Aufgaben des vorgeschlagenen Bureaus erfüllt.

In Deutschland haben wir leider kein Bildungsamt, das mit dem in Washington oder mit dem Educational Bureau,

¹⁾ Siehe darüber die Ausführungen im letzten Kapitel.

das man in Bristol zu begründen beabsichtigt, verglichen werden könnte. Keiner der deutschen Einzelstaaten hat bisher die Absicht kundgegeben, ein solches Amt zu schaffen, das nicht nur den Bedürfnissen der Regierung selbst, sondern auch den Wünschen nach Auskunft und Beratung dienen könnte, die in unserem weitverzweigten Schul- und Bildungswesen laut werden. Und doch wird der Mangel eines allgemeinen Auskunftsamtes bitter empfunden und veranlaßt erhebliche Zeit- und Kraftverschwendung.

Andererseits genießt das deutsche Volksbildungswesen vor dem englischen den wesentlichen Vorteil, daß es aus freier Kraft heraus *Körperschaften* geschaffen hat, die einen Austausch mancher Erfahrungen und eine Zusammenfassung der Kräfte zwecks Vermeidung von Kraftzersplitterung und Zeitverschwendung wenigstens in bestimmtem Umfang gestatten. Die Comenius-Gesellschaft hat wiederholt anregend und richtunggebend einzuwirken versucht. Ferner war schon 1871, im Jahre der Reichsgründung, die »Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung« ins Leben gerufen worden, die alle Zweige des Volksbildungswesens für Erwachsene zu umfassen sucht, deren Tätigkeit allerdings nach mancher Richtung Kritik gefunden hat. Wir besitzen ferner in der »Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung« in Hamburg-Großborstel eine Einrichtung, die auf die bewußte Hervorhebung der literarisch und menschlich wertvollsten Schöpfungen der Literatur und auf eine Bekämpfung der schlechten Literatur in großem Stile hinarbeitet. Auch die »Zentralstelle für Volkswohlfahrt« in Berlin darf nicht vergessen werden. Wir haben endlich in dem »Kartell freier Volksbildungsverbände«, das 1911 auf Anregung des Vorsitzenden der Comenius-Gesellschaft, Herrn Geheimen Archivrats und Staatsarchivars Dr. Ludwig Keller-Charlottenburg, begründet wurde, eine lose Zusammenfassung aller wichtigen unabhängigen Volksbildungsvereine, um so einen Austausch der Erfahrungen zu ermöglichen.

Vor allem ist unser Volksbildungswesen durch eine reich ausgebildete *Zeitschriften-Literatur* gefördert worden. In England erscheint außer einigen Lehrer- und ein paar Bibliotheks-Zeitschriften, soweit ich feststellen konnte, nicht ein einziges Blatt, das sich dem Volksbildungswesen oder bestimmten Teilgebieten desselben widmete. Deutschland da-

gegen besitzt eine ganze Anzahl solcher Blätter: neben der von der »Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung« herausgegebenen »Volksbildung« und den »Comenius-Blättern für Volkserziehung« sowie neben verschiedenen Bibliotheks-Zeitschriften (wie z. B. den »Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen« und dem »Eckart«) namentlich das »Zentralblatt für Volksbildungswesen«,¹⁾ ferner das von dem 1910 verstorbenen, unersetzlichen Begründer und Direktor des Berliner Schillertheaters, Dr. Raphael Löwenfeld, ins Leben gerufene Blatt »Die Volksunterhaltung«,¹⁾ und andere Zeitschriften mehr. Wie dies in Deutschland zu gehen pflegt, ist die Zahl dieser Blätter allmählich vielleicht zu groß geworden; man könnte sagen: Weniger wäre mehr. Immerhin bedeutet das Bestehen solcher Zeitschriften einen wichtigen Antrieb für die verschiedenen Zweige des Volksbildungswesens — einen Antrieb, der in England in gewissem Maße fehlt. Nur die englischen Volksbibliotheks-Zeitschriften übertreffen die deutschen.

Auch der Austausch von Erfahrungen auf **Kongressen** oder Konferenzen, wie sie für Deutschland außer durch die »Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung« beispielsweise durch die »Zentralstelle für Volkswohlfahrt« wiederholt veranstaltet worden sind, scheint in England zu fehlen. Nur das Bibliothekswesen zieht aus den mit großem Geschick organisierten Jahreskongressen der Library Association, an denen teilzunehmen eine wahre Freude ist, Vorteil. Im übrigen ist mir von der Veranstaltung von Volksbildungskongressen in England nichts bekannt.²⁾ Daß aber die verschiedensten Probleme des Bildungswesens durch solche Kongresse geklärt werden können und daß sich dadurch gleichzeitig eine sehr erwünschte Belebung des Interesses für dieses ganze Gebiet auch bei den Außenstehenden erzielen läßt, bedarf keines Beweises. Es berührt merkwürdig, daß die Engländer, denen doch organisatorische Geschicklichkeiten und Fähigkeiten mannigfachster Art unmöglich abgesprochen werden können, sich dieses wichtigen Mittels der Förderung des Volksbildungswesens einstweilen nur in geringem Maßstabe bedient haben.

¹⁾ Ist kürzlich eingegangen.

²⁾ Eine Ausnahme bilden die Jahreskongresse des Arbeiter-Bildungsvereins (Worker's Educational Association), über den im 4. Kapitel des 1. Bandes, S. 131 ff., berichtet wurde.

7. Kapitel.

Bildungsideale.

Durch die verschiedenen Einrichtungen und Zweige des Volksbildungswesens in England sind bestimmte Bildungsideale gepflegt worden, die kulturfördernd im schönsten Sinne des Wortes sind. Ja, es ist gelungen, einzelne dieser Ideale zu fast allgemeiner Verbreitung zu bringen. Ich möchte glauben, daß man darin einen der größten Vorzüge des englischen Kulturlebens zu erblicken hat.

Noch im 18. Jahrhundert waren in England viele der *Anstandsbegriffe*, die heutzutage bis in die untersten Schichten hineingedrungen sind, selbst den Spitzen der Gesellschaft noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Waffen, die wir auch im politischen Kampfe heute als durchaus unehrenhaft betrachten würden, scheute man sich damals nicht im geringsten zu gebrauchen. So war es etwas ganz Gewöhnliches, daß das *Briefgeheimnis* verletzt wurde, wenn man sich Nutzen davon versprach. Die Briefe der bedeutendsten Männer des beginnenden 18. Jahrhunderts, eines Swift, eines Bolingbroke, eines Pope, ja eines Marlborough waren voll von Klagen über diese Unsicherheit. Selbst ein Mann wie der Premierminister Walpole trug keine Bedenken, die Briefe politischer Rivalen zu öffnen, wie er selbst in einem Briefe an Lord Townshend vom 29. November 1725 gesteht. Heute würde man einen Politiker, der sich zu so schmachlicher Handlungsweise erniedrigt, auf das schärfste verdammen.

Die allgemeine moralische Entwicklung hat eben nach bestimmten Richtungen, insbesondere in der *Hervorbildung des Ideals eines ehrenfesten Mannes*, so feste Richtlinien aufgestellt, daß sie ungestraft nicht mehr überschritten werden dürfen.

Dieses Ideal läßt sich auch in unserer Sprache nicht gut anders denn durch das Wort »Gentleman« bezeichnen. In wenigen Worten zu sagen, was man darunter versteht, ist unmöglich. Man müßte an das alte französische Sprichwort erinnern: »Le bon sang ne peut mentir«. Eine große Zahl englischer Schriftsteller hat sich über die Eigenschaften des Gentleman geäußert. Ich führe ein Urteil des Moral-Schriftstellers Samuel Smiles an, und zwar wegen der darin enthaltenen Wortspiele absichtlich im englischen Original: »A gentleman will be merciful to his dog; the gent is not merciful even to his wife. The gentleman is genial as well as gentle. He is generous, not necessarily in the giving of money; for money indiscriminately given, often does more harm than good.«¹⁾

Die beste Charakteristik des Ideals eines Gentleman hat vielleicht Kardinal Newman gegeben. Er sagt: »Die Definition von einem Gentleman ist einfach: ein Mensch, der anderen nie Schmerz verursacht . . . der alles sorgfältig vermeidet, was seine Mitmenschen kränken oder beleidigen könnte, allen schroffen Widerspruch, Zwang oder Groll, alle Verdächtigung oder Verstimmung, und dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, es allen Menschen behaglich und heimisch zu machen. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit; er ist aufmunternd gegen die Schüchternen, entgegenkommend gegen die Zurückhaltenden und nachsichtig gegen lächerliche Schwächen; er weiß stets, wen er vor sich hat; er tut sich nie in der Unterhaltung hervor und ist nie ermüdend. Seine anderen Leuten geleisteten Dienste schätzt er gering und erachtet sie mehr als eine ihm gewährte Gunst. Er spricht nur gezwungen von sich selbst, verteidigt sich niemals durch eine scharfe Erwiderung und schenkt keiner Verleumdung und Klatzscheri Gehör. Er setzt bei niemandem, der sich in seine Angelegenheiten mischt, niedrige Motive voraus und versucht, alles zum Besten zu kehren. Er spricht niemals geringschätzig und ist nicht kleinlich in Meinungsverschiedenheiten. Er macht nie von seiner Überlegenheit Gebrauch, fühlt sich nie beleidigt, bedient sich keiner Anzüglichkeiten noch scharfer Äußerungen im Meinungs austausch oder spielt auf schlechte Beweggründe

¹⁾ Samuel Smiles: »Life and Labour«. London: John Murray, 1910. S. 33.

an, die er nicht offen herauszusagen wagt . . . Er ist zu weise, um sich durch Grobheiten beleidigen zu lassen; zu beschäftigt, um über Kränkungen nachzugrübeln, und zu gleichmütig, um Beleidigungen nachzutragen . . . Bei Meinungsverschiedenheiten bewahrt ihn sein wohlgeschulter Verstand vor der groben Ausdrucksweise geistig vielleicht bedeutenderer, aber ungebildeterer Leute, die, anstatt mit einem scharfen Hieb zuzuschlagen, ungeschickt mit einem stumpfen Messer darauf loshacken. Ob im Recht oder Unrecht, ist er zu einsichtsvoll, um ungerecht zu sein. Er ist ebenso einfach wie überzeugend, so kurz gefaßt wie entschieden. Niemand kann ihn an Aufrichtigkeit, Rücksicht und Nachsicht übertreffen. Er bringt seinen Gegnern Verständnis entgegen und hat stets eine Entschuldigung für ihre Schwächen. Er kennt die menschliche Natur mit ihren Fehlern und ihren Vorzügen, ihre Ausdehnung und ihre Grenzen.«¹⁾

Von der Bedeutung bloßer Adligkeit, die dem Worte »Gentleman« noch vor wenigen Jahrzehnten anhaften mochte, ist es also wieder zu der Ehrenstellung der Bedeutung des höchsten Menschenadels aufgerückt.

Ähnlich drückt die Bezeichnung »Lady« nicht mehr das Ideal bloßer äußerer Vornehmheit aus, sondern ist über seine ursprüngliche Bedeutung (im Angelsächsischen bedeutet »hlaefige« die »Brotgeberin«) weit hinausgeschritten. Auch die Lady bedeutet heute das Ideal einer Frauengestalt, die nicht nur in Takt und Sitte, sondern vor allem auch in Charakter und Güte die höchsten menschlichen Eigenschaften in sich vereint.

Um diese Ideale im englischen Volke zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, mußten die verschiedensten Kräfte zusammenwirken. Insbesondere der Literatur und dem Theater ist dies zu danken. Große Dichter wie Dickens und Thackeray haben das Ideal des Gentleman in unnachahmlicher Weise geschildert und als leuchtendes Vorbild aufgestellt. Insbesondere die Romane Thackerays lassen sich als ein großer Versuch betrachten, die Leser zu der Gesinnung des Gentleman zu erziehen.

¹⁾ Newmans Scope and Nature of University Education, Discourse IX. Zitiert nach W. E. H. Lecky: Charakter und Erfolg (Übersetzt aus seinem Buche »The Map of Life« von M. Barnewitz. Berlin: Karl Curtius, 1907) S. 72 ff.

Ganz ähnliche Ideale finden wir auf dem englischen Theater. So tief letzteres vielfach in rein künstlerischer Hinsicht steht, so sehr hat es doch die Ideale des englischen Volkes gehoben. Es ist unverkennbar, wie sich der Edelmut und die vornehme Gesinnung, die von dem Theaterhelden verkörpert werden, als lebendig warmer Strom in die Herzen der Zuschauer ergießt. Man kann es fast mit Händen greifen, wie diese durch solche Stücke zu dem Entschlusse begeistert werden, in ähnlichem Falle ebenso zu handeln. Diese Einflüsse sind um so stärker und bedeutungsvoller, als die Helden nicht mehr in schimmernder Rittersrüstung auftreten, vom Kopf bis zu den Zehen gepanzert, um mit klirrenden Sporen über die Bühne zu schreiten, sondern im modernen Gesellschaftsanzug, mit tadellosen Bügelfalten und nach der neuesten Mode gekleidet, ganz wie man die Reichen zur Abendzeit in die Theater fahren sieht und wie man sie nun auf den teuersten Plätzen im Zuschauerraum selbst beobachten kann. Auf der Bühne werden diese Gestalten — bis auf den in vielen Stücken unvermeidlichen Schurken, dem man die Niedertracht sogleich beim ersten Auftreten ansieht — nun aber auch mit all den inneren Eigenschaften des Gentleman ausgestattet, die der Engländer bewundert. Die peinliche Rechtlichkeit, der großmütige Sinn kommen nicht etwa nur dadurch zum Ausdruck, daß ein solcher Mann mit vollen Händen gibt, sobald er sich dem Elend gegenüber sieht; er bestrebt sich auch, Unrecht, das er vielleicht selbst absichtlich oder ungewollt begangen hat, wieder gutzumachen — nicht nur mit Geld, sondern unter dem vollen Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit. So finden wir in diesen Theaterstücken tatsächlich die Elemente einer Erziehung der Masse zu sittlichen Idealen.

Auf das Leben der Nation ist dies nicht ohne Einfluß geblieben. Wenigstens erscheint es mir als fast unbestreitbar, daß solche Einflüsse nicht vergessen werden dürfen, wenn man eine Erklärung dafür sucht, daß auch die Angehörigen der unteren Volksschichten in England einige der Gentleman-Ideale in ihrem Handeln befolgen. Es mag als ein Beispiel für viele gelten, wenn ich an die kleinen und großen Versammlungen im Hyde Park erinnere. Dort darf bekanntlich jeder Reformers, jeder Sittensprediger, überhaupt jeder, der seinen Mitmenschen etwas zu

sagen hat, irgendwann, selbst Sonntags, versuchen, die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen, um die Gedanken an den Mann zu bringen, die er gern verbreiten möchte. Vielfach geht es dabei ohne scharfe Angriffe auf die Regierung oder auf die Kirche, auf die Gesellschaft oder auf die bestehenden Zustände nicht ab. Dann erwidert ihm ein anderer, ein dritter und ein vierter mischen sich ein, und eine lebhafte Diskussion entsteht, die in anderen Ländern doch wohl die Gefahr mit sich bringen würde, daß die Gemüter sich allzu sehr erhitzen, ja daß es vielleicht zu Tätlichkeiten kommt. Es ist nicht nur das kühlere Temperament des Engländers — auch er kann sich stark aufregen und zu Gewalttätigkeiten hinreißen lassen — sondern vor allem die lange Übung und die allmählich erworbene Vorliebe für das ruhige Benehmen des Gentleman, was die Diskutierenden im Hyde Park nicht in Erregung kommen oder vielmehr ihre Erregung äußerlich nicht zutage treten läßt. Der eine mag dem anderen ganz nahe stehen, er mag vielleicht dessen obersten Westenknopf mit der Hand fassen — dies alles wird jedoch in größter Ruhe und ohne Erbitterung geschehen, so scharf auch die Ansichten sich widersprechen mögen. Daß keineswegs die »ruhige« Sinnesart, die der Ausländer vielfach bei dem englischen Volke voraussetzt, als Grund dafür anzusehen ist, zeigt die Gewalttätigkeit, deren aufgeregte Volksmassen in England in hervorragendem Maße fähig sind.

Für jene ethische Erziehung mag das englische Volk namentlich seinen großen Dichtern dankbar sein. Es ist einer der hervorstechendsten Züge auch der Dichtung unserer Tage in England — man lese etwa die Romane John Galsworthy's — daß diese Ideale mit aller Kraft festgehalten werden.

Außer durch die schöne Literatur sind in England auch durch moral-philosophische Schriften wichtige Einflüsse auf den Charakter der Volksmassen geübt worden. Unter den mancherlei Schriftstellern, die hier aufzuführen wären, sei nur auf Samuel Smiles hingewiesen, der im Laufe seines langen Lebens eine Menge von Büchern dieser Art verfaßte. Ich nenne unter ihnen die folgenden: Selbsthilfe — Charakter — Pflicht — Gewerbliche Lebensbilder — Leben und Arbeit — Männer der Erfindung — Das Leben der Ingenieure (5 Bände). Manche davon sind ins Deutsche übersetzt. Als Smiles das erste dieser Bücher, die »Selbsthilfe«, verfaßt hatte, konnte er

dafür zunächst keinen Verleger finden; ein Schicksal, das viele der bedeutendsten Bücher der Weltliteratur geteilt haben. Infolgedessen ließ er das Buch zunächst auf eigene Kosten drucken. Bald bahnte es sich seinen Weg. Bis zum Jahre 1886 waren nicht weniger als 160 000 Exemplare davon verbreitet, und von diesen und manchen anderen Büchern des Verfassers waren in der gleichen Zeit Übersetzungen in vielen fremden Sprachen (deutsch, französisch, dänisch, norwegisch und schwedisch, russisch und türkisch, japanisch und spanisch, tschechisch und in 2 indischen Dialekten) erschienen.

Smiles sucht in der »Selbsthilfe« zu zeigen, daß der Mensch seines Schicksals Schmied ist; das, was im allgemeinen »Glück« genannt werde, existiere nicht. Die großen Erfolge im Leben würden vielmehr durch einfache Mittel und durch beständige und rastlose Übung von Eigenschaften erreicht, die bei vielen Menschen vorhanden seien, die viele von ihnen aber nicht anzuwenden wüßten. Gerade im Alltagsleben würden die wertvollsten Erfahrungen gesammelt, und nur die unermüdlige Verfolgung eines Zieles lasse auf die Dauer die Erfolge erhoffen, die von selbst auch dem Begabtesten nicht in den Schoß zu fallen pflügen.

Smiles hat in allen seinen Büchern versucht, das Leben des Menschen, seine Wünsche und Ideale unter sittliche Leitsterne zu stellen und seine Leser für alles Gute, Edle und Schöne zu begeistern. Der rechtschaffene, tüchtig-nüchterne Sinn, der aus seinen Ermahnungen spricht, hat in Großbritannien starken Widerhall gefunden und hat mit dazu beigetragen, in dem englischen Volke die alten Ideale entschlossener Tätigkeit und nimmer rastender Pflichterfüllung hochzuhalten, ohne die das britische Reich niemals groß geworden wäre — trotz alles Glückes, das ihm in den letzten Jahrhunderten reichlich zuteil geworden ist.

8. Kapitel.

Vorzüge und Mängel. Zukunftsaussichten.

»Wir vertrauen zu viel auf Systeme und achten zu wenig auf die Menschen.«
Disraeli.

Die zukünftige Entwicklung des Volksbildungswesens in England wird von drei Fragen abhängen. Die erste lautet: Wie weit wird es möglich sein, Feindschaft und Gleichgültigkeit gegen dieses wichtige Gebiet kultureller Tätigkeit zu beseitigen? Die zweite heißt: wieviel Enthusiasmus und wieviel Energie wird man ihr widmen? Und die dritte endlich: wie klar wird man die Fragen und Probleme des Bildungswesens durchdenken?

Nichts hat die Entwicklung der Volksbildung in Großbritannien so aufgehalten wie die Feindschaft, die ihr von den verschiedensten Seiten entgegengebracht wurde. Eine Zeitlang war diese gegnerische Stimmung fast allgemein. Wer vor 100 Jahren in England von der Notwendigkeit der Volksbildung sprach, dem konnte es leicht geschehen, daß ihm nicht geglaubt, daß er vielmehr verlacht und verspottet oder als Volksverderber bekämpft wurde. Als eines der ersten Handwerker-Institute, das »Birkbeck Institute« in London, begründet wurde, da scheute sich die »St. James Gazette« nicht, zu schreiben: »Einen Plan, der besser für die Zerstörung dieses Reiches paßte, hätte selbst der Vater alles Bösen nicht erfinden können.«

Blickt man in die Debatten über die Bewilligung staatlicher Mittel für das Volksbildungswesen oder über den Erlaß der Volksschulgesetze der Jahre 1870 und 1876, so mag man erstaunen über die Verständnislosigkeit, die so wichtigen Maßnahmen entgegengesetzt wurde. Es ist eine Folgeerscheinung dieser alten ablehnenden Haltung, daß noch heute in England

zahlreiche Kreise dem Volksbildungswesen zwar nicht mehr mit Mißgunst, aber doch mit mehr oder weniger großem Unverständnis gegenüberstehen. Ein so erfahrener Parlamentarier wie Lord Haldane meint über die Einbringung von Volksgesetzen im Unterhaus bitter:

»Da hat man eine Anzahl von Männern, die zuhören, von denen aber neun Zehntel vom Volksbildungswesen nicht das geringste verstehen und von denen acht Zehntel sich in keiner Weise darum kümmern. Das Resultat ist, daß eine Debatte über das Volksbildungswesen . . . das Schauspiel eines nahezu leeren Unterhauses zeigt. Von Zeit zu Zeit blicken die älteren Abgeordneten durch die Tür herein, um zu sehen, wie lange sie noch fortbleiben können, ohne eine Abstimmung zu versäumen. Das Unterhaus und die Volksschullehrer in England und in Schottland scheinen einer gewissen Weite des Blickes für diese Dinge zu entbehren und ebenso eines greifbaren Interesses an ihnen; und ich glaube, daß der Mangel in beiden Fällen auf dieselbe Ursache zurückgeht. Das Publikum hat die ganze Frage noch nicht ernst genug genommen . . . Wenn das Bildungswesen in den Wahlbezirken als eine brennende Frage betrachtet würde, so würde dieser Zustand bald seine Änderung finden.«¹⁾

Nun ist zwar im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, insbesondere in dessen vorletztem Jahrzehnt, eine Welle der Begeisterung für das Bildungswesen über das ganze Land gegangen. Die beiden alten Universitäten nahmen damals trotz der Mißerfolge der 70er Jahre die Veranstaltung volkstümlicher Hochschulkurse für die großen Massen der Bevölkerung mit aller Energie in die Hand; Toynbee Hall wurde begründet, und andere Volksheime folgten; die freien öffentlichen Bibliotheken, die sich bis dahin nur langsam entwickelt hatten, nahmen an Zahl und Umfang bedeutend zu; das Volksschulwesen wurde durch Abendfortbildungsschulen ergänzt, für die reichliche Geldquellen durch die Gesetze der Jahre 1889 und 1890 erschlossen wurden; und eine Fülle von Stiftungen floß dem Volksbildungswesen zu.

Gewiß konnte man nicht erwarten, daß diese Hochflut des Interesses dauernd anhalten würde. Es mußte wieder ein niedrigerer Wasserstand eintreten. Aber es scheint, als wenn das Interesse

1) Haldane a. a. O. S. 74.

für Volksbildungsfragen nach diesem Höhepunkt allzu sehr sank. Eine Zeitlang mochte man glauben, daß die Begeisterung für Verbesserung des Volksbildungswesens, die in so glücklicher Weise dazu beigetragen hatte, eine Reihe schwerer sozialer Probleme ihrer Lösung näher zu bringen, verraucht sei. In den Vereinigten Staaten hat man diese Gleichgültigkeit Englands oft kritisiert. Allmählich aber sind Interesse und Verständnis für das Volksbildungswesen wieder neu gekräftigt worden. Man hat sich klar gemacht, daß die Vertiefung der Bildung der Massen des Volkes eine der ersten Bedingungen jedes Kulturfortschritts ist und daß sie einen Schlüssel zum Erfolge auf allen Gebieten darstellt: auf dem der Industrie ebensowohl wie auf dem militärischem, auf dem der Landwirtschaft genau so wie auf dem der nationalen und der Welt-Politik. Die Erkenntnis aber, daß England in Gefahr war, auf dem Gebiete des Bildungswesens zurückzubleiben, ist z. B. durch die Berichte der Studienkommission lebendig geworden, die ein reicher Engländer, Mr. Mosely, 1903 in die Volksschulen, Mittelschulen und Colleges der Vereinigten Staaten entsandte. Der Bericht dieses Studienausschusses¹⁾ ist in liberalster Weise zur Verbreitung gelangt und seine Ergebnisse sind dadurch noch weiter unterstrichen worden, daß daraufhin einige hundert englische Lehrer und Lehrerinnen mehrere Wochen lang zu Studienzwecken in die Vereinigten Staaten entsandt wurden.

Auch andere Tatsachen haben im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eine Wiederbelebung des allgemeinen Interesses bekundet. Wie es ein Menschenalter vorher möglich war, daß Männer der allerverschiedensten Geistesrichtungen wie Prof. Tyndall und der Erzbischof von Canterbury, Professor Huxley und der Bischof von London, der junge radikale Republikaner Sir Charles Dilke und der künftige Führer der Konservativen im Unterhaus, Sir Stafford Northcote, sich zusammenfanden, um wichtige Forderungen des Volksbildungswesens zu unterstützen, so scheint sich auch jetzt wiederum eine allgemeinere Anteilnahme dafür zu entwickeln. So hat am 20. Oktober 1911 bei der Jahresversammlung des Arbeiter-

¹⁾ Reports of the Mosely Educational Commission to the United States of America, Oktober—Dezember 1903. London 1904. 400 Seiten.

Bildungs-Vereins, die diesmal in Manchester stattfand, eine Versammlung von 3000 Menschen die beantragten Resolutionen angenommen, deren eine von Dr. Charles Gore, dem neuernannten Bischof von Oxford, eingebracht wurde; sie lautet dahin, »daß diese nationale Demonstration, die Arbeit und Bildung vertritt, ihr Vertrauen in die interkonfessionelle, keiner Partei dienende, demokratische Wirksamkeit der Worker's Educational Association ausdrückt, die versucht, das Bedürfnis nach Bildung unter Arbeitern und Arbeiterinnen zu wecken und zu befriedigen; sie gibt dem Glauben Ausdruck, daß im Verfolg solcher Tätigkeit eine der größten Hoffnungen für die Entwicklung eines nationalen Erziehungssystems liegt, das jedem Kind, Halbwüchsigen und Erwachsenen die Bildung vermittelt, die unentbehrlich ist für die vollkommene Entfaltung individueller und korporativer Fähigkeiten.« Am Vorstandstische dieser Versammlung saßen neben der Leitung des Arbeiter-Bildungs-Vereins und den Vertretern der Vereinigten Arbeiterorganisationen von Manchester der Bürgermeister der Stadt, zwei Bischöfe und die Rektoren zweier Universitäten.

Man kann danach wohl annehmen, daß das Interesse für die grundlegenden Fragen der Volksbildung in England sich wiederum in aufsteigender Linie bewegt. So haben sich die Anstrengungen belohnt, die in den letzten Jahrzehnten unablässig von weitzblickenden Männern unternommen wurden, um die öffentliche Meinung von der Wichtigkeit dieser Fragen zu überzeugen. Nachdem im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Lord Brougham, später Carlyle und Ruskin, Macaulay und Huxley, Dickens und George Eliot, W. Ewart und Sir John Lubbock, Toynbee und andere Politiker und Schriftsteller, Gelehrte und Sozialreformer davor gewarnt hatten, deren Wichtigkeit zu unterschätzen, ist es ein lobenswerter Brauch für die Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens geworden, sie dauernd im Auge zu behalten und bei besonderen Gelegenheiten — wie bei der Grundsteinlegung von Bibliothekgebäuden oder bei der Eröffnung einer neuen Bildungsanstalt — feingemeißelte Reden zu halten, deren Bedeutung sich über die mancher Tagesfragen weit erhebt. Viele dieser Reden haben dauernden Wert. Aufs Geratewohl seien zwei Beispiele herausgegriffen: so hat der frühere Bischof von London, Mandell Creighton, 30 seiner Aufsätze, Ansprachen und Predigten über

Volksbildungsfragen gesammelt herausgegeben¹⁾; ebenso sind die Ansprachen über Volksbildungsfragen, die Sir Norman Lockyer in den Jahren 1870—1905 gehalten hatte, in einem Sammelband erschienen.²⁾

Nun wird man sich durch diese erneute Hebung nicht zu dem voreiligen Urteil verleiten lassen dürfen, daß damit der endgültige Erfolg gesichert sei. Spann t m a n s e i n e H o f f n u n g e n g a r z u h o c h , so wird man stets wieder E n t t ä u s c h u n g e n erleben. Vielleicht war dies der tiefste Grund dafür, daß nach der großen Teilnahme, die in den 80 er Jahren zutage getreten war, wieder ein so starkes Abflauen eintreten konnte. Man hatte sich in weiteren Kreisen, insbesondere in denen, die dem Parlament nahe standen, allzuviel vom Volksbildungswesen versprochen; man hatte nicht bedacht, daß dieses unmöglich in kurzer Zeit alle die Schäden heilen kann, die von kulturfeindlichen Kräften oder von der Ungunst der Entwicklung in einem Zeitraum von Jahrzehnten hervorgerufen worden waren. Diese Überschätzung der Wirkungen, die man von dem Bildungswesen erwarten darf, ist schon häufig zutage getreten und ist stets enttäuscht worden. Als Turgot Ludwig XVI. seine Reformpläne begründete, versprach er dem König unter besonderem Hinweis auf die geplanten Volksbildungsbestrebungen: »Sire, dans dix ans vous aurez un peuple tout neuf.« So schnell läßt sich jedoch eine Umwandlung von Sitten, Anschauungen, Gebräuchen, kurzum alles dessen, was das Geistesleben des Menschen ausmacht oder ihm zugrunde liegt, nicht erwarten. Erst einer klar durchdachten und durch eine Zeitspanne von Generationen energisch durchgeführten Bildungspolitik kann es gelingen, die segenspendenden Wirkungen zu dauerndem Bestand zu bringen, deren das Volksbildungswesen fähig ist.

Dazu gehört außer reichlichen Geldbewilligungen durch Staat, Gemeinden und private Gemeinnützigkeit ein tiefes Verständnis für die Grundprobleme des Volksbildungswesens,

¹⁾ Mandell Creighton: Thoughts on Education. Speeches and Sermons. (London: Longmans, Green & Co., 1902.) 215 Seiten.

²⁾ Sir Norman Lockyer: Education and National Progress. Essays and Addresses 1870—1905. With an introduction by the Right Honorable R. B. Haldane, K. C., M. P. (London: MacMillan & Co. Ltd., 1906.) 269 Seiten.

und die Schaffung der zweckmäßigsten Organisation für jede einzelne dieser Einrichtungen. Auch die riesigsten Summen werden keinen wirklichen Nutzen schaffen, wenn sie nicht mit klugem Vorbedacht ausgegeben werden. Das heißt keineswegs, daß sie zur geistigen Beeinflussung der Volksmassen nach irgendeiner Richtung Verwendung finden sollten — im Gegenteil: wer dies versucht, gräbt sich meist sein eigenes Grab; und vor allem muß im Interesse der Würde der Sache gegen solche Entweihung auf das schärfste Stellung genommen werden. Wenn jedoch kein richtig durchdachter Plan für die Technik des Ganzen vorliegt, werden die bewilligten Summen nicht den vollen Nutzen stiften können. Als 1889 plötzlich reiche Mittel für das Gewerbeschulwesen zur Verfügung standen, wußte man damit hier und da zunächst nichts anzufangen, weil die nötige Vorbereitungszeit gefehlt hatte, um alle in Betracht kommenden Fragen zu durchdenken und eine zweckmäßige Organisation aufzubauen.

Vielleicht hat man solche Vorbereitung in England allzu lange versäumt, so daß aus den Bewilligungen der letzten Jahrzehnte nicht immer der volle Nutzen gezogen werden konnte. Wurden doch an die Organisierung des Bildungswesens infolge der raschen Ausdehnung, die es nach jahrhundertelangem Stillstand erlebte, die größten Anforderungen gestellt: man ersieht dies schon daraus, daß in England und Wales die staatlichen Bewilligungen für das Volksbildungswesen von 2 536 077 Pfd. Sterl. im Jahre 1880 auf 8 520 175 Pfd. 1898 und auf 13 485 233 Pfd. Sterl. 1909 stiegen. Die Bewilligungen der Gemeinden sind in ähnlichem Sturmschritt vorwärts geeilt, und die Schenkungen von Privatleuten und Körperschaften aller Art haben weitere Riesensummen aufgebracht. Da rächte sich nun, daß die Anzahl der Männer, die ihre Berufstätigkeit im Volksbildungswesen fanden und ihre Vorbildung darauf zugeschnitten hatten, allzu klein war. Vielfach hatte man auch trotz der erheblichen Mittel, die nun zur Verfügung standen, die Gehälter für die leitenden Stellungen allzu karg bemessen, so daß die besten geistigen Kräfte nicht dafür zu gewinnen waren. Jedenfalls litt das englische Volksbildungswesen längere Zeit hindurch an dem Mangel einer größeren Schar begeisterter, für ihre Aufgabe vor- und durchgebildeter Männer. Insbesondere gilt dies für den

Stand der Volksschullehrer. Wie wäre wohl die glänzende Entwicklung des deutschen Schulwesens denkbar gewesen ohne unseren Volksschullehrerstand, der seine Aufgaben mit leidenschaftlicher Liebe umfaßt und der mit Stolz auf eine Tradition von vielen Geschlechtern zurückblickt! Solche Tradition muß in England erst allmählich geschaffen werden. Man muß sich dort gewissermaßen erst ein Offizierkorps heranbilden, das sich nicht aus dem Boden stampfen läßt.

Es hängt wohl hiermit zusammen, daß tiefblickende Engländer in dem Volksbildungswesen ihres Landes allzusehr das vermissen, was wir Deutsche »Geist« nennen. Mr. Haldane hat auf diesen Mangel unter Hinweis auf die gleichlautende Kritik, die Matthew Arnold einige Jahrzehnte zuvor geübt hatte, mit Nachdruck hingewiesen. Er zitiert ein Wort Goethes: »Der Engländer ist eigentlich ohne Intelligenz«. ¹⁾ Wenn wir dieses Wort und jene Kritik dahin verstehen, daß das englische Volksbildungswesen zuweilen allzusehr an der Oberfläche geblieben ist, daß manche der Männer und Frauen, die in ihm tätig waren, nicht eifrig genug bemühten oder nicht recht imstande waren, in die Tiefe zu dringen und die zugrunde liegenden Probleme zu erkennen, so mögen wir sie als richtig hinnehmen. Solcher Geist der Selbstbesinnung und der wissenschaftlichen Durcharbeitung ist unerläßlich, wenn dieses zarte Gebilde der Kultur die rechten Früchte tragen soll.

Durch Geldbewilligungen allein läßt sich dies nicht erreichen, vielmehr hängt es von der gesamten Gestaltung des Geisteslebens, von seiner Tiefe, seiner Innerlichkeit und seiner Unerschrockenheit ab, wie weit sich diese Eigenschaften entwickeln können. Vielleicht ist das Kulturleben Englands in dieser Beziehung dadurch behindert worden, daß man dort geneigt ist, gewisse Schranken aufzurichten, die der Gedanke nicht überschreiten darf. Man schrickt vor den letzten Konsequenzen des wissenschaftlichen und philosophischen Denkens zurück und ruft dadurch eine intellektuelle Ängstlichkeit wach, die allen Kulturpsychologen aufgefallen ist, denen das englische Geistesleben vertraut ist. Ich nenne unter diesen z. B. Taine und Steffen, könnte jedoch auch andere Beispiele anführen. Auch möchte

¹⁾ Haldane a. a. O. S. 5.

ich auf ein Wort hinweisen, das die »Edinburgh Review« vor etwa einem halben Jahrhundert schrieb und das auch in der Zwischenzeit seine Geltung noch nicht verloren hat: »Die intellektuelle Feigheit ist die einzige Art von Feigheit, welche in unserem Lande häufig ist, aber sie herrscht in beklagenswertem Maße. Die meisten Schriftsteller machen sich Sorgen und Gedanken über die Tendenzen ihrer Bücher. Die sozialen Strafen, welche auf nicht orthodoxe Meinungen stehen, sind so streng und werden so unerbittlich verhängt, daß die philosophische Kritik und die Wissenschaft selber bei uns allzu oft das, was von allen Dächern herabgerufen werden sollte, nur in schüchternem Flüstern zu stottern wagt.«

Infolgedessen hat der Aberglaube in allen Kreisen des englischen Volkes bis in die neueste Zeit hinein eine bedenkliche Rolle gespielt. Zwar kann sich kein Volk der Welt, auch nicht das deutsche, rühmen, mit diesem Überbleibsel einer halbtierischen Vergangenheit völlig aufgeräumt zu haben. Immer wieder tauchen große Blasen, mit giftigem Gas gefüllt, an die Oberfläche empor, die uns zeigen, welcher sinnlose, man möchte sagen der Epoche der Steinzeit angehörige Aberglaube in manchen Kreisen des Volkes noch immer spukt. Im allgemeinen ist jedoch die Giftpflanze des Aberglaubens in Deutschland weit erfolgreicher ausgerottet worden als in England.

Wie die allgemeine Geistesverfassung dort noch vor etwa einem halben Jahrhundert aussah, das schilderte George Eliot folgendermaßen: »Es war eine Zeit, in der sich die Unwissenheit sehr viel wohler fühlte als in der Gegenwart und in der sie mit Ehren in sehr guter Gesellschaft aufgenommen wurde, ohne verpflichtet zu sein, sich in ein sorgfältig hergestelltes Gewand des Wissens zu kleiden; eine Zeit, in der es noch keine billigen Zeitschriften gab und in der Landärzte niemals daran dachten, ihre weiblichen Patienten zu fragen, ob sie gerne läsen, sondern es einfach für selbstverständlich hielten, daß sie Klatschereien vorzögen; eine Zeit, in der Damen in schweren seidenen Kleidern große Taschen bei sich hatten, in denen sie einen Hammelknochen mit sich herumtrugen, um sich gegen Krämpfe zu schützen. Auch Mrs. Gregg trug einen Knochen mit sich herum, den sie von ihrer Großmutter geerbt hatte, zusammen mit einem Brokatkleid, das von selbst stehen konnte wie eine Rüstung, und mit

einem Spazierstock mit silbernem Knopf. Denn die Familie Dodson war seit vielen Generationen sehr geachtet gewesen.¹⁾

Um dieselbe Zeit fanden die Missionare der Mormonen es wesentlich leichter, ihre Tätigkeit in Großbritannien auszuüben als in Deutschland. Ihre Kirche zählte im britischen Inselreich schon 1851 mehr als 30 000 Mitglieder. Binnen 14 Jahren haben die Mormonenmissionare in Großbritannien mehr als 50 000 Personen für das neue Evangelium getauft und davon fast 17 000 nach Amerika befördert. Dagegen hatten sich in Deutschland nur wenige Männer und Frauen gewinnen lassen, wie sich auch den Mormonen in Nordamerika nur wenig Deutsche anschlossen. Als Schiel 1853 den Mormonenstaat besuchte, fand er im ganzen Territorium nicht mehr als 3 Deutsche.²⁾

Seither hat sich die Bildungshöhe des englischen Volkes zweifellos beträchtlich gehoben. Wollte man sehr kritisch sein, so würde man aber doch feststellen können, daß trotz der Zunahme der Fähigkeit des Lesens und der Volksbildung Quacksalber und Charlatane aller Art noch immer eine ausgedehnte Kundschaft finden. Chiromantik und Hellseherei blühen überall und finden zahllose Kunden — von der Westend-Lady bis zu ihrem Dienstmädchen und dem Fabrikarbeiter. Auch die Verirrung der Gesundheitserei — die sogenannte »Christliche Wissenschaft (Christian Science)« — zeigt dies. An der Börse ist Geld für die verrücktesten Pläne zu haben. Das Publikum läßt sich seine Ersparnisse zu Hunderttausenden und Millionen von Pfunden durch Bucket-shops und andere Schwindelunternehmungen aus der Tasche locken. Auch die »Missing-word Competitions« finden stets ihr Publikum. Und Impfgegner, Okkultisten wie überhaupt die sonder-

1) George Eliot: *The Mill on the Floss*. London, Melbourne and Toronto: Ward Lock & Co., Ltd. 1910. S. 119.

2) Dr. Moritz Busch: *Geschichte der Mormonen*. Leipzig: Abel, 1869. S. 324 ff. Busch fügt hinzu, daß es die Arbeit der Mormonenmissionare wesentlich unterstützt habe, wenn sie den Bauern von Wales, den Webern von Lancashire und den Schneidern von London das Paradies am Salzsee als ein solches schilderten, wo ein Mann nicht nur so viele Häuser bauen könne, als er zu bauen vermöge, sondern sich auch so viele Frauen nehmen dürfe, als er zu ernähren und zu regieren imstande sei. In Deutschland wirkte das weniger.

barsten Heiligen sind stets sicher, daß ihnen ganze Scharen von Leuten nachlaufen.

Demgegenüber wird man sich nun sagen müssen, daß es wahrscheinlich auch den tatkräftigen Anstrengungen eines ganzen Jahrhunderts nicht gelingen wird, solche Übelstände auszurotten. Verschröbene Geister wird es immer geben, und die Fähigkeit, logisch zu denken, ist, wie es scheint, manchen Menschen durchaus nicht beizubringen. Es kommt nur darauf an, wie weit unklares und gewißermassen notwendig zu falschen Schlüssen gelangendes Denken oder — anders ausgedrückt — ungerichtetes Umherspringen und halsbrecherische Verrenkungen der Gedanken verbreitet sind. Und da wird die Antwort lauten müssen, daß es in England möglich sein sollte, noch ganz erhebliche weitere Verbesserungen zu erzielen. Noch hat das Volksbildungswesen seine vollen Wirkungen nicht entfaltet. Abgesehen davon, daß seine Ausbildung in den einzelnen Landesteilen eine recht verschiedene ist — in Schottland und im Norden Englands ist es erheblich weiter vorgeschritten als in dem lässigeren Süden, und zwischen den einzelnen Großstädten bestehen die merkwürdigsten Verschiedenheiten — ist auch die Zeit, in der die bestehenden Einrichtungen ihre volle Wirksamkeit ausüben konnten, noch allzu kurz, als daß man ein endgültiges Urteil über ihre Erfolge fällen könnte. Auch leiden sie an mancherlei Mängeln: ihre Zahl ist vielfach unzureichend, ihre Organisation ist nicht immer genügend durchdacht, und die einzelnen Einrichtungen stehen nicht einmal auf demselben Gebiet in der notwendigen Verbindung miteinander. So wird viel Kraft verschwendet, die durch zweckmäßige Zusammenfassung (wie sie z. B. der Arbeiter-Bildungs-Verein für seine Zwecke mit glänzendem Erfolg durchgeführt hat) gespart oder vielmehr zu voller Wirksamkeit gebracht werden könnte.

Trotz aller dieser Mängel kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dem englischen Volksbildungswesen eine große Zukunft beschieden ist. Es beruht auf einer sicheren und unzerstörbaren Grundlage. Völlig undenkbar wäre es, daß es heute wieder zugrunde ginge. Seine Entwicklung wird gewissen Schwankungen unterworfen sein, aber eine Rückbildung gehört nicht mehr zu den Dingen der Möglichkeit. Das letzte

Jahrzehnt hat von neuem erwiesen, wie tief die führenden Kreise der Nation von der Überzeugung durchdrungen sind, welche unendliche Bedeutung der Volksbildung zukommt. Gleichzeitig haben die Arbeiterkreise gezeigt, wie fest ihnen die Bildungsideale ans Herz gewachsen sind. So sind die wichtigsten Bildungseinrichtungen, die in den vorhergehenden Jahrzehnten entstanden waren und die zum Teil von England aus die Welt erobert haben, mit neuem Leben erfüllt worden. Neue Bestrebungen sind an ihre Seite getreten. Unter diesen verdient besondere Beachtung der seit einigen Jahren systematisch von dem Unterrichtsministerium unternommene Versuch, den unentgeltlichen Besuch der höheren Schulen begabten Kindern auch der ärmsten Bevölkerungskreise zu ermöglichen — und zwar nicht nur einigen wenigen, sondern einer erheblichen Zahl — und damit einen Aufstieg der Fähigsten in die Wege zu leiten, der für das gesamte kulturelle und wirtschaftliche Leben von epochemachender Bedeutung werden kann.

Auch das mag für die Zukunft mit schönen Hoffnungen erfüllen, daß man sich in England der Bedeutung der tiefsten seelischen Kräfte und Wünsche bewußt zu werden beginnt. Man will daher nicht nur Einrichtungen zur Verbreitung von Wissen schaffen, sondern versucht auch, dafür Sorge zu tragen, daß der Einfluß der großen Herzenskünder der Menschheit allen Gliedern des Volkes zuteil werde. Nicht nur für die Feiestunden des Lebens sollen ihre Worte ein Schmuck sein — sie sollen auch in das tägliche Leben mit bestimmender Kraft eingreifen. Insbesondere sollen die Schöpfungen der großen Dichter ihre volle Wirkung auf alles, was Menschenantlitz trägt, ausüben können, das Herz jubeln oder zittern machen, die edelsten Kräfte unserer Seele wecken.

Dies alles aber läßt sich letzten Grundes nicht allein dadurch erzielen, daß durch die Bemühungen begeisterter Menschen oder durch die öffentlichen Gewalten weitgreifende Bildungseinrichtungen geschaffen werden — es muß auch im ganzen Volke der leidenschaftliche Wunsch vorhanden sein, an der eigenen Bildung zu arbeiten, die Kräfte und Fähigkeiten des Geistes und des Gemüts durch Selbstbildung zu üben und zu formen. Deshalb wird es für die Entwicklung der Zukunft von entscheidender Bedeutung sein, wie weit die tiefsinnige Mahnung *Ruskins* befolgt wird: »Merke schließlich, daß jeder bedeut-

same Fortschritt zu wahrer Glückseligkeit des Menschengeschlechts durch persönliche und nicht durch öffentliche Anstrengungen erreicht wird. Gewisse allgemeine Maßnahmen mögen zu solchem Fortschritt verhelfen, gewisse erprobte Gesetze dazu führen — aber Maß und Ordnung dessen, was den Grund dazu bildet, liegt in eines jeden eigenem Heim.«

Von Dr. ERNST SCHULTZE erschienen außerdem:

1. **Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung.** Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Eduard REYER. 119 Seiten. 2. Auflage. Preis geheftet 2 Mark.
2. **Freie öffentliche Bibliotheken** (Volksbibliotheken und Lesehallen). 363 Seiten. Mit 26 Abbildungen. Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.
3. **Volksbildung und Volkswohlstand.** Eine Untersuchung ihrer Beziehungen. 84 Seiten. Preis geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark.
4. **Archiv für das Volksbildungswesen aller Kulturvölker.** I. Band. 1907. Herausgegeben von Dr. Ernst SCHULTZE und Prof. G. HAMDORFF. 352 Seiten. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.
5. **Die Schundliteratur; ihr Wesen, ihre Folgen, ihre Bekämpfung.** Zweite, stark vermehrte Auflage mit Abbildungen. 172 Seiten. Preis geheftet 3 Mark.
6. **Der Kinematograph als Bildungsmittel.** 158 Seiten. Preis geheftet 3 Mark.
7. **Weltanschauung und Wirtschaftsleben in der deutschen Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts.** 104 Seiten. Preis geheftet 2 Mark.
8. **Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten.** Kulturgeschichtliche Streifzüge. 224 Seiten. Preis geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark.
9. **Streifzüge durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben.** 228 Seiten. Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.
10. **Amerikanische Volkspärke.** 31 Seiten. Preis 50 Pfg.
11. **Die Eroberung von Mexiko.** Eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an den Kaiser Karl V. Bearbeitet von Dr. Ernst SCHULTZE. 645 Seiten. Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.
12. **Die Kulturaufgaben der Freimaurerei.**
- 13.—14. **„Bibliothek wertvoller Memoiren“ und „Bibliothek denkwürdiger Reisen“**, herausgegeben in Verbindung mit hervorrag. Fachgelehrten von Dr. Ernst SCHULTZE.

Kleinere Schriften sind hier nicht mitaufgeführt.

Die Kultur des modernen England in Einzeldarstellungen

Herausgegeben mit

Unterstützung des deutsch-englischen Verständigungskomitees

von

Dr. Ernst Sieper

a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität München.

1. Band:

Die geistige Hebung der Volksmassen in England. Von Dr. Ernst Schultze, Hamburg. XI und 177 Seiten 8°, Preis kart. ca. M. 4.—.

2. Band:

Volksbildung und Volkswohlfahrt in England. Von Dr. Ernst Schultze, Hamburg. XII und 205 Seiten 8°, Preis kart. ca. M. 4.50.

3. Band:

Die Gartenstadtbewegung in England, ihre Entwicklung und ihr jetziger Stand. Von Architekt Berlepsch-Valendàs, München. XII u. 190 Seiten 8° mit 10 Textabbildungen und 19 Tafeln, Preis kart. M. 4.50.

4. Band:

Der Prae-Raphaelitismus in England. Von Prof. Dr. H. W. Singer. VIII u. 126 Seiten 8° mit 12 Vollbildern, Preis kart. ca. M. 3.50.

In Vorbereitung befinden sich folgende Bände: Englisch-Unterrichtswesen von Schulrat Dr. Kerschensteiner M. d. R. — Das Englische Theater der Gegenwart, seine Organisation, Bühnenkunst und Literatur von Dr. E. Stahl. — Regierungsweise und politisches Leben in England von Professor Dr. Hatschek. — Die Hauptströmungen in der modernen englischen Literatur von Dr. Fr. Brie. — Die Presse und die öffentliche Meinung. — England als Kolonialmacht. — Die englischen Rechtsverhältnisse. — Geschichte der englischen Frauenbewegung. — Die soziale Frage in England u. a.

Historische Bibliothek.

Herausgegeben

von der Redaktion der Historischen Zeitschrift

- Bd. 1: Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1867. Erzählt von Theodor Schiemann. XII u. 291 S. 8°. 2. Aufl. In Leinw. geb. M. 5.—.
- Bd. 2: Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687—1693). Herausgegeben und erklärt von Emil Gigas. 78 S. 8°. In Leinw. geb. M. 2.—.
- Bd. 3: Heinrich von Sybel, Vorträge und Abhandlungen. Mit einer biographischen Einleitung von Professor Dr. Varrentrapp. 378 S. 8°. In Leinw. geb. M. 7.—.
- Bd. 4: Die Fortschritte der Diplomatie seit Mabillon vornehmlich in Deutschland—Österreich von Rich. Rosenmund. X u. 125 S. 8°. In Leinw. geb. M. 3.—.
- Bd. 5: Margareta von Parma, Statthalterin der Niederlande (1559—1567). Von Felix Rachfahl. VIII u. 276 S. In Leinw. geb. M. 5.—.
- Bd. 6: Studien zur Entwicklung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum. Von Julius Kaerst. 109 S. 8°. In Leinw. geb. M. 3.—.
- Bd. 7: Die Berliner Märztag von 1848. Von Professor Dr. W. Busch. 74 S. 8°. In Leinw. geb. M. 2.—.
- Bd. 8: Sokrates und sein Volk. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit. Von Dr. Rob. Pöhlmann. VI u. 133 S. 8°. In Leinwand geb. M. 3.50.
- Bd. 9: Hans Karl von Winterfeldt. Ein General Friedrichs des Großen. Von Ludwig Mollwo. XI u. 2c3 S. 8°. In Leinw. geb. M. 5.—.
- Bd. 10: Die Kolonialpolitik Napoleons I. Von Gustav Roloff. XIV u. 258 S. 8°. In Leinw. geb. M. 5.—.
- Bd. 11: Territorium und Stadt. Aufsätze zur deutschen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte. Von Georg von Below. XXI u. 342 S. 8°. In Leinw. geb. M. 7.—.
- Bd. 12: Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozesse im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. Von Joseph Hansen. XVI u. 538 S. 8°. In Leinw. geb. M. 10.—.
- Bd. 13: Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine literarische Studie zur deutschen Universitätsgeschichte. Von Professor Gust. Bauch. XIII u. 115 S. 8°. In Leinw. geb. M. 3.50.
- Bd. 14: Studien zur Vorgeschichte der Reformation. Aus schlesischen Quellen. Von Dr. Arnold O. Meyer. XIV u. 179 S. 8°. In Leinw. geb. M. 4.50.
- Bd. 15: Die Capita agendorum. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Reformverhandlungen in Konstanz. Von Privatdozent Dr. Kehrmann. 67 S. 8°. In Leinw. geb. M. 2.—.
- Bd. 16: Verfassungsgeschichte der australischen Kolonien und des „Common wealth of Australia“. Von Dr. Doerkes-Boppard. XI u. 340 S. 8°. In Leinw. geb. M. 8.—.
- Bd. 17: Gardiner, Oliver Cromwell. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von E. Kirchner. Mit einem Vorwort von Professor A. Stern. VII u. 228 Seiten. In Leinw. geb. M. 5.50.
- Bd. 18: Innozenz III. und England. Eine Darstellung seiner Beziehungen zu Staat und Kirche. Von Dr. Else Gütschow. VIII u. 197 S. In Leinw. geb. M. 4.50.
- Bd. 19: Die Ursachen der Rezeption des Römischen Rechts in Deutschland. Von Georg von Below. XII u. 166 S. 8°. In Leinw. geb. M. 4.50.
- Bd. 20: Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten Hohenlohe. Eine Studie von Dr. Karl Alexander von Müller. XVI u. 292 S. In Leinw. geb. M. 6.75.
- Bd. 21: Der Bericht des Herzogs Ernst II. von Koburg über den Frankfurter Fürstentag 1863. Ein Beitrag zur Kritik seiner Memoiren von Dr. Kurt Dorien. XVI u. 170 S. 8°. Kart. M. 4.—.
- Bd. 22: Die Spanier in Nordamerika von 1513—1824. Von Ernst Daenell. XV u. 247 S. 8°. Kart. M. 6.—.
- Bd. 23: Die Überleitung Preußens in das konstitutionelle System durch den zweiten Vereinigten Landtag. Von Hans Mähl. XII u. 268 S. 8°. Kart. M. 6.—.
- Bd. 24: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Von Ernst Troeltsch. 2. vermehrte Auflage. 104 S. 8°. Kartoniert M. 2.80.
- Bd. 25: Liselotte und Ludwig XIV. Von Dr. Michael Strich. VIII u. 154 Seiten. Mit einer Tafel. Kartoniert M. 5.—.

Mit Band 21 beginnt eine neue Serie der Historischen Bibliothek. Wir liefern die komplette erste Serie (Band 1—20) zu dem **ermäßigten Preis von M. 50.—**. Die Preise für einzelne Bände dagegen bleiben bestehen.





39230/
12.